This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

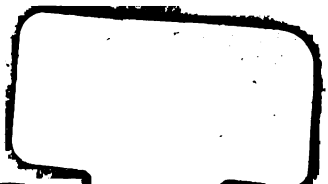
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

3433 00036600 9



Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

Mit Kupfern und Karten.

Acht und zwanzigster Band.

Berlin, 1806.
In der Vossischen Buchhandlung.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Reise nach Paris.

Von

Th. Holcroft.

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. A. Bergk,

Doctor der Philosophie in Leipzig.

Mit Kupfern.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung,
1806.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Thomas Holcroft's

Reise nach Paris.

Erstes Kapitel.

Seitdem ich den Boden der Provinzen betreten hatte, welche schon vor der Revolution zu Frankreich gehörten, war ich auf alles dasjenige sehr aufmerksam, was sich auf den Anbau des Landes und den Zustand seiner Bewohner bezog. Ich kam jetzt aus Holland durch die ehemaligen Niederlande, war vor der Revolution schon zweimal in Frankreich gewesen, und erinnerte mich noch recht lebhaft an alles, was ich damals gesehen hatte. Unterscheidet sich nun das jetzige Frankreich von dem ehemaligen, und worin unterscheiden sich beide von einander? Bei meinen vorigen Reisen in Frankreich waren mir die bunten Farben des angebaueten Landes als eine Sonderbarkeit aufgefallen. In der Ferne sahen die Felder wie lange Bandstreifen aus, die sich durch mancherlei Farben, durch Gelb, Braun und Grün von einander unterschieden. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß jeder solche schmale Streifen Landes seinen besondern Eigenthümer hat, und daß jeder die Art von Gewächsen oder Getreide darauf pflanzt, die ihm beliebt. Die Felder gewährten uns noch immer diese bunte Mannichfaltigkeit, allein sie schien mir nicht mehr so häufig zu seyn, als ehemals.

Von den elenden Lehmhütten, die ich vormals in so großer Menge zu sehen bekam, waren noch viele vorhanden; allein ich glaube, daß sich ihre Anzahl vermin-

hert hat; doch wage ich dies nicht gewiß zu behaupten. Zwei Umstände aber, die ich ganz gewiß weiß, und worin ich mich nicht im Geringsten irren kann, sprechen zum Vortheil des gegenwärtigen Augenblickes; die Landleute gehen jetzt im Ganzen besser gekleidet und haben ein heitereres und zufriedeneres Ansehen, als vormals. Man bemerkt zwar noch viele Bettler unter ihnen, doch ist ihre Anzahl jetzt nicht mehr so groß. Der allgemeine und schreckliche Anblick der Armuth, ja des Elendes, den sonst Frankreich gewährte, hat sich jetzt sehr vermindert. Der letzte Tag unserer Reise, ehe wir nach Paris kamen, war ein Sonntag; wir sahen viele Leute aus den niedern Ständen reinlich gekleidet und mit zufriedenen Gesichtern, die wir mit Recht für Zeichen des Wohlstandes und besserer Tage ansehen konnten. Die Lumpen, die Armuth, die matten Blicke, die bleichen Gesichter, lauter Gemälde des Elendes, die ich bei meinen vorigen Reisen angetroffen hatte, kann ich noch jetzt nicht vergessen.

Es giebt Menschen, die sich von ungeduldigen Hoffnungen, welche den einen Gegenstand vergrößern, den andern verkleinern, so irre führen lassen, daß sie behaupten, die statt gehabte Veränderung sey vollendet. Eine Nation ist ein ungeheurer Körper, der zwar niemals gänzlich stillsteht, doch aber kaum merkbare Bewegungen macht, außer im Augenblicke eines heftigen Stoßes, worauf er aber bald wieder in seinen langsamen unmerklichen Gang verfällt. Ihre Gebräuche sind alt, ihre Gewohnheiten eingewurzelt; sie hält also ihre Denkungsart und Handlungsweise für die beste, die menschliche Weisheit erfinden kann. Diesen Glauben hat bis auf einen gewissen Grad Jeder bei allem, was er thut; denn wäre dies der Fall nicht, so würde er es unterlassen. Eine Nation ist ein Aggregat von Individuen; wenn daher auch Einige die Sitten überhaupt und insbesondere verwerfen oder tadeln, so glaubt

doch Jeder, daß die seinigen gut sind; daher ist auch die Nation im strengsten Sinne des Wortes dieser Meinung. Wenige besitzen so vielen Scharfsinn, von freien Stücken daran zu zweifeln, und wer auch so vielen Verstand besitzt, der wirft dennoch nur wenige Zweifel auf. Welche Macht auf Erden soll nun augenblicklich eine ganze Nation dahin bringen, daß sie ihre Sitten, Gebräuche und Einrichtungen für lauter Verirrungen erkennt? Der französische Landmann ist von dem Joche der Feudaleinrichtungen befreiet worden, und in andere Lagen gekommen; diese müssen auch entsprechende und angemessene Veränderungen hervorbringen. Niemand kann behaupten, daß er diese sogleich im ersten Augenblicke ihrer Entstehung gewahr wird; kann man aber wohl zweifeln, daß sie erfolgen?

Es giebt Landleute, die behaupten, sie wären unter ihren vorigen Herren glücklicher gewesen; diese führen bittere Klagen und wünschen von Herzen den vorigen Zustand zurück. Der aber müßte das menschliche Herz nur wenig kennen, der dies als einen Beweis anführen wollte, daß sich die Landleute jetzt schlimmer befinden. Selbst der weiseste Mann besitzt kaum so viele Weisheit, daß er sich entschlösse, mit der Gegenwart zufrieden zu seyn. Im menschlichen Leben bietet die Vergangenheit nur wenige Scenen dar, die so unglücklich gewesen sind, daß ihr Andenken nicht Bedauern erregen, und daß man nicht ihre Rückkehr wünschen sollte. Ein altes Weib wünscht die Tage seiner Jugend, ein alter Mann die Tage der Vergangenheit zurück. Die größte Revolution, deren die Geschichte erwähnt, hat sich in Frankreich ereignet; das Volk handelt jetzt ganz anders als sonst; große Veränderungen müssen die Folgen davon seyn. Wegen ihrer Heftigkeit und Ausbreitung sind schon einige dieser Veränderungen sichtbar; allein da alte Gewohnheiten tief in den Gemüthern der Menschen eingewurzelt sind, und da eine Nation von erwach-

seinen Leuten nicht auf einmal eine neue Denkart und Handlungsweise annehmen kann, so müssen die Fortschritte in der Veränderung langsam seyn, weil viele Hindernisse dabei zu überwinden sind.

Wir näherten uns Chantilly; wie soll ich aber die Empfindungen schildern, die der Anblick dieses Fleckens in mir erregte? Als ich ehemals diese Straße reis'te, die durch den Park ging, war die Menge von Rebhühnern unzählbar; Hasen sprangen wie zahme Kaninchen über unsern Weg; jede Art von Wildpret war hier sicher und hatte Nahrung in Ueberfluß; man hob keinen Stein auf, schoß kein Gewehr ab, und ließ kein Geschrei tönen, um sie nicht schüchtern zu machen. Das Schloß glänzte damals in aller seiner Pracht; es war der Stolz des Gastwirthes und des Landmannes, und die Bewunderung des Reisenden. Selbst die Ställe glichen den Pallästen; ich will die Menge Pferde nicht erwähnen, die sich darin befanden, sondern bloß an ihre Bauart und Größe erinnern, die wirklich Erstaunen erregten. Alles dies gehörte den Nachkommen des großen Condé und sein Glanz wurde selbst noch durch diesen Namen erhöhet.

Wo ist nun alle diese Pracht, aller dieser Glanz? Wie plötzlich ist alles verschwunden! Wie bitterlich klagen die Leute, die in der Nähe wohnen, und die die Vortheile dieses Ortes mitgenossen haben! Wie sehr triumphirt der Vertheidiger der alten Ordnung der Dinge, wenn er sie anhört! Nach seiner Meinung denkt ganz Frankreich so. Lebten aber die Hasen etwa deshalb in Sicherheit, weil der Landmann den Prinzen Condé so innig verehrte? Nein! Die Ursache war, daß er einen Galgen und auf seinen Gütern das Recht zu strafen hatte. Der Prinz mochte menschlich denken und handelte auch oft wirklich human; allein wie viele Unterthanen, denen er seine Gewalt übertragen hatte, mißhandelten das Volk! —

War das Schloß und alles, was dazu gehörte, ein Denkmal, was ein dankbares Volk seinem Wohlthäter errichtet hatte? Ach nein! Nicht bloß dieser Pallast, sondern noch tausend andere, die im Königreiche zerstreut lagen, wurden auf Kosten des Volkes und von Sklaven errichtet. Im Wahnsinn und in der Wuth nach Rache wurden sie wieder zerstört; nicht blos sie, sondern auch nur zu oft wurden zugleich ihre Besitzer mit vernichtet.

Warum bin ich aber in Frankreich? Diese Frage setzt mich in Verlegenheit. Mich fesseln Vater- und Familienbande und ich habe Elternpflichten zu erfüllen; der Hauptzweck meiner Reise geht dahin, eine Nation zu beobachten und kennen zu lernen, die zwölf Jahre lang die Welt in Erstaunen gesetzt hat. Und wer bin ich, daß ich eine solche Arbeit zu unternehmen wage? Ich schaudre und zittre über meine eigene Unbesonnenheit. Paris, das über vergangene Jahrhunderte zu Gerichte saß, und dessen Ausspruch die Gegenwart mit Furcht erwartet! Paris, dessen heutige Beschlüsse Aussprüche der Gottheit waren, morgen die Vorschriften und Gebote der Verdammten sind! Paris, dessen Ränke blos der Allwissende durchschauen, und der Allmächtige zu Schanden machen kann! Paris, dessen Frivolitäten die Thorheit selbst verachtet, und über dessen Einsicht die Weisheit bezaubert daseht! Von Paris will ich der Welt eine Schilderung liefern.

Wir sind an den Barriere von St. Denis. Es sind etwa sechzehn Jahre, als ich den nämlichen Weg machte. Die Barriere befand sich damals in einem andern Zustande. Diese ungeheure Stadt ist nach meiner Abreise mit einer Mauer umgeben worden. Aber was hatte man für eine Absicht dabei? Die Einwohner sollten nichts essen und trinken, als was sie verzollet hätten. In den Tagen des Ungewitters, wo das Schwert den Schuldigen und Unschuldigen ohne Unter-

plötzlich traf, so daß wir uns [illegible] sonderlich sonnte entstehen. Wir hielten an, um das Phänomen sich uns weiter vorzuzeigen; kein bisschen Mondschein: schwarz sahen wir einen Menschen, der bunter, von Goldstern nach einem Sicherheitsordnungs-erhaben sich mit einem andern gezänkt; beide, [illegible] nach dem Degen gegriffen und sich geschlagen. Die Thore öffnen sich, der Befehl ertönt und wir fahren hinein; alles geschieht hier methodisch und ruhig. Die Polizei regiert mit großer Leichtigkeit. Die Straßen waren erleuchtet; die Lampen wachsen die breiten Gehäuse der massiven steinernen Gebäude, zwischen diese waren so hoch, daß man nichts vom Himmel sehen konnte, und drückte, wir wänden uns durch verwunderne tiefe Höhlen hindurch. Dies sind keine erdichteten Gemälde, sondern es ist lauter Wahrheit. Die Straße Bourbon liegt im Mittelpunkte von Paris, und nach dieser fuhren wir.

Warum hängt man so hartnäckig an der Gewohnheit? Warum nehmen benachbarte Nationen nicht solche Einrichtungen von einander an, die eben so bequem als vernünftig sind? Ein englisches Wirthshaus ist so vortrefflich zur unmittelbaren Bequemlichkeit und Erquickung des Reisenden eingerichtet, daß man beim ersten Anblicke erstaunt, daß man nicht in allen Ländern englische Wirthshäuser findet; besonders muß man sich wundern, daß dies in Frankreich nicht der Fall ist, das doch mit England in so häufigem Verkehr und in so naher Verbindung steht. Sobald der Reisende in England aus seinem Wagen steigt, wird er in ein warmes reinliches Zimmer geführt; er läßt die Speisen kommen, die er wünscht; man bringt ihm einen Stiefelknecht und Pantoffeln und ein gesundes, reinliches Bette steht für ihn bereit. Seiner Frau und seiner Tochter erweiset man die nämliche, ja oft noch mehrere Aufmerksamkeit; die höfliche Wirthin und die reinliche

Mangel an Bequemlichkeit, sich zu verständigen, abhalten sie, [illegible] gefällig seyn können. Die Reisenden fühlen keine Unbequemlichkeit. Sie sind zu Hause, oder, geht es ihnen zu Hause nicht eben glänzend her, so sind sie sich noch besser als zu Hause denn sie haben alle Aufmerksamkeit, die sie nur Befehle erwartet, dergleichen thut nur der Diener haben kann.

Wer nach Paris in seinem eigenen Wagen reist, und sich nach diesem oder jenem Hotel zu fahren befiehlt, muß erwarten, daß er kein Zimmer hier findet, das er wenigstens fahren und eine andere Wohnung aufsuchen muß. Hat er diese gefunden, so läßt er dahin nur einen sehr kleinen Theil von den Bequemlichkeiten eines englischen Wirthshauses an; diese muß man in entfernten Häusern und in verschiedenen Straßen aufsuchen. Der Reiche kann sich allenthalben einen gewissen Grad von Bequemlichkeit verschaffen; allein in Paris ist selbst der Reiche, wenn er auch in einem einzigen Abend alle seine großen Einkünfte durchbringen wollte, nicht im Stande, sich so schnell alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, als der Reisende, der ein paar Thaler in der Tasche hat, in England sogleich für sich bereit findet.

Meine guten Freunde in Frankreich! Ihr habt es in der ganzen Welt aus — die Erde ist viel zu klein, wenn neben dem Ein Paris gleich Ein London stehen soll. Gott bewahre, daß ich Euch Unruhen gegen mich rege machen wollte, indem ich Euch sage, daß es nur Ein London giebt. Ich will Euch nicht ärgern; denn Ihr habt mich aufgenommen wie Ehre meiner Nation; ja die Ehre meiner Herrschaft verbindet mir, wieder zu kommen. Ich muß nicht gut, daß Ihr deutlich werdet, ich sey voll englischer Vorurtheile, indem ich behaupte, ich sey voll englischer Vorurtheile, indem ich behaupte, ich komme die Artigkeit, mit der Ihr jeden Augenblick bereit seyd, Fremde zu bedienen und zuvorzukommen. So lange sie zugegen sind, verschwendet Ihr Euch, daß sie Euch Ehre machen. Ihr

seyd so mitleidig und ruft, das Elend nicht abwarten sie lacht, als bis sie fort sind. Was die Unbequemlichkeiten von Euren Wirthshäusern und eine zahllose Menge anderer unangenehmer Dinge anbelangt, so sieht Ihr sie bei Eurem Leichtsinne und bei Eurer ganzen Art und Denkungsart als Kleinigkeiten an, und hat der Freudensaal Euch das erwähnte savoir vivre gelehrt, so wird er sie in dem nämlichen Lichte betrachten.

Jedoch ist nicht jedermann so glücklich, sich Euren Gefälligkeit Ruhen zu ziehen. Einige sind zu geschäftig, Andere zu träge; diesem fehlt es an Geld, jenem an Zeit; der Eine hat keine Entschlossenheit, der Andere keine Neugierde. Der grosse Haufe muß allenthalben zu Hause bleiben. In England auf seine See umgürtete Insel eingesperrt, wie viel muß er nicht entbehren! „Wer Paris nicht gesehen hat, hat nichts gesehen," rief Herr Hochbrod in der Freude seines Herzens aus, als er sich im Cul de sac des Bahillardes dem Fenster näherte, um das Hemde hereinzunehmen, das seine Frau zum Trocknen hinausgehängt hatte.

Ist es denn aber auch wirklich wahr, daß darum meine Volk in Paris artiger ist, als viele sogenannte wohlerzogene Leute in andern Ländern? Dies ist zwar eine kühne Behauptung, aber ich habe sie sehr häufig aufstellen gehört. Unter Artigkeit verstehe ich denjenigen Betragen, das mir die innigste und größte Zufriedenheit gewährt.

Wir langten in der Nacht in Paris an. Ich war unzufrieden, daß meine Frau und meine Tochter, nach einer Reise von zwei Tagen und einer Nacht, müde und der Kälte schaudernd, Hasenfuß und morsch wurden, indem keiner von den artigen aber unartigen Geschöpfen kam, und ihnen die geringste Bequemlichkeit oder den geringsten Beistand anbot. Ich war unzufrieden — doch wollte ich alle die Gegenstände herzählen, die

kamen ich mich schlafen legen, so würde ich damit fertig werden.

Meine Unzufriedenheit durch laut aus. Ich fragte, ob wir nicht Betten erhalten könnten?

„Ja! Betten wollten Sie! Hätten wir das gewußt — Sie hätten sogleich Betten haben."

„Sind sie gut?"

„Man findet in Paris keine besseren."

„Sie sind also die besten von der Welt."

„Unstreitig, mein Herr!"

„Ich freue mich darüber; wir werden königlich schlafen."

„Verzeihen Sie, mein Herr! dies ist nicht möglich. In Frankreich schläft niemand königlich. Wären Sie vor der Revolution da gewesen —

„Aha! Sie scherzen."

„Nein, mein Herr! In Paris thut jedermann dasselbe."

„So hat also jedermann in Paris so vielen Verstand!"

„Diese Treppen hinauf, meine Damen; dann bis ans Ende dieses Ganges. Die Zimmer sind prächtig."

„Prächtig, sagen Sie?"

„Ja! In diesem ist, wie Sie sehen, Raum für das Bett und einen Stuhl; das andere ist so groß, daß Ihr Nachtsack und Ihre Kragenschachtel hinein gehen."

„Wahrhaftig, prächtig, prächtig! Aber wo sind die Bettücher?"

„Ich will sie augenblicklich bringen."

„Warum schafft sie Ihre Frau nicht herbei?"

„Ich besitze meiner Frau niemal dieß Wallen."

„Da haben Sie wieder Recht. Nirgends giebt es so artige Ehemänner, als in Frankreich."

„Mein Junge reinigt den Hof und ich die Zimmer."

„Wunderbar! Ihre eheliche Artigkeit geht noch weiter, als ich glaubte."

„Jedes verehlichter sein Amt, mein Herr!"

Wenn Sie, ungeduldiger Leser, etwa glaubten, die Betttücher wären in einer halben Stunde da gewesen, und nunmehro wäre alles in Ordnung, so irren Sie sich ganz gewaltig. Erst brachte er drei Stück.

„Ich habe mich bloß versehen, sagte der Mann; ich will ein anderes holen."

„Thun Sie das, aber eilen Sie ein wenig, mein Herr!"

„Unmöglich, mein Herr! Niemand ist schneller als ich."

„Hören Sie — Sie haben vergessen . . . . ."

„Sorgen Sie nicht! Ich weiß alles, was Sie bedürfen. Ich vergesse nichts, ich vernachlässige nichts."

War etwa die Selbstgenügsamkeit dieses Mannes etwas Ungewöhnliches? Doch weiter!

„Da sind Sie ja endlich wieder!"

„Ich habe einem Miethsmanne Betttücher geliehen."

„Wären Sie nicht der hurtigste Mann von der Welt, so würde ich Ihnen rathen, erst das Eine zu beendigen, ehe Sie etwas Anderes anfangen."

„Verzeihen Sie, mein Herr! So verfährt man in Frankreich nicht."

„Dies ist ein Unglück für die Nation und ein Fehler derselben."

„Verzeihen Sie, die Nation hat keine Fehler." Dies sagte der Mann mit einem schalkhaften Lächeln.

„Ich wünschte, mein Herr, der Sie alles wissen, was wir bedürfen, der Sie im voraus alles errathen und nichts vernachlässigen, gern einen Stiefelknecht zu haben."

„Dieser ist verloren gegangen; doch will ich nachsehen, ob ich ihn etwa wieder finde."

Wenn man sich unter einem Volke befindet, das seine Fehler hat, so thut man besser, daß man sich die Stiefel, um den Beinen schneidet, als daß man sich gegen den Lauf gutmüthiger Narrheiten ereifere, wo es durchaus keine Ursache zu Beschwerden giebt.

Zweites Kapitel.

Wer in eine Stadt kommt, die seine Sitten und Gebräuche nicht kennt, und die gewünschten Bequemlichkeiten nicht erhalten kann, ist kein Sokrates, wenn er sogleich alle Einwohner zu verwünschen und zum Teufel zu schicken anfängt, weil sie keinen solchen Gast erwarteten und daher auch nicht wußten, wie sie ihn aufnehmen sollten. Ich läugne nicht, daß es eine Schuldigkeit des Reisebeschreibers ist, dies zu bemerken und daran zu erinnern, daß er ein treues Gemälde seiner ersten Empfindungen liefern muß, weil er dadurch eben so sehr belehrt als vergnügt. Kommt er aber mit der Einbildung der Vorzüge seines Vaterlandes und mit dem Dünkel angezogen, alle Verschiedenheiten, die er bemerkt, zu verachten und sie als ein Zeichen der Dummheit darzustellen, so ist er zu bemitleiden; und seine Nation steht in Gefahr, durch ihn in Schande zu gerathen.

„Bonaparte ist von Statur klein. Was für eine ganz andere Figur ist unser König!" sagte ein englischer diplomatischer Agent.

„Bringen Sie mir ein paar Schnitte Rindfleisch und Porter!" rief ein anderer Engländer aus, als er eben zu Boulogne ans Land getreten war.

„Wir haben nichts dieser Art, mein Herr."

„Keine Rindfleischschnitte und keinen Porter? — Gott verdamm' ein solches Land! Ich will nur geraden Weges wieder zurückreisen."

Der Buchhändler, mit dem ich Geschäfte hatte, bat mich, bald zurückzukehren. Ich wünschte, ich könnte alle solche Leute zur Unthätigkeit bringen, die die Thorheit haben, ihr Vaterland zu verlassen.

Wir konnten den andern Tag kein gutes Frühstück bekommen. Ich ärgerte mich; wie gewöhnlich hingegen sind die Frauenzimmer! Nie murren sie über eine Unbequemlichkeit, die sie trifft; sie sorgen bloß für ihren Gatten, ihren Vater und Bruder. Wir befanden uns in der Nähe des Tribunatspallastes, dem man jetzt wieder seinen ehemaligen Namen, Palais Royal, giebt. Als ich durch die Straßen ging, sah ich viele merkwürdige Dinge; allein es war noch Morgen und das einzige herrschende Gefühl war das der Bewegung; alles schwand so schnell wie Schatten vor meinen Augen vorüber. Wir kamen eben aus Deutschland, und der Kontrast war auffallend. Diese Leute haben wenigstens Leben in sich, sagte ich. Doch war der wirkliche Unterschied gering.

Ich ging im Palais Royal in ein Kaffeehaus, es war aber kein Londoner; da sahe man nichts von den reinlichen ausgebreiteten Tüchern, nichts von der genauen Ordnung und der pünktlichen Aufmerksamkeit, die so viel zur Bequemlichkeit beitragen, und die den Gaste ein Gefühl und ein Ansehen von Vorzug geben. Für einen ächten Engländer sind diese Dinge durchaus nothwendig, oder mit seiner Zufriedenheit und Heiterkeit ist es vorbei. Der Aufwärter war nicht sorgsam, sein Betragen war leicht und frei, seine Blicke, Worte und Töne waren ganz vertraut.

Als ich gefrühstückt hatte, gab ich ihm nach englischer Sitte eine Kleinigkeit; und ob ihm ein solches Geschenk gleich etwas Ungewöhnliches war, so dankte er doch nicht dafür, und es schien auch nicht, als ob er es für zu groß oder zu klein halte. Er war ein treues Bild

der Bilder sich afterahmender Einbildungskraft, ganz in einer Gewißheit und ohne einen Zweifel, ein Glück, welches alle glückliche Vergessenheit in dieser Hinsicht weit übertrifft, den Vorzug vor den Lordoure zu verdienen. Ich habe bisher, wie die Letztern ihr Glück verwünschen, oder ich kenne ihr klassisches Vorurtheil, welches allen Ihnen zu viel Ehre, und ihre Zufriedenheit zu selten, wenn sie etwa zu wenig bewundert.

Ich möchte nachsehen, die Wirkungen der Einbildungskraft beim ersten Anblicke einer solchen Stadt, wie Paris, zu beobachten. Obschon Louise *) eine geborne Pariserin ist, so hasset sie doch Frankreich so früh zeitig verlassen, daß es ihr beinahe eben so neu wie Fremden vorkam. Welch ein lebhaftes Volk sind die Franzosen! Wie lebendig ihre Augen! Wie leicht ihr Gehirn! Paris ist ein bezaubernder Ort! So heiter, so lebendig! „Ich fühle mich wie in einer andern Welt!“ So riefen sie beständig aus.

Es ist sonderbar, daß solche starke Gefühle so schnell ihre Kraft und Lebendigkeit verlieren. In wenigen Wochen werden sie ganz gewöhnliche Empfindungen, und haben alle ihre auffallende Energie verloren; daher sollte sie der Reisende, so lange sie neu sind und auf ihrem höchsten Gipfel stehen, benutzen.

Meine Louise wünschte gern ihren Vater zu sehen, und wußte nichts von unserer Ankunft und wie wir ihn finden und erkundigen, wo er wohne. Sein Aufenthaltsort lag etwas entfernt. Zur Zeit unserer Ankunft war das Wort Bürger noch nicht ganz verbannt. Seit der Zeit sind acht Monate verflossen, und jetzt hört man es bloß noch in den Bedientenstuben, unter dem Gesindel und unter den Namen der Hallen, die gleich allen Mundarten stolz auf ihren Titel sind.

*) Louise ist die Göttin des Verfassers, und Fanny seine Tochter. D. Uebers.

Will man also Nationalsitten kennen, so erkundige sich mit den Einrichtungen Dessen, was man die Nationalmerkwürdigkeiten, die Museen und die Theater besuchen, er wird nicht allein betrogen, sondern auch noch ausgelacht; jedoch will ich nicht behaupten, daß es nicht besser sey, betrogen und ausgelacht zu werden, als ein grosser Meister in dieser Kunst zu werden. Handeln heißt etwas herabwürdigen, Fehler daran entdecken, Unwahrheiten sagen, argwöhnisch seyn und mißtrauen. Diese Kunst versteht man in Paris ganz vortrefflich; indessen betreibt man sie doch mit einer Gefälligkeit und Grazie, daß man sich leicht überschwätzen läßt. Der Redner besitzt eine solche Fertigkeit der Zunge, hebt immer die schönste Seite des Gemäldes heraus, und begleitet seine Lobeserhebungen mit so vielen Betheurungen, daß derjenige, mit dem er handelt, zu viele Gerechtigkeitsliebe und zu viel Ehrgefühl besitzt, als daß er nicht seiner Meinung seyn, und daß nicht beide Parteien in gröster Zufriedenheit von einander scheiden sollten. Der Eigenthümer freuet sich seines Gewinnes, und der Käufer ist vergnügt, daß er einen so vernünftigen und scharfsichtigen Mann angetroffen hat.

Es gewährt mir keine geringe Zufriedenheit, daß ich vor der Revolution zweimal in Frankreich gewesen bin, daß ich mich mehrere Monate lang in Paris aufgehalten und die französische Nation studirt habe. Damals aber habe ich mich mehr überrascht gefühlt, als im Jahre 1789, da ich zum ersten Mal zu Calais ans Land trat. Es kam mir vor, als wäre ich blos über einen breiten Strom gefahren, und doch fand ich die Nation so gänzlich verändert, als ob ich in Tibet oder Japan wäre. Es waren nicht mehr dieselbe Landschaft, dieselben Gestalten, dasselbe Volk, dieselbe Sprache, dieselbe Tracht, dieselben Töne, dieselben Sitten. Der Unterschied war so

gros

grob und ungeschickt, daß ich meine Verwunderung bald durch Lachen, bald durch Staunen, bald durch eine tiefe Betrübniß äußerte. Hier sah ich einen Trupp Mädchen in grobem gestreiften Zeuge, blauen Röcken, rothen Oberbeinen und hölzernen Schuhen oder Pantoffeln, in denen sie nicht gehen konnten, sondern sich fortschleppen mußten. Sie sprachen laut, lachten und schienen sich gar nicht zu schämen. Dort am Brükkenkopfe gingen zwei Barfüßer herum; der eine hatte seine Kappe auf dem Kopfe, der andere trug eine Tonsur. Etwas weiter hin stand ein kleines Männchen in einem grau-seidenen Kleide, groben grünen Strümpfen, schwarzigten Schuhen, mit einem Chapeaubas, einem Degen, einem Haarbeutel, einem Degen und einem Ringe. Er hatte eine kleine, breite und in die Höhe gestülpte Nase, eine kleine Stirne und eine bleiche Gesichtsfarbe; sein Bart und seine Augenbraunen sahen schwarz aus; sein Mund war weit; seine Augen lagen tief im Kopfe, waren durchdringend und klein. Ich brach in ein lautes Gelächter aus. Unbesonnener, unverschämter Tropf! Kennst du den wahren Werth dieses Mannes? Als ich landete, eilten die Leute herbei, um mich zu bewillkommen und mir beizustehen. Solche Thiere, wie mich, sahen sie alle Tage ankommen und hatten ein besseres Betragen gelernt.

Als ich nach Paris kam, fand ich alles so gedrängt voll, als daß es das Auge hätte messen oder das Gedächtniß behalten können. Selten stieß ich auf eine Postale, wie ich wähnte, daß ein Mann auszusehen pflegte. Das kleine Zerrbild von Calais fand ich allenthalben wieder, ich durchlief die Stadt in allen Richtungen, bemerkte aber so wenig Verschiedenheit, daß ich kaum sagen konnte, ob es dasselbe sey oder nicht. Allein stieß ich auf Mönche, weiße, schwarze und graue, die alle dick und fett aussahen, wenn sie es auch nicht waren. Ich war erstaunt, sie auf den

Straßen herumlaufen zu sehen; ich hatte mir eingebildet, sie wären alle in Zellen eingesperret. Dort erblickte ich Abbés, einen gezierten Schlag Menschen, von welchem ich vorher gar keinen Begriff gehabt hatte; ihr Anzug sah nebst den Strümpfen bald schwarz, bald braun, bald purpurroth aus; Einige trugen kurze seidene Mäntel, Andere nicht; dem Einen hing das Haar in einem Zopfe hinten auf den Rücken herab, der Andere trug eine kleine runde Perücke, und zwar allemal mit einem schwarzen Lappen oben auf dem Wirbel; der Eine sah abgezehrt und schmutzig, der Andere mast, ja elegant aus; die größere Anzahl aber war keines von beiden, sondern sah buntscheckig, wie ausgebesserte Kirchen, oder angestrichen, wie alte Mauern aus; die Armuth strengte sich an, fröhlich und heiter auszusehen: ein Anblick, der in Frankreich niemals ungewöhnlich ist, ob er sich gleich in Gestalt, Kleidung und Sitten verschieden zeigt.

Wie soll ich aber die Weiber schildern? In England verließ ich sie reinlich und knapp gekleidet; sie trugen Schnürbrüste und Hüte, und wagten nie einen Mann anzusehen; in Frankreich, besonders aber in Paris, war ihr Anzug locker, selten nett oder ganz sauber, ihre Blicke kühn, ihr Schritt kurz, ihr Gang geziert, ihre Gesichter unverschleiert, auf dem Kopfe trugen sie weder einen Hut noch eine Mütze, ihr Anzug überhaupt bestand in einer Jacke und in einem Rocke, das Schürzenband so fest gebunden, daß es den Unterleib theilte. Wie schnell schwand das Bild der netten und anständigen Bescheidenheit vor meinen Augen vorbei und quälte meinen Geist! Ich konnte es nicht ertragen, daß der weibliche Theil einer Nation so sehr von dem Urbilde abweichen sollte, das ich mir von der Reinlichkeit, Schönheit und Tugend gemacht hatte.

Der revolutionäre Geist ist nicht bei den politischen und bürgerlichen Einrichtungen stehen geblieben; er ist

in alle Verhältnisse des Lebens eingedrungen. Mönche und Abbés mit ihren Muffen, seidenen Mäntelchen, Chapeaubas und all' dergleichen Trachten sind verschwunden. Die gutgekleideten Mannspersonen sind entweder Soldaten, oder haben sich wie die Engländer angezogen, so daß man sie beinahe für ein und dasselbe Volk halten sollte. Sie unterscheiden sich vorzüglich durch ihre verschiedene Körperstellung, durch ihre Physiognomie und durch ihren Backenbart von uns. Einige Engländer ahmen diese häßliche Sitte nach, die dem Manne, wenn er ungepudertes Haar trägt, das Ansehen eines Banditen, und bei Puder in den Haaren jenes von einem grauen Pavian giebt. Nur durch die Gewohnheit kann sich das Auge mit einem solchen Anblick aussöhnen.

Allein die Anzahl der wohlgekleideten Mannspersonen ist sehr klein. Die Revolution hat unter den untern Ständen noch lange nicht den Hang zur Unreinlichkeit ausgetilgt. Daß der phlegmatische Deutsche, der die Tabackspfeife im Munde hat, mag er sitzen, gehen oder arbeiten, sich wenig um sein Aeußeres bekümmert, ist kein Wunder *); es ist das Resultat seiner entsprechenden Gewohnheiten; allein daß die große Masse einer Nation, die so viele Lebhaftigkeit besitzt, die so eitel ist, die sich beständig ihrer höhern Grazie rühmt, und ist ganz Europa, ja in der ganzen Welt den Ton angiebt, so schmuzig und unreinlich ist, ist eine Erscheinung, welche einen Engländer beim ersten Anblick in Erstaunen setzt, der ihre Charakterschilderung bloß aus ihrem eigenen Munde vernommen hat. Lange Pantalons, die man, wenn man sie einmal angezogen hat,

*) Der Verfasser kennt die Deutschen nicht. Eine Nation, die so fleißig, wohlhabend und aufgeklärt als die deutsche ist, hält auch auf ihr Aeußeres. In Deutschland giebt man freilich öfters der Reinlichkeit den Vorzug vor dem Glanze. Reinlichkeit ist das erste, was die Mutter ihren Kindern einprägt. D. Uebers.

niemals eher wieder ablegt, als bis sie gänzlich abgetragen sind, Leinenzeug, das man nicht sehen lassen darf, folglich verstecken muß, ein grosser Rock, der bis auf die halben Beine herabreicht, der aufgeknöpft ist, und den man so lange trägt, als er hält, ein schmuziger runder Hut, ungekämmtes Haar, wilde Knebelbärte, ein schmuziges Kinn und ein Halstuch, das man nicht unter, sondern über dasselbe gebunden hat, das nicht etwa von Mousselin oder Seide, sondern von grober bunter Leinwand ist, welche man selten wäscht: dies ist die Gestalt nicht zwar der Mehrheit, doch aber sicherlich der großen Menge von Mannspersonen, die man des Abends auf den Kaffeehäusern antrifft. So sehen Hunderte von Gestalten aus, die tagtäglich zu allen Stunden beisammen sind und im Palais Royal spazieren gehen, die Billiardzimmer füllen, und sich an allen öffentlichen Orten zeigen, wo man nichts für den Eingang bezahlt. Ja selbst an einigen Gärten, auf den Boulevards, in denen man tanzt, findet man an der Thür geschrieben: „Bloß anständig gekleidete Personen finden hier Zutritt."

Der Charakter der Franzosen zeichnet sich durch Unternehmungsgeist, Vorschnelligkeit, Neugier und Kühnheit aus; sie wissen nichts von der Schüchternheit, die bei den Engländern bald Stolz, bald ein närrisches Gefühl von Schaam, oft aber auch eine schickliche Achtung gegen den Anstand ist. Der Franzose scheint zu glauben, er dürfe sich nur zeigen, um bewundert zu werden. Tritt er als Schriftsteller, Redner oder als handelnde Person auf, so giebt er sich ein Ansehn von Wichtigkeit. Wenn er sich malen läßt, so wirft er den Kopf hinter- die Brust vorwärts; seine Miene muß entweder Lächeln oder Würde oder Unwillen verrathen: sie muß, wie er selbst sagt, imponiren. Zeigte er seine vielen guten Eigenschaften ohne Ziererei und ohne Prahlsucht, so wäre er wirklich ein bewundernswürdi-

ges Geschöpf! Allein er verdunkelt durch seine frechen und ausschweifenden Ansprüche auf Vorzüglichkeit den wahren Werth seines Charakters, der oft nicht geringe ist; und trifft es sich bisweilen, daß er kaum gesunden Menschenverstand besitzt, so macht ihn seine muthwillige Frechheit beinahe dem Affen ähnlich *).

Was ich hier gesagt habe, ist kein Ausbruch der Anmaaßung oder des Vorurtheiles; es ist Nationalmeinung. Spanier, Italiener, Deutsche, Engländer, ja die Franzosen selbst wiederholen diese Beschuldigungen unaufhörlich. Man würde Mühe haben, wenn man ausmachen wollte, welches Volk die wenigste Nationaleitelkeit besitze; denn sobald sich Gelegenheit zeigt, sieht man, daß jedes einen höchst abgeschmackten Selbstdünkel an den Tag legt; allein die Franzosen übertreffen hierin alle übrigen Nationen, und plagen diese noch durch ihre immerwährenden Ansprüche auf Vorzüglichkeit, durch ihre Behauptungen, daß sie die gebildetste und verfeinerteste Nation sind; daß sie allein das Savoir vivre verstehen; daß ihre Sprache allgemein gesprochen werde; daß ihre Dichter unnachahmlich, ihr Geschmack untrüglich, und daß sie allen andern Völkern in den schönen Künsten überlegen seyn. Vielleicht drückt sich niemand, weder schriftlich noch mündlich, gerade in diesen Worten aus; allein dies ist doch die Meinung und der Sinn desjenigen, was täglich im Druck erscheint und stündlich wiederholt wird.

*) Das herrschende Geistesvermögen bei den Franzosen ist die Einbildungskraft, nicht aber jene schöpferische und dichterische, sondern jene, die Wirklichkeit wiederbildende, bald verschönernde, bald verunstaltende. Sie sehen daher alles in Bildern; sie wollen etwas bloß scheinen, und da diese Bilder stets wandeln und sich verändern, so sind sie leichtsinnig, wandelbar, flüchtig; alles macht auf sie einen starken, aber keinen dauerhaften Eindruck. Ihre Vorstellungen sind eben wegen des bei ihnen herrschenden Geistesvermögens auf einer steten Flucht; keine beharrt, keine bleibt dieselbe, die sie ist. Daher lieben sie Veränderung, und die Modeschöpfungen sind das Element, in dem sie glänzen. D. Uebers.

Die Franzosen sind eine talentvolle, ehrgeizige, kühne und unternehmende Nation. Sie verdienen daher die Wahrheit zu hören. Wenn ihnen ein einheimischer Schriftsteller ihre Fehler vorgehalten hat, so haben sie dies nur zu oft für Satyre oder Verläumdung angesehen; that es ein Ausländer, so beschuldigte man ihn der Unwissenheit, des Neides und des Uebelwollens.

Wenn man in eine große Stadt kommt, so ist das Erste, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht, die Neuheit und der Anblick der umliegenden Gegenstände. Die Häuser sind zu Paris alle entweder von Stein erbauet oder so mit Mörtel überworfen, daß sie von Stein zu seyn scheinen. Einem Engländer kommen sie außerordentlich hoch vor *). Sie sind gewöhnlich fünf, sechs, ja mehr Stockwerk hoch; die Hauptstockwerke sind ebenfalls insgesammt hoch. Die Farbe der Häuser wird bald schmuzig grau; vor den Fenstern im Erdgeschosse befinden sich öfters große eiserne Stangen; selten sehen sie nett und reinlich aus. Mehr als einmal hielt ich fälschlicher Weise ein solches Haus für ein Gefängniß.

Die Straßen sind gemeiniglich lang und schmal; auf den Hauptstraßen, wo die Häuser der Reichen stehen, ist es still, und man trifft da nur wenig Menschen an. Die großen Hotels haben geräumige Höfe; die geringern aber statt der Straßenthüren unförmliche Thorwege, die entweder nach einem finstern Gange oder nach einer düstern Art von Außensaale führen, auf dessen einer Seite sich ein kleines, gemeiniglich schmuziges Wohnhäuschen für den Thorwächter befindet. Dieser Mann führet den Namen le Concierge, le Suisse oder le Portier (der Pförtner); dies hängt von der Größe und Bestimmung des Hauses ab. Er ist gemeiniglich ein Schuhmacher, Schneider oder anderer Handwerker, der eine sitzende Lebensart treibt; nicht

*) In London sind die Häuser gewöhnlich bloß zwei Stockwerk hoch. D. Uebers.

selten ist er verheirathet; er giebt Acht auf das, was ein- und ausgeht. In den meisten großen Häusern (hotels) wohnen mehrere Familien. Nie schlagen die Franzosen zweimal an die Thüren *); denn in allen kleinen Hotels sind diese den ganzen Tag über offen, und über den Wohnhäuschen des Pförtners stehen die Worte: Parlez au portier (sprechen Sie mit dem Pförtner).

Der düstere Anstrich der Häuser, ihre große Höhe, ihre ungeheuren Thore, ihre langen, gebrochenen, finstern und schmuzigen Fenster, die in vielen Jahren selten einmal angestrichen werden, machen nebst der Stille auf den Straßen und deren Länge und Schmalheit einen nichts weniger als angenehmen Eindruck, ob dieser Anblick schon öfters etwas Großes hat. Sie gewähren eine Ansicht, die gar nicht so ist, wie sie der Engländer erwartet; sie ist im höchsten Grade düster und traurig. Ich spreche jetzt von den Straßen in der Vorstadt St. Germain und auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, der Chaussee d'Antin, wo die Großen und Reichen wohnen. Unter diesen beiden Stadtvierteln ist die Chaussee d'Antin bei weitem das lebhafteste; es ist das zuletzt angelegte und modischste. Von dem Hausertrage kann ich nichts sagen; denn selten miethet eine einzelne Person eines von diesen Hotels für sich ganz allein, die Zimmer aber sind in diesem modischen Viertel außerordentlich theuer. Vor dem Frieden und der Ankunft der Engländer konnte man sie in der Vorstadt St. Germain sehr wohlfeil erhalten.

Nichts steht vielleicht in einem größern Kontraste mit einander, als die verschiedenen Theile von Paris und die Eindrücke, die sie auf den Fremden machen. Vor seiner Ankunft hat er von Paris als von einer der prächtigsten Städte sprechen hören; kommt er von London, so tritt er durch die Vorstadt St. Denis hin-

*) Wie dies in London gewöhnlich ist. D. Uebers.

ein, die einen angenehmen Anblick gewährt, wenn er sie mit dem vergleicht, was er nachher zu sehen bekommt. Sie ist jedoch keineswegs besser, als die Vorstädte St. Marcel, St. Antoine und mehrere andere; in allen herrscht Elend, Armuth und Schmutz. Doch wimmelt es daselbst von Einwohnern, und sie haben in dieser Hinsicht den Vorzug, wenn man den Anblick des Elendes einen Vorzug nennen kann.

Kommt man hingegen über Versailles oder St. Germain en Laye nach Paris, wie sehr ist man alsdann beim ersten Anblick über seine Pracht erstaunt! Auf einer breiten Straße, die zwischen einer doppelten Reihe hoher Bäume hinläuft, langt man an der Barriere Chaillot an. Es ist nur ein Zollthor, wo das Vieh und die Lebensmittel, die von dieser Seite hereinkommen, veracciset werden; es ist aber ein prächtiges Gebäude mit großen Pfeilern.

Von dieser Anhöhe herab läßt sich die Größe des Anblicks gar nicht beschreiben; sie läßt sich bloß denken. An den Gegenständen, woraus sie besteht, läßt sich, einzeln betrachtet, vielleicht vieles aussetzen, allein das Ganze gewährt einen herrlichen Anblick. Man erblickt da eine Scene von einem ungeheuren Umfang von Laubwerk, das die zahllosen und majestätischen Bäume auf den Elisäischen Feldern und in den Gärten der Tuillerien bilden, das mit den Palästen, den Brücken und dem Wasser der Seine vermischt, und von der Stadt selbst im Prospekte und den hohen Thürmen, Spitzen und Domen, die über sie hervorragen, begrenzt wird.

Wer einen schönen Traum, einen herrlichen Anblick von Paris genießen will, muß diese Anhöhe besuchen und eine halbe Stunde vor sich hinsehen; dann muß er durch die Gärten der Tuillerien gehen, und hat er die Façade des Pallastes betrachtet, wieder umkehren, ohne einen Schritt weiter zu setzen. Sein ganzes Leben hindurch erhält er Nahrung für die Einbil-

dungskraft, die Erinnerung und das Besinnen; so lange er lebt, wird er Paris für die erstaunenswürdigste Stadt, für das glänzendste Werk von Menschenhänden gemacht, für unstreitig für die Hauptstadt der Welt halten.

Was ich empfand, als ich zuerst diesen Theil betrachtete, werde ich nie vergessen. Es war im Jahre 1783; ich stand auf dem Platze Ludwigs XV an der Reiterstatue, von der er damals seinen Namen hatte; der Pallast und die Gärten der Tuilerien lagen mir im Rücken; rechts stand das neu erbauete prächtige Gebäude, das damals le Garde des Meubles du Roi, jetzt aber die Admiralität heißt, nebst der breitesten Straße in der Stadt, und am Ende derselben die zahlreichen Säulen der Magdalenenkirche; links der Fluß und der Pallast Bourbon nebst dem fernen Dom der Invaliden; in der Fronte die elisäischen Felder nebst der großen Aussicht und den prächtigen eisernen Gittern, die damals die Spitze des Hügels zierten. Als ich so vor mir hinsah, rief ich voller Entzückung aus: Dies ist die Stadt der Götter! Ich sammelte mich jedoch augenblicklich wieder, und sah das Volk an, das mich anstaunte, während ich so in Entzückung da stand: es ging in Lumpen, Viele hatten keine Schuhe oder keine Strümpfe an; den Meisten oder Allen sah man den Hunger im Gesicht an. Das Blut und das Mark dieser und ihrer unglücklichen Mitbrüder, sagte ich zu mir, sind zum Bau dieser Pallaste, die meine Bewunderung erregen, zu Mörtel verarbeitet worden. Es war ein grausamer Gedanke, und solche Gedanken haben schreckliche Folgen gehabt; allein sie sind so wahr, und sie fordern so laut alle Klassen von Menschen zum ernsten Nachdenken auf, daß man sie nie unterdrücken sollte, ob man schon dafür sorgen muß, daß sie Gutes, und nichts Böses stiften.

Drittes Kapitel.

Ehe wir diese Theile verlassen, die man die Zierde von Paris nennen kann, verdienen vorzüglich noch die Kays unsere Aufmerksamkeit.

Der Seinefluß läuft beinahe gerade gegen Westen, und theilt Paris in den nördlichen und südlichen Theil. Auf der Nordseite stehen die Tuillerien, das Louvre, das Palais Royal*) und die Haupttheater, kurz derjenige Theil der Stadt, wo man am meisten Geschäfte treibt und das meiste Vergnügen genießt. Der Pallast Luxemburg, der Justizpallast, das Pantheon, die Münze, das Collegium der vier Nationen, das der Kardinal Mazarin erbauet hat, das Invalidenhaus mit seiner schönen Kirche, das Marsfeld, die Militärschule, besonders aber der Pallast Bourbon, der jetzt den Namen des Pallastes des gesetzgebenden Körpers führt, nebst vielen Straßen, in denen eine Menge großer Hotels stehen, in welchen ehemals der vornehmste Adel Frankreichs und viele andere Geschäftsleute, z. B. Buchdrucker, Buchhändler und allerhand Manufakturisten wohnten, wo sich besonders die Manufaktur der Gobelinstapeten auszeichnet; alle diese Gebäude nebst dem Observatorio, dem Pflanzengarten, der jetzt verlassenen Sorbonne und dem Val de Grace und vielen andern stehen auf der Südseite.

Nun stelle man sich einen Strom vor, der eine Stadt durchschneidet, die sich durch solche Gebäude, wie die bisher angeführten, auszeichnet. Im Sommer ist jedoch die Seine nichts weniger als majestätisch; sie ist in dieser Jahreszeit klein, und läßt sich gar nicht mit der Themse vergleichen. Im Winter hingegen ge-

*) Jetzt heißt dieser Pallast der Tribunatspallast; während der Revolution hatte er auch einmal den Namen des Gleichheitspallastes.

währt sie einen ganz andern Anblick. Es fallen Regen, sie nimmt die inländischen Gewässer auf, ihr Bette, das bisher mehr als über die Hälfte leer gewesen ist, füllt sich nach und nach an, der Strom nimmt an Schnelligkeit zu, sein Steigen verursacht Unruhe, bisweilen tritt er über und überschwemmt alle niedrig gelegenen Theile der Stadt. Zur Verhütung eines solchen Unglücks hat man viele Steindämme angelegt; die Kays erhalten dadurch ein Ansehen von Größe, es giebt aber (worüber man sich nicht wenig wundern muß) vernachlässigte Stellen, wo das Wasser herausbricht. Dies ist nicht zu vermeiden, konnte aber leicht vorausgesehen werden.

Vielleicht charakterisirt nichts mehr die französische Nation, als die prächtigen Werke, die sie entwirft und unternimmt, und der verlassene, unvollendete, klägliche Zustand, in dem man sie läßt. Ist die Absicht, die man bei der Ausführung eines solchen Werkes hat, bloß Prahlsucht, so ist es kein größes Unglück; ist es aber eine nützliche Arbeit, so ist dies eben so nachtheilig, als es traurige Erinnerungen erweckt.

Dies gelegentliche Austreten der Seine ist, wie ich vermuthe, die Veranlassung zu einer Zierde gewesen, die ich für die schönste von Paris halte. Ich meine die Entfernung, in welcher an beiden Flußufern die Häuser von einander stehen, und die Kays, die sie bilden. Es giebt zwei Hauptpunkte, wo man das Vergnügen, das diese Aussicht gewährt, am besten genießen kann. Der eine ist auf der neuen Brücke (pont neuf). Wenn man sich auf die Westseite dieser Brücke stellt und den Fluß hinabsieht, so hat man eine große und herrliche Aussicht vor sich. Man erblickt da an den beiden Seiten des Flusses hin eine Menge prächtiger Gebäude; die Pallästе und ihre entfernten weiter fortlaufenden Gärten, die Fahrzeuge, die Brücken, die vermischte Wirkung von Wasser- und Baukunst und das ganze

bewegliche lebendige Gemälde gewährt einen hinreißenden Anblick.

Der andere ist die jetzt sogenannte Brücke der Tuillerien, ehemals die Königsbrücke (pont royal). Wenn man gegen Osten hinsieht, so erblickt man die Rückseite des Gemäldes; nur mit dem Unterschiede: statt des Laubwerkes der elisäischen Felder, der Gärten der Tuillerien und der entfernten Ansicht von Chaillot, füllt die neue Brücke selbst, die Reihe von Gebäuden jenseits, die auf der einen Seite die sogenannte Cité bilden und auf der andern nach der Vorstadt St. Antoine hinführen, nebst ihren Spitzen und Thürmchen den Hintergrund aus. Der große Umfang der Aussicht, die Dauerhaftigkeit der Gebäude und die geschäftige Thätigkeit der Menschen setzen den Zuschauer in Erstaunen und machen ihm zugleich Vergnügen.

So unmöglich es ist, alle die großen und angenehmen Empfindungen, welche der Anblick dieser Gegenstände erregt, in Worten auszudrücken, eben so schwierig ist es auch, das Gefühl getreu darzustellen, das der Anblick des Verfalles, den sie erleiden, erweckt, wenn der Geist Zeit hat, die kleinsten Theile zu untersuchen, welche die Scene ausfüllen. Ein großer Fehler ist der Anblick des Volkes, das mit der Pracht nicht in der entferntesten Verbindung steht; dies harmonirt gar nicht mit dem Ganzen. Bei schönem Wetter im Frühlinge und im Sommer sieht man alles dies im größten Glanze, und zu solchen Zeiten ist außer den unbedeutenden hölzernen Butiken, worin die Cyderverkäufer und andere Krämer ihre Geschäfte betreiben, der Fluß mit kleinen inländischen Fahrzeugen, mit Kohlenschiffen und mit den schmuzigen Barken bedeckt, auf denen viele hundert Waschweiber alle Tage ihre Wäsche schlagen, besprützen und mit Bürsten reinigen. Wenn man diese Ansicht genießt, so sollte man den Zustand, die Beschäftigung, ja selbst die Existenz jedes lebendigen

Geschöpfes außer der Bewegung und Thätigkeit desselben vergessen.

Nunmehro wollen wir die Rückseite des Gemäldes von Paris betrachten. Als sich rohe, barbarische Nationen in Städte einzumauern anfingen, standen sie in einer steten, ja oft schrecklichen Besorgniß vor Ueberfällen, gegen welche sie sich sichern mußten. Eins von diesen Sicherheitsmitteln bestand darin, daß sie mit ihren Häusern so wenig als möglich Raum einnahmen. Die Straßen, durch die keine Kutschen rollten, waren eng, und scheinen, nach ihrer Lage zu schließen, so angelegt zu seyn, daß wenn man den Eingang in die eine vertheidigte, man diese Absicht zugleich in Ansehung mehrerer erreichte. Die Vortheile in Betreff des Lichtes, der Luft und der Gesundheit wurden entweder übersehen oder aus Noth der Sicherheit aufgeopfert. Hiervon liefert die Stadt Paris *), die sehr alt ist, einen auffallenden Beweis. Sie ist auf einer Insel erbauet, welche die Seine bildet, die sich unterhalb des Knys la Tournelle in zwei Arme theilt und bei der neuen Brücke wieder vereinigt. Hier sind einige Straßen oder vielmehr Gäßchen immer noch so eng, daß ich zweifle, ob zwei Schiebekarren neben einander vorbeifahren können. Die Anzahl solcher äußerst engen Straßen ist zwar nur geringe, allein es giebt auch kaum eine einzige von einer beträchtlichen Breite.

Gewohnheit und Nachahmungssucht verursachen oft viel Unheil. Als sich im Mittelalter Paris auf der Nordseite der Seine zu erweitern anfing, hätte man glauben sollen, daß man die Unbequemlichkeit solcher schmalen Straßen einsehen und sie vermeiden würde; allein man blieb beim Alten und befolgte den

*) Ich meine die Gegend von Paris, der eigentlich den Namen la Cité führt, welcher der einzige sehr alte ist. (J. Cäsar sagt im VII. Buche im 57sten Kapitel de bello gallico: Lutetia est oppidum Parisiorum positum in insula fluminis Sequanae. D. Uebers.)

nämlichen Platz. Nachdem ich des Pallast-Gebäude betrachtet hatte, der von solchen Straßen umgeben und sich jetzt in einem kläglichen Zustande befindet, ging ich die Straße du Chantre herunter, und begegnete einem Karren. Der Weg war so eng, daß ich und einige andere Personen wieder umkehren und einen Thorweg suchen mußten, unter welchen wir traten, bis der Karren vorbei war *).

Selbst unter den volkreichsten Straßen giebt es kaum Eine, die nicht wegen ihrer geringen Breite für die Fußgänger äußerst gefährlich wäre. Zu gewissen Zeiten sind sie dies noch mehr, weil die Kutscher theils äußerst sorglos, theils höchst brutal sind. Man findet da keinen gepflasterten Weg für Fußgänger; die einzige Schutzwehr, die man gegen Wagen hat, besteht in großen Steinen, die in gewissen Zwischenräumen, aber dicht an der Mauer, stehen.

Als ich das erstemal zu Paris war, kannte ich diese Gefahr noch nicht hinlänglich; als ich nun einstmals aus dem italienischen Theater die Straße Richelieu, jetzt die Gesetzesstraße, herabkam, riß mich schnell ein Franzose, der bei mir war, auf die Seite. Glücklicher Weise besaß er einen starken kraftvollen Arm; er rettete vielleicht mir das Leben. Die Wagen waren zahlreich, der Lärm war groß, man konnte kein vernehmliches Wort hören; ein Engländer ist an keine solchen Anfälle gewöhnt; eine Kutsche war schon hinter uns, kaum vernahm ich den rufen vielbedeutenden Ton des Vorgesehen; und ich wäre sicherlich überfahren worden. Menschenleben gilt in Paris wenig Heutiges und dies von niemanden weniger, als von den Kutschern und Cabriolets-Führern.

*) Die geringe Breite der Straße Feronnerie und das Zusammentreffen von Karren war Ursache, daß Heinrichs IV Wagen halten mußte; dies gab dem Meuchelmörder Ravaillac Gelegenheit, diesen trefflichen Monarchen zu ermorden.

Unter die Kleinigkeiten, die beim ersten Anblicke die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, gehören auch die Aufschriften auf den Straßen, die Zettel, die man an die Mauern angeklebt hat, und die verschiedenen Handelsschilder. Seit der Revolution haben sich die Aufschriften auf den Straßen auffallend verbessert. Die Unwissenheit, die tollen Einfälle, die Abgeschmacktheit, die ehemals in Paris an den Schildern und über den Thüren der Kaufmannsgewölbe so gemein war, ist kaum glaublich. In den Jahren 1783 und 1785, als ich mich zu Paris befand, machte ich mir aus ihrer Untersuchung ein besonderes Geschäft. Der Seltenheiten war gar kein Ende. Da nahm man weder auf den Anfang noch auf das Ende eines Wortes Rücksicht. Es kostete mir oft keine geringe Mühe, solche Wörter zu lesen. Die Kapitalbuchstaben standen unten am Rande; die Farben waren schwarz, roth, gelb oder was man sonst für magnifique oder joli hielt: alles mußte hier prächtig oder artig seyn.

Von der Rechtschreibung oder der Grammatik hatte ein solcher Aufschriftsmacher gar keine Kenntniß; seine Unwissenheit nebst den tollen Einfällen machte solche Aufschriften oft ganz unverständlich. Als ein Beispiel, das ich in der Vorstadt St. Denis fand, mag hier folgende stehen:

JCi oNL OgE APi è achEVal

d. h. hier findet man Quartier für Menschen und Pferde. Um die Unverständlichkeit und Unleserlichkeit noch größer und schwieriger zu machen, waren einige Buchstaben roth, andere schwarz gemalt.

Ich kann hier nicht unbemerkt lassen, daß eine Hauptursache des Mißlingens, des Elendes und der Greuel der Revolution in der außerordentlichen Unwissenheit des großen Haufens liegt, und ich kann mich oft kaum genug verwundern, als über die Behauptung, welche einige Finsterlinge neuerlich so hitzig verfochten

haben, daß es klug und nothwendig sey, das gemeine Volk in Unwissenheit zu erhalten: denn man kann sich nichts Schrecklicheres und Gefährlichteres für die Staaten denken, als diese reiche Quelle von Verbrechen und Lastern.

Es ist bekannt, daß es in Frankreich wenige Personen giebt, die ihre Sprache richtig sprechen, geschweige denn richtig schreiben. Die Nothwendigkeit, seine Gedanken schriftlich aufzusetzen, die man seit der Revolution fühlt, sieht man aus der Menge von Leuten, die Unterricht im Schreiben geben oder sich zum Verfertigen von schriftlichen Aufsätzen erbieten; auf allen öffentlichen Straßen von Paris liest man häufig Schreibestube. In diesen verfertigt man Briefe, Bittschriften und andere Aufsätze, oder schreibt sie auch bloß ab.

Im Jahre 1783 befanden sich alle diese Schreibebüreau's oder doch der größte Theil derselben unter den gewölbten, jetzt aber zerstörten Bogen des Cimetiere des Innocens. Wer ein Liebhaber vom Lachen ist und sich über die Unwissenheit des Volkes lustig machen will, dem müßte ein Spazierweg durch diese Gänge ein großes Vergnügen gewähren. Die Art, wie diese Schreiber ihr Talent zeigten, war genau in dem nämlichen Style, den man damals an den Aufschriften auf den Straßen bemerkte. Die Veränderung ist in dieser Hinsicht gewiß außerordentlich, da diese Schreiber jetzt keine solchen dummen und einfältigen Aufschriften mehr liefern, als diese schon noch voll orthographischer Fehler sind. Es wird ein Glück für Frankreich seyn, wenn der Unterricht diese Profession überflüssig gemacht hat; in England kennt man sie kaum: denn wenn ein Armer auch nicht selbst schreiben kann, so hat er doch immer eine Frau, ein Kind oder einen Freund, der diese Kunst versteht.

Die Sonderbarkeit der Aufschriften auf den Straßen sollte man nicht übersehen. Um diesen Charakterzug

der

Um [illegible] zu machen, muß ich hier einige davon anführen:

La bonne amitié „zur Freundschaft"

La famille reunie „zur vereinigten Familie"

Café d'Harmonie.

Diese gehören zu der sentimentalen Klasse. Die Franzosen sind eine sehr sentimentale Nation. Folgende schildern sie noch besser:

La source du gout „zur Geschmacksquelle." Dies ist ein Wirthshaus auf der foire perpétuelle in der Gasse Guenegaud, welches ein elendes Gäßchen ist, das nach der St. Denisstraße führt.

Le protégé des Graces „zum Lieblinge der Grazien", bei einer Modehändlerinn auf den Boulevard unweit dem italienischen Theater.

L'ami de l'agriculture et des arts; ici on vend du lait, an der Thür eines alten verrosteten Hauses.

Au rendez-vous de la nation, an der Thür einer elenden Hütte in dem schmutzigen elenden Dorfe Montmartre.

A la renommée des pieds du Mouton, in der Vorstadt Montmartre.

Oft findet man die Aufschriften wenigstens leserlich geschrieben, ob sie schon bisweilen schlecht abgetheilt und nachlässig, ohne eine Spur von grillenhafter Excentricität sind. Zu Chaillot schrieb ich zum Beispiel folgende ab:

GRAND ENT Prener DEMENIUSERIES
Le Magasin entrepreneur de Menuiseries.

In den Schenken und Kneipen in und um Paris steht man oft, nach dem Namen des Eigenthümers Noces et Festin, statt Noces et Festin.

Die orthographischen Mißgriffe bringen bisweilen höchst lächerliche Scenen hervor. Eine Dame hatte eines Abends einen Herrn zu sich eingeladen; er kam

und that nichts weiter, als daß er recht fleißig der ganzen Gesellschaft vorschnitt. Als dies die Dame bemerkte, fragte sie ihn endlich, warum er nicht esse? „Dies, Madame," erwiederte er, „gehört nicht zu meinem Amte! Sie haben mich bloß zum Vorschneiden eingeladen." Das Billet der Dame wurde vorgezeigt und anstatt, Monsieur est invité de venir souper, fand man, Monsieur est invité de venir couper. Das c mit dem Zeichen ç wird wie s ausgesprochen; dies verursachte den Irrthum der Dame. In England hätte man einen solchen Mißgriff für eine Beleidigung angesehen, die man nie verziehen hätte; in Frankreich hingegen gab dies etwas zu lachen; es gehört mit zur feinen Lebensart, sich durch keinen Scherz beleidigen zu lassen. Diese Maxime ist vortrefflich und verdient nachgeahmt zu werden.

Orthographische Fehler kommen bei den Franzosen nicht bloß in solchen Fällen, sondern selbst in ihren Journalen und Büchern vor. In Frankreich schränkt sich die Kunst richtig zu schreiben und zu sprechen nur auf Wenige ein, und doch rühmt sich keine Nation mit so vieler Zuversicht und Prahlerei der Korrektheit, Reinheit, Vortrefflichkeit und Allgemeinheit ihrer Sprache. An den Höfen ist sie freilich die allgemein-gewöhnliche Sprache *), und in Frankreich war der Hof Alles und wird wieder Alles. Jeder Hof aber irrt sich, der den Wahnglauben hegt, es erfordere sein wahres Interesse, den arbeitsamen Theil des Volkes zu vernichten und zu unterdrücken.

Jetzt sind die Straßen in Paris eben so wenig als in London mehr mit Schildern angefüllt. Ich wünschte, ich hätte mir damals, als ich das erste Mal in Paris war, etwas schriftlich davon aufgezeichnet;

*) An einigen Höfen Deutschlands hat sich dies seit einiger Zeit geändert; hier spricht man jetzt unsere Muttersprache. D. Uebers.

denn viele machten einen sehr sonderbaren Eindruck auf mich. Das Billiardspiel ist zu Paris ein sehr häufiger Zeitvertreib. Ueber der Thür jedes elenden Hauses, in dem sich Billiarde befinden, war alles, was zu diesem Spiele gehört, auf eine rohe Art abgebildet, und darunter standen folgende Worte: au trois fois noble jeu de billiards. Dies ist im großen Styl; dies ist Volkscharakter.

An einem der Schilder, die ich mich häufig gesehen zu haben erinnere, befand sich eine Frau mit einem Stern über dem Kopfe und unten stand: à la belle étoile. Ein drittes, noch weit sonderbareres war das Schild eines Dorfaccoucheurs. Er hatte seinen Namen und seine Profession angeschrieben; unten war eine Hand mit einem Auge in der flachen Hand gemalt. Kein Engländer würde gewagt haben, eine so ausdrucksvolle Hieroglyphe über seine Thür zu setzen. Eine gewöhnliche Phrase bei Leuten von dieser Profession ist: Madame, mes yeux sont au bout de mes doigts (Madame, meine Augen befinden sich an meinen Fingerspitzen).

Die gedruckten Anschlagszettel und Ankündigungen, die man an die Mauern einer Stadt angeschlagen findet, machen einen ihrer hervorstechendsten Züge aus: sie liefern ein bedeutendes Gemälde von den Beschäftigungen, den Sitten und den Neigungen eines Volkes. Sie haben insgesammt Beschäftigung und Gewinn zur Absicht; in Paris aber scheint das Vergnügen noch ein Hauptzweck mit dabei zu seyn.

Zu Paris giebt es überhaupt vier Klassen von Mauer-Anschlägen: 1) die Regierungs-Anschläge; 2) Häuser- und Güterverkaufs-Anschläge; 3) Schauspielzettel, Ankündigungen von öffentlichen Gartenvergnügungen und Tanzgesellschaften, und 4) Ausbietungen von Quacksalbereien. Zu diesen kommen noch die vermischten Artikel, als Auktionen, Restaurateurs und

Leute, die Dienste suchen; die Anzahl der letztern ist geringe.

Um zu sehen, in wiefern und wie weit solche gedruckte Ankündigungen eine Nation charakterisiren, wollen wir jede von diesen Klassen einzeln durchgehen.

In Frankreich muß alles ausgeschmückt und zur Ausstellung aufgeputzt seyn. Selbst in den unruhigen Zeiten der Revolution vergaß man diese Nationaleigenheit nicht, oder behandelte sie mit Nachlässigkeit. Das Aeußere muß nicht bloß glänzend seyn, sondern es muß auch, wo möglich, in Erstaunen setzen; wenigstens muß es imponiren; der Schein und der Glanz muß den Vorrang haben. So muß die herrschende Gewalt, sey sie der große Monarch, oder das Volk, oder der Bürger-General-Großconsul, nicht allein den Vorrang einnehmen und den Vorzug vor allen Andern fordern, sondern dieser ist auch etwas gleichsam unfehlbares und untrügliches *).

Zum Beweise des wirklichen Vorzuges, den eine öffentliche unpartheiische Gerechtigkeitspflege verdient, sind die Mauern von Paris mit Gesetzen, Beschlüssen, Anordnungen und gerichtlichen Aussprüchen beklebt. Ganz Paris, ja ganz Europa kann, wenn es Lust hat, das lesen, was der erste Consul beschließt und sein erster Sekretär unterschreibt; da aber beinahe jeden Tag

*) Warum lieben die Franzosen den Schein mehr als die Sache? Da die Einbildungskraft das herrschende Vermögen bei dieser Nation ist, und da diese alles in Bildern auffaßt und darstellt, so gefällt den Franzosen blos das Sinnliche; das Abstrakte, z. B das Gesetz, hat für sie keinen Reiz; sie müssen eine Person haben, die das Gesetz repräsentirt; daher werden sie, so wie sie jetzt sind, sich nicht leicht an eine republikanische Verfassung gewöhnen. Das Sinnliche aber muß imponiren; je mehr Gewalt ihr Monarch hat, je mehr Glanz und Uebermuth derselbe zeigt, ein desto größeres und angenehmeres Bild gewährt er für die Einbildungskraft. Große Macht mit glänzenden Umgebungen erfüllt den großen Haufen mit einer gewissen Scheu, und alles schwimmt im Strome der Ueberraschung mit dahin. D. Uebers.

ein neuer Beschluß erscheint oder ein alter erneuert oder verändert wird, so giebt niemand mehr darauf Acht; es ist für die menschliche Thätigkeit zu viel verlangt. Um sich ihrer erinnern zu können, sollte ihre Anzahl nur klein seyn, und sie sollten eine dauerhafte Gültigkeit haben.

Auf eine ähnliche Art werden eine Menge Verhandlungen vor ihren peinlichen und bürgerlichen Gerichtshöfen angeschlagen; allein sie werden durch die vielen Wiederholungen von gesetzlichen Aussprüchen beinah erdrückt und unverständlich gemacht; alles wird in Frankreich zum unumstößlichen Beweise der Unpartheilichkeit so lange motivirt und wieder motivirt, bis es dem gesunden Menschenverstande ganz unbegreiflich wird. Außerdem kann man diese Anschläge ohne eine Lorgnette oder ein Vergrößerungsglas kaum lesen, so klein ist die Schrift, mit der sie gedruckt sind.

Noch einen andern auffallenden und seltsamen Zug bemerkt man bei diesen Regierungs-Anschlägen. Man hat feierlich ein Gesetz gegeben, auf dessen Vollziehung eben so strenge gedrungen wird, daß keine andern Anschläge, als jene, welche die Regierung bekannt macht, auf weißem Papier gedruckt werden sollen; die Anschläge von Privatpersonen hingegen sollen auf buntem Papier abgedruckt werden.

Ueber die Anschläge von Grundstücksverkäufen habe ich bloß zweierlei zu bemerken; das Eine, daß sie sehr zahlreich sind, und das Andere, daß sie hauptsächlich Erbstücke betreffen; dies bemerkt man jedesmal sorgfältig, um sie von Nationalgütern zu unterscheiden. Hierin setzt man einen gewissen Stolz, so wie solche Güter auch theurer sind.

Wollte jemand alle Schauspielzettel lesen, so würde er sicherlich fast eine Viertelstunde dazu nöthig haben. Die Pariser Schauspielzettel weichen in zwei Hauptpunkten von den Londonern ab; sie nennen zwar Einige

von den Schauspielern, geben aber nicht die Rolle an, die sie spielen; nimmt man daher zwei bis drei der vornehmsten Schauspieler aus, so kann selbst der am besten unterrichtete Fremde nicht errathen, von wem diese oder jene Rolle gespielt wird; auch geben sie weder die verschiedenen Preise noch die Stunde an, in welcher das Schauspiel anfängt: dies ist für Fremde eine große Unannehmlichkeit. Ich war der Meinung, daß dies Alles Jedermann in Paris bekannt sey und daß man es eben deshalb nicht anzeige; allein ich irrte mich. Wenn ich im Schauspielhause fragte, wer diese oder jene Rolle spiele, so konnte mir selten einer von meinen Nachbaren die Namen der geringern Schauspieler sagen.

Einige von den kleinern Theatern sind zu ihrem großen Nachtheil in ihren Spieltagen unregelmäßig; ja selbst jene vom ersten Range werden gelegentlich geschlossen; daher sind bisweilen an einem Abende bloß zehn bis zwölf Theater offen, an andern hingegen achtzehn.

Die Klasse der Quacksalber und Quacksalbereien ist immer noch sehr zahlreich. Die Art aber, wie jene sich ankündigen, ist ganz eigen, ganz national und gewaltig überkleistert. In andern Ländern machen die Quacksalber so viel Rühmens als möglich von sich und sind keine geringere Lügner; allein sie kündigen sich auf eine andere Art an. Jeder Pariser Quacksalber hingegen hat auf seinem Anschlagezettel einen Columnentitel oder eine Hauptlinie, und dieser Punkt allein unterscheidet ihn hinlänglich von einem Londoner. Ich will hier einige von den Ueberschriften nebst einer Uebersetzung derselben mittheilen, so weit dies möglich ist:

Avis aux dupes des Charlatans. Nachricht an die von Quacksalbern Betrogenen.

Aux victimes de l'ignorance. An die Opfer der Unwissenheit.

Danger imminent! Drohende Gefahr!

Prenez garde à vous, Citoyens! Seht euch vor, Bürger!
Citoyens, faites attention! Gebt Acht, Bürger!
Je désempoisonne. Ich mache das Gift unwirksam.
Précieuse découverte. Eine köstliche Entdeckung.
Succès de l'Oxygène. Heilsamkeit des Sauerstoffs.
Sucre doré. Vergoldete Pillen.
Plaisir sensitif. Recht fühlbares Vergnügen.

Ich könnte noch mehr solche Aushängeschilder von Quacksalbern mittheilen, wenn ich nicht glaubte, daß meine Leser schon an diesen genug hätten.

Von den Quacksalbern, die sich an den Mauern ausbieten, ist der Uebergang zu denjenigen leicht, die auf den Straßen paradiren und auf den Boulevards, auf großen Plätzen und Kreuzwegen das Volk anreden. Als ich noch ein Knabe war, besuchte ich den Doktor und seinen Hanswurst auf jedem Jahrmarkte. Diese Erinnerung war Ursache, daß ich öfters einen von den Zuhörern der Quacksalber abgab, die in Paris noch immer so zahlreich sind als sonst. Sie schlagen hier keine Buden auf; die Anzahl der letztern würde zu groß werden; sie besitzen aber mancherlei andere Kunstgriffe, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu ziehen. Einer von ihnen saß in einer alten vierräderigen einspännigen Chaise und redete mit einer Frau an seiner Seite das Volk an; ihre Gesichtsbildung verrieth zwar etwas Rauhes und Verfallenes, allein sie hatte eine artige Figur und ging so gekleidet, als ob sie einige Ansprüche auf Geschmack mache. Sie verstand ganz vortrefflich die Kunst, ihre Päckchen und Fläschgen mit der Art von Grazie zu überreichen, die, wie sie wußte, die Bewunderung ihrer Zuschauer erhielt; sobald sie jemand aus dem Volke anredete, hatte sie sogleich eine Antwort bereit. Der Plan war gut ausgesonnen; und der Gesundheitsbeamte (dies ist der Titel, den die meisten dieser Quacksalber, selbst bis zur niedrigsten Klasse herab,

annehmen, theilte seine Arzeneien aus und nahm seine Sous ein.

Ein Anderer hatte, wie ich ihn das erste Mal sah, bloß ein Pferd, einen Giftbeutel und sich selbst. Das Pferd war ein elender Klepper; es hatte aber eine grüne Satteldecke und ein Netz, das, wenn man es gewaschen hätte, vielleicht weiß aussehen mochte. Dieser Bursche war ein unerschöpflicher Schwätzer und schien durch seine Frechheit und seine Ueberredungskünste sein Glück zu machen. Er erhielt nicht nur einen bessern Rock, sondern auch einen Narren, der vortrefflich auf der Fiedel spielte; ferner sagte er etwas Schlüpfriges zu den lachenden Weibern und machte solche tolle Possen, daß das Volk völlig von der Wirksamkeit des untrüglichen Augenwassers und des wunderbaren Pulvers überzeugt war.

Der Merkwürdigste dieses Gelichters, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der große Schweizer, wie er sich selbst nannte. Woher er war, kann ich nicht sagen, aber er hatte keinen schweizerischen Accent. Damit er aber doch etwas Aehnliches von dem hätte, was er zu seyn vorgab, trug er einen ungeheuren Knebelbart und einen recht soldatisch aufgestülpten Hut. Er fuhr sich selbst auf den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herum, und hatte eine Bande Musikanten mit blasenden Instrumenten bei sich. Sein Glück aber ging rückwärts; sein Pomp nahm ab, sein Glanz verminderte sich und seine Bande wurde immer kleiner, bis sie endlich ganz verschwand; er wurde darauf selbst unsichtbar, und ich bekam ihn vor meiner Abreise nie wieder zu Gesichte.

Zum Beweise der großen Wichtigkeit, die er sich gab, mag hier folgendes Bruchstück aus einer Rede stehen, die ich selbst mit angehört habe. Man stelle sich ihn vor, wie er, in Blau und Gold gekleidet, in seinem Wagen sitzt, von seinen Musikanten umgeben ist, die

ebenfalls in Scharlach und Silber gekleidet, gingen, und wie er auf dem Einigkeitsplatze in der Nähe der fatalen Stelle, wo der unglückliche Ludwig XVI enthauptet wurde, Halt macht:

„Hören Sie, meine Herren! geben Sie Acht, meine Damen! Vielleicht halten Sie mich für sehr unglücklich, nicht wahr? Ja, ich glaube es; allein Sie irren sich. Doch weiter! Warum bin ich es aber nicht? Weil ich Credit habe. Wer Credit hat, ist nicht unglücklich. Das ist deutlich; das ist richtig; das ist höchst einleuchtend. Genug! Ich könnte sogleich funfzig Louisd'or erhalten, ja zwölfhundert Franken, wenn ich sie haben wollte; ich armer Teufel! Ich habe hier zu Paris, allenthalben, zu Lyon, zu Straßburg, zu Basel, zu Wien, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland Credit; ja, meine Herren und Damen, allenthalben! Und warum finde ich auf funfzig Louisd'or Credit? Weil ich, meine Damen, allenthalben bekannt bin; ja, meine Herren, bekannt, ja, sehr bekannt, wahrhaftig, weit und breit bekannt, so ein armer Teufel ich auch bin! Ja, auf funfzig Louisd'or, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!"

Einer meiner Freunde hat mir den Inhalt von der Rede eines andern Quacksalbers mitgetheilt, die zu sonderbar ist, als daß ich sie nicht einrücken sollte. Man muß wissen, daß die Straßenredner zu Paris allemal in dem Maaße ihr Glück machen, in welchem sie Erstaunen oder Lachen erregen. Die Rede wurde zu der Zeit gehalten, als Frankreich noch mit ganz Europa im Kriege lebte. Man denke sich nun den Mann, wie er entweder zu Pferde sitzt, oder auf einem Stuhle steht, oder in einem Wagen herumfährt, und wie er über dem Haufen von Zuschauern hervorragt und diese anredet:

„Wer und was sind Eure Feinde? Ihr wähnt, es seyen die Engländer, die Oestreicher, oder wer

weiß, wer? Nein, Bürger! Ihr glaubet, sie seyen im Auslande? Bei Gott, nein! Sie befinden sich im Innern. Sie sind in Euren eigenen Eingeweiden. Sie verzehren Euch, sie fressen Euch, sie morden Euch. Die Engländer? Bah! Was können Euch diese thun? Es sind die kleinen mächtigen Thiere, die Euch verzehren, es sind die Würmer, die Euch zu Grunde richten. Seht einmal da den Bürger mit dem dicken Bauche! Unglücklicher! Wenn Ihr nicht meine Pillen einnehmt, so seyd Ihr des Todes. Ja, in vier und zwanzig Stunden seyd Ihr nicht mehr! Hier! nehmt nur diese kleine Portion, und ich stehe Euch dafür, daß Ihr eine ganze Armee damit tödten könnt!"

Viertes Kapitel.

Der Uebergang von den Quacksalbern auf die Boulevards ist natürlich; denn diese gehören unter die Hauptörter, wo jene ihr Wesen treiben. Nach St. Foix Erzählung (III. Vol. p. 24.) nehmen jetzt die Boulevards die Stelle ein, auf welcher die neuen Wälle von dem Thor St. Honoré (das schon lange zerstört ist) nach dem Thore St. Denis angelegt waren. Diese Wälle ließ Ludwig XIV abtragen, weil er der Meinung war, die Hauptstadt eines mächtigen Königs und eines großen Reiches bedürfe keiner solchen Schutzmauern.

Diese Strecke begreift jedoch noch kein Viertel von dem Ganzen der jetzigen Boulevards. Der Theil auf der Südseite des Flusses wurde erst im Jahre 1761 angefangen. Er ist, wie jener, auf der Nordseite mit Bäumen bepflanzt, und scheint eben so breit zu seyn. Die ganze Länge von beiden beträgt sechstausend und drei und achtzig Toisen (die Toise zu sechs Fuß Pariser Maaß gerechnet). Als öffentlicher Spaziergang wird

der südliche Theil verhältnißmäßig nur wenig besucht; man findet da nichts von den Geschäften, den Schauspielen und den mancherlei Vergnügungen, die man auf dem nördlichen zu sehen bekommt; einige wenige Tanzplätze ausgenommen. Ehe die jetzigen Mauern von Paris errichtet wurden, war er ein geräumiger und großer, obschon etwas stiller Spazierort, wo man das Land auf der einen Seite und die Stadt auf der andern übersah. Jetzt ist er mit einer Mauer versehen und hat seine Reize, wenn auch nicht gänzlich, doch großen Theils verloren.

Der nördliche Boulevard ist der Lieblingsort der Pariser, der Schauplatz ihrer Vergnügungen, nach welchem sie in Menge hinströmen. Allein wie soll ich dem Leser, der ihn nie gesehen hat, nur ein erträgliches Gemälde von demselben liefern? Er ist mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzt; er ist nicht bloß ein öffentlicher Spaziergang, sondern eine öffentliche Straße, auf deren breitem Pflaster die wenigen Staatswagen *), die es jetzt in Paris giebt, stets dahin rollen. Die Bäume, die geräumigen Spaziergänge und die Gärten, die hier und da auf beiden Seiten die Gegend verschönern, nebst den Buden, Läden, Gewölben, Kaffeehäusern und Hotels, von denen mehrere unter den prächtigsten zu Paris gehören, geben denselben ein Ansehen, das weder mit einer Stadt, noch mit dem Lande Aehnlichkeit hat.

Ich kenne keinen andern Ort, der so viel Widersprechendes sowohl in der äußern Gestalt als in der Denkungsart und den Sitten in sich vereinigt, als

*) Dies hat sich seit der Zeit sehr geändert. Der Luxus in Equipagen ist seit den zwei letzten Jahren, besonders seit der Einführung der erblichen Kaiserwürde in Bonaparte's Familie, wieder aufs höchste gestiegen. Der jetzige Kaiser der Franzosen verlangt von den Großen seines Hofes, daß sie vielen Aufwand machen, um sowohl die Manufakturen und Fabriken zu unterstützen, als das Volk durch den Glanz zu blenden. D. Uebers.

Paris; nirgends findet man das Große und Kleine so durch einander gemischt. Vor diesen prächtigen Hotels werden in den Buden, Läden und Gewölben die unbedeutendsten Waaren verkauft, die elendesten Dinge gezeigt. Hier zieht ein Savoyarde seinen Bindfaden an der Mauer auf und hängt elende Schmierereien, Streifen gedruckten Papiers mit grobem Witz für die Pariser Maulaffen, Plane von der Stadt Paris, und alles Auskehricht aus den Läden darauf, ward er nur hat zusammenlesen können. Er macht einen großen Prunk, und ist kein unbedeutender Handelsmann.

Neben ihm sitzt eine Frau oder ein Mann, es kann beides seyn, der grobe schlechte Nachtmützen, leinene Unterbeinkleider ausbessert und verkauft, Schuhe besohlt und Strümpfe flickt. Eine solche Beschäftigung ist nützlich und daher nicht zu verachten; sein nächster Nachbar aber ist ein Wahrsager, ein Vertheiler von Glücksnummern; er verlangt bloß zwei Sous und den ersten Buchstaben Ihres Namens, und ob er gleich selbst ein so armer Teufel ist, daß er nie in seinem Leben eine gute Mahlzeit gehalten oder einen neuen Rock an seinen Leib gebracht hat, so verspricht er Ihnen doch zu sagen, wie Sie sogleich ein reicher Mann werden können.

Das Verzeichniß solcher Leute, die hier ihr Wesen treiben, ist zu groß, als daß ich es ganz durchgehen könnte. Buden mit beschmutzten Büchern; Gestelle mit Spielzeuge; Kuchen- und Stockverkäufer; Fächerausbesserer, Leute, die Rosenkränze verfertigen, Bettler, Quacksalber, Gaukler- und Hanswurstbuden; Barbiere, die Tausendkünste machen; Verkäufer von Wunderfarben und Wunderpulvern, die Stückchen weißes Band in eine Feuchtigkeit tauchen, die sie blaßroth macht; Redner, die für ein paar Pfennige über die Ordnung des Weltalls radottiren; Geheimnißkrämer, die den Käufer lehren, Glas unter dem Wasser zu zerbrechen,

Landschaften auf Eierschalen zu ätzen, Portraits mit Stecknadeln auf Papier zu stechen und sie mit Lampenruß zu färben; diese nebst den Modehändlerinnen, Leinwandverkäufern, Buchhändlern und einer Menge anderer Kaufleute ihnen einen Gang von zwei englischen Meilen in der Länge ein, welcher groß und geräumig ist, den Wagen bekommt, hohe Bäume, Gärten und Hotels verschönern; außerdem noch die Thore oder vielmehr Triumphbogen von St. Denis und St. Martin, das Gebäude, welches das Operhaus war; kurz, alles dies und tausend andere Gegenstände, die man unmöglich alle merken kann, machen ungefähr das aus, was man die Boulevards von Paris nennt.

Das Gesagte ist aber bloß ein dürrer, trockener und theilweiser Abriß von dem Platze. Wollte ich das Gemälde vollenden, so müßte ich noch Vieles hinzusetzen. Die Franzosen sind zwar eine thätige und fleißige Nation; vergleicht man sie aber mit den Engländern, so sind sie doch große Müßiggänger, und für diese Klasse von Leuten sind die Boulevards ein Hauptvergnügungsort. Es läßt sich daher leicht denken, daß eine Menge von denen, deren Geschäft darin besteht, dem Müßiggänger die Zeit zu vertreiben und ihn zu belustigen, daselbst ihren Standort haben.

Wenn man von der Straße St. Honoré ausgeht und sich nach der Vorstadt St. Antoine wendet, so langt man, wenn man vor den einzeln stehenden Säulen des Magdalenenkirchhofes vorbei ist, gleich darauf an dem Garten der Kapuziner an. Dieser gehörte ehemals einem Kloster, jetzt aber ist der Garten und das Gebäude der Wohnsitz sowohl der Faulheit als des Fleißes geworden. Hier haben Papiertapetenmacher, Kunsttischler und andere Handwerker ihre Niederlagen; außerdem findet man hier Schneider, Barbierer, unbedeutende Kaffeehäuser und Billiarde, und zwar in Zimmern, wo kaum das Tageslicht hineinfällt. Sie be-

finden sich in den Kreuzgängen, wo die Mönche spazieren gingen, und in den Zimmern oder vielmehr Zellen, die diese noch vor eben nicht langer Zeit bewohnten.

In andern Abtheilungen findet man große und kleine Gaukelspieler; Robertson und seine Phantasmagorie; seinen Nachbar (ich habe seinen Namen vergessen), einen eben so großen Philosophen als er, der sich einen Wasserkünstler nennt und sich, ich weiß nicht was noch für andere pomphafte Titel beilegt, und zum großen Erstaunen und zur Belehrung der Pariser das Herausspringen des Wassers und das Feuer des Schießpulvers unter einander mischt.

Nicht weit davon im Garten zeigt oder zeigte man das Panorama von Lyon und Toulon; gegenüber hat Franconi *) seine Bude, der seine Pferde beinahe eben so wunderbar schön tanzen lehrt, als Astley in London die seinigen, und der von seiner Geschicklichkeit kaum einen weniger vortheilhaften Gebrauch für das Publikum macht. Zwischen Beiden befindet sich ihr alter Nebenbuhler Polichinello, den der König Salomon nebst seinem ganzen Hofe begleitet; wenigstens war er nach der Erzählung etwas nicht weniger Großes.

Wenn man diesen Garten verläßt, worin ich nicht ein einziges Blättchen Gras gesehen habe, und wo außer den schon erwähnten Vergnügungen sich die Damen und Herren jeden Abend die Zeit mit Tanzen und Reiten auf hölzernen Pferden vertreiben: so kommt man weiter hin nach dem Pavillon d'Hanovre. Ich weiß nicht, welcher großen Familie vormals dies Gebäude gehörte; vor kurzem aber war es noch das größte Kaffeehaus und der größte öffentliche Garten auf den Boulevards. Seit der Zeit aber ist es von Frascati verdunkelt worden und nicht mehr in der Mode. Zu welcher Art von Gärten Kunstkenner beide Gärten rechnen, kann ich

*) Ein berühmter Kunstreiter. D. Uebers.

unmöglich errathen, und ob beide gleich nicht groß sind, so scheint es doch, als ob sie absichtlich zum Versteckenspielen angelegt wären.

Geht man vor dem italienischen Theater, vor den Thoren St. Denis und St. Martin vorbei, so kommt man links zu dem ehemaligen Opernhause. Es ist vielleicht kein Wunder, daß die Gebäude, worin Opern gegeben worden sind, oft abgebrannt sind. Das alte Opernhaus brannte den 6ten April 1763 ab; ein zweites erhielt man an das Palais Royal an, das im Jahre 1770 eröffnet wurde; dies brannte den 8ten Junius 1780 nieder, und ein drittes wurde in Zeit von sechzig Tagen am St. Martinsthore errichtet.

Die Pariser lieben lebhafte Empfindungen; sie waren niedergeschlagen und traurig, als sie das erste Mal das Opernhaus des Palais Royal brennen sahen; und wenige Tage darauf trugen sie feuerfarbene Kleider, die nach dem Brande des Opernhauses Feu d'Opera hießen. Im Jahre 1793 wurden die Operisten nach ihrem jetzigen Theater in der Gesetzesstraße versetzt, und verließen das Theater am Thore St. Martin, welches lange leer blieb. Jetzt befindet es sich im Besitze von Schauspielern, die, wenn sie ihr Versprechen halten, es mit allen Theatern in Paris aufnehmen, wenn sie dieselben nicht übertreffen; allein in dieser Stadt sind Versprechungen unter allen Dingen am häufigsten; man kann sie für einen Spottpreis erhalten, nur nicht für das Versprechen der Aufrichtigkeit.

Bei diesem Theater fängt der Theil der Boulevards an, der besonders zu Schauspielen, zu öffentlichen Vergnügungen, zu Tanzgärten und theatralischen Vorstellungen bestimmt ist. Außer dem Opernhause findet man hier noch das Theater der jungen Künstler (Théâtre des jeunes Artistes), wo junge Schauspieler auftreten; das anspruchslose Theater (Théâtre sans Prétensions): dies führt seinen

Namen mit Recht, indem es noch weniger Verdienst als Ansprüche hat, das lyrisch-komische Theater (Théâtre lyri-comique), wo die besten Trauerspiele travestirt und in Possenspiele umgewandelt werden; das Theater der jungen Zöglinge der Schauspielkunst (Théâtre des jeunes Eleves), wo Kinder spielen; das Theater der lustigen Allerlei's (Théâtre des variétés amusantes); außer andern unbedeutenden und vergessenen Theatern giebt es hier noch das Théâtre de l'Ambigu-Comique, welches das vornehmste Theater auf dem Boulevard du Temple ist, auf welchem alle die bisher genannten Theater liegen.

Die Vorstadt St. Antoine ist die größte und soll auch bei weitem die volkreichste seyn; an sie stößt der Boulevard du Temple; zugleich ist dieser auch nicht weit von andern Vorstädten und sehr volkreichen Quartieren entfernt. Der Boulevard du Temple ist daher alle Abende der große Schauplatz von Vergnügungen, besonders für die niedern Stände und die höchste Masse unter denselben, les bons bourgeois (die guten Spießbürger), wie sie ehemals hießen.

In der Nachbarschaft dieser Theater giebt es eine große Menge Kaffeehäuser, Billiarde und Tanzgärten. Ein wohlunterrichteter Franzose sagte mir, sie befänden sich auf dem ganzen Boulevard auf 120 bis 130; allein ich halte diese Zahl für zu groß. Hier sieht man das Volk und den Pöbel in seiner Pracht; hier spielen Banden von Musikanten mit vielem Lärm, aber ohne Harmonie; da sieht man des Nachts Erleuchtungen, Bälle und Feuerwerke: dies sind gewöhnliche Dinge; hierzu muß man auch noch die neuen Devisen rechnen, die die Eigenthümer erfinnen, um eine große Menge Zuschauer herbeizulocken.

Hier haben Schaukünstler und allerhand Wundermänner ihre Buden aufgeschlagen. Hier findet man die Ombres chinoises von dem berühmten Seraphin; Wachs-

Wachsfiguren, unter denen jeder König in der Christenheit, wenn er Lust hat, sein Bildniß aufsuchen kann; die großen Räuber, wo man die vorgeblichen Portraits von Cartouche, Mandrin, Nivet und allen den Helden angetrifft, die jemals in Frankreich geraubt, gemordet und die gräßlichsten Schandthaten begangen haben. Ich sah diese Helden bloß bei meinem ersten Aufenthalte zu Paris, und kann den Eindruck, den dies Schauspiel auf mich machte, noch jetzt nicht vergessen. Der Unternehmer und seine Diebe hatten bloß ein Zimmer; es war aber dunkler darin, als bei der Abenddämmerung; zugleich waren Abtheilungen gemacht, damit es Zellen gliche. Die Bösewichter hatten verschiedene Stellungen. Einige saßen, Andere standen, und wieder Andere lagen und zwar alle auf Stroh, das nicht von der reinsten Art war; alle waren mit Ketten belastet.

Als ich hineintrat, rasselte man fürchterlich mit den Ketten, um mich in Furcht und Schrecken zu setzen. Der Mann, der diese Ungeheuer sehen ließ, erzählte mit einer hohlen Stimme die Verbrechen eines jeden, ihre Straßenräubereien, Diebstähle und Mordthaten, und schien sich am meisten bei demjenigen zu gefallen, der der ärgste Bösewicht gewesen war. Das Ganze endigte sich mit ihrer Hinrichtung; und während sie auf dem Rade ihren Geist aufgaben, stieß der Unternehmer die fürchterlichsten Verwünschungen gegen sie aus.

Der Eindruck war mehr als theatralisch, er war herzzermalmend, und doch war er bloß ein Werk verächtlicher Mittel; denn diese Helden waren größtentheils nichts weiter als Manequins, ausgestopfte Kleider; bloß diejenigen, die mehr im Lichte standen, waren auf eine rohe Art in Wachs modellirt.

Doch ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Außer den schon erwähnten Tausendkünstlern und Quacksalbern giebt es noch viele, die bei Tage in der

Stadt und auf ihren öffentlichen Plätzen ihr Wesen treiben, die sich aber Abends auf den Boulevards versammeln; da trifft man mancherlei Arten beweglicher Buden und Schauspielkarren an; hierbei ist nichts auffallender als die, welche Mißgestalten sammeln und sehen lassen; man bekümmert sich nicht darum, was es für Geschöpfe sind; je unförmlicher und häßlicher sie aussehen, desto einträglicher sind sie.

Die Gegenstände, die man hier zeigt, will ich nicht einzeln beschreiben, weil niemand eine ausführliche Beschreibung derselben aushalten würde. Da es jedoch Pflicht eines jeden Beobachters ist, alles, was die Kenntnisse des Arztes und Naturforschers vermehren kann, in Erwähnung zu bringen, so will ich Einiges, was ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, mittheilen. Die Mißgestalten, die man hier von der Menschenspecies zeigt, sind, wie ich mit Recht glaube, größtentheils Unglückliche. Von den beiden Wesen, die beide gegen acht Fuß hoch waren, und die man vor einigen Jahren in London sehen ließ, war der eine im Gefängniß krank geworden; dieser Zustand hatte ihn niedergeschlagen gemacht, und um sich aufzuheitern, hatte er sich den Trunk angewöhnt. Nachmals erfuhr ich, daß er alle Hoffnung gehabt hätte, sich etwas zu erwerben; allein sein Thürhüter hatte ihn bestohlen und er war bald darauf gestorben.

Die folgende Anekdote enthält mehr Außerordentliches: Als im Jahre 1599 der Marschall von Beaumanoir in einem Walde auf der Jagd war, brachten ihm seine Jäger einen Menschen, den sie in einem Busche schlafend gefunden hatten; seine Gestalt war sehr sonderbar. An der Stirne hatte er zwei Hörner, wie Widderhörner; er war kahl und am untern Theile des Kinnes hatte er einen starken rothen Bart, wie man die Satyr'n mahlt. Man ließ ihn auf mehreren Jahrmärkten sehen; hierüber aber grämte er sich so

sehr, daß er nach drei Monaten in Paris starb. Man begrub ihn auf dem Todtenacker des Kirchspiels St. Come, wo man ihm auch eine Grabschrift setzte. —

Das Leben und die Bewegung der stets hin- und herwallenden Menschenmenge auf den Boulevards gewährt dem Zuschauer kein geringes Vergnügen. Wenn man von der Straße St. Honoré nach dem Boulevard des Tempels geht, trifft man Abends nicht bloß eine ununterbrochene Reihe von Spaziergängern an, sondern man bekommt auch eine zahllose Menge von Kaffeehäusern zu Gesichte, wo es sowohl in den Stuben als vor den Thüren von Menschen wimmelt. Außerdem herrscht noch bei den Parisern die Sitte, daß sie sowohl hier als in den Gärten der Tuillerien, des Luxemburg und des Palais Royal in Gruppen sitzen, bisweilen den ganzen Abend da verweilen und sich mit einander unterhalten. In dieser Absicht erhalten gewisse Leute von der Regierung die Erlaubniß (denn hier wird alles auf diese Art erlaubt oder verboten; selbst die Erlaubniß, alte Stühle zu vermiethen, ertheilt die Regierung, welche dafür jährlich neuntausend Thaler erhalten soll), diese Stühle um zwei Sous zu vermiethen; jede Person erhält dafür zwei Stühle; auf den einen setzt man sich, auf den andern legt man die Beine.

Auf den Boulevards trifft man viele Gruppen solcher Plauderer an. Wenn der Abend zu Ende geht und die Nacht einbricht, fängt diese Menschenmenge an, sich von den Stühlen, aus den Kaffeehäusern, Schauspielbuden, Theatern und Gärten in Bewegung zu setzen. Ein Spaziergang um diese Zeit, um die Menschenmasse zu sehen, gewährt ein sehr interessantes Schauspiel. Nicht bloß die zahllosen Beine, sondern auch die zahllosen Zungen, die insgesammt in der größten Thätigkeit sind, erregen in dem Gemüthe eines Engländers eine Menge sonderbarer Gedanken.

Er horcht auf das Gespräch, vernimmt die Gedanken, betrachtet die Kleidung, untersucht die Gestalten, wird eine solche Menge von Dingen gewahr, die ihm mit einander unverträglich scheinen, und hört solche Reden und Bemerkungen, die er nicht mit dem Anzuge, dem Aussehen oder der Beschäftigung der Person, die sie macht, vereinigen kann, daß er bald lächelt, bald verlegen ist, bald wider Willen laut auflacht.

Das Auswendigwissen von Gedanken, die anfänglich das Resultat des scharfen Nachdenkens, ja des wissenschaftlichen Forschens waren, ist bei den Franzosen etwas Gewöhnliches und gehört mit unter die bemerkenswerthen Nationaleigenheiten. Als Volk sind die Franzosen wirklich groß; allein ihre Eigenheiten, ihre Gebrechen sind in der That kleinlich. In den Dingen, bei denen Nationen ihren gesunden Menschenverstand brauchen, sind sie einander alle ähnlich; allein in den großen oder kleinen Abweichungen von demselben bestehen die Eigenheiten, die sie von einander unterscheiden.

Von den Boulevards führe ich meine Leser zu einem Orte, der in noch weit größerm Rufe steht; ich meine das Palais Royal, das wegen seines Erbauers, wegen der Veränderungen, die es erlitten hat, noch mehr aber wegen der Vorfälle berühmt ist, die sich darin ereignet haben. Nach der Geschichte wurde dieser Pallast im Jahre 1629 auf den Ruinen der Hotels Mercoeur und Rambouillet und einiger benachbarter Häuser erbauet. Damals lag er zum Theil innerhalb, zum Theil außerhalb der Stadt, so wie nämlich diese ihre Einfassung vom Könige Karl V erhalten hatte. Sein Erbauer war der Kardinal Richelieu, dessen man sich nicht ohne die widersprechendsten Empfindungen erinnern kann; der Baumeister war Jaques le Mercier, der nach Einigen der geschickteste Architekt seiner Zeit gewesen seyn soll. Anfänglich führte er den Namen

Hotel Richelieu; da er aber eben so sehr an Größe zunahm, als der Minister an Macht gewann, so erhielt er den Namen des Kardinalpallastes, den man auf Marmor über dem Hauptthore mit goldenen Buchstaben eingrub. Diese Aufschrift wurde allgemein getadelt. Im Jahre 1639 vermachte der Kardinal, ob aus Prahlerei oder Dankbarkeit, diesen Pallast nebst seinen Meublements und kostbaren Juwelen Ludwig XIII, welche Schenkung er auch durch seinen letzten Willen bestätigte.

Im Jahre 1643 verließ die Königinn-Regentinn Anna von Oestreich nebst ihren Söhnen, Ludwig XIV und dem Herzoge von Anjou, das Louvre, um ihre Residenz in dem Kardinalpallast aufzuschlagen. Man stellte ihr vor, daß es sich für einen König nicht schicke, den Titel eines Unterthanen an einem Pallaste stehen zu lassen, den er bewohne; man löschte daher die Aufschrift aus. An ihre Stelle setzte man die Benennung Palais Royal, obschon diese nämliche Königinn-Regentinn auf Bieten der Herzoginn von Aiguillon nachmals wieder den Namen Kardinalpallast darüber setzen ließ. Wir wollen diesen Pallast das Palais Royal nennen, weil diese Benennung jetzt am bekanntesten ist, obschon über dem Thore Tribunatspallast (Palais du Tribunat) steht.

Von seiner Erbauung an ist dieser Pallast ein Vergnügungsort gewesen. Richelieu kannte die Pariser genau; um ihre Vergnügungen zu vermehren, ihre Schaulust zu unterstützen; und die Lobeserhebungen ihrer Lieblingsschriftsteller einzuerndten, erbauete er ein Theater, und besoldete einige bekannte witzige Köpfe. Hierunter waren Rotrou und der große Corneille. Bei der Erbauung dieses Theaters verdient vorzüglich ein Umstand bemerkt zu werden, der zur Charakterschilderung des Kardinals dient. Nach Sauval suchte man in allen Forsten Frankreichs nach, um acht Eichen

zu erhalten, wovon jede zwanzig Toisen hoch sein sollte. Endlich fand man sie in dem Walde von Bondoumois; ihr Transport kostete achttausend Livres (2000 Thaler).

Auf diesem Theater vertrieb er auch seinem schwachköpfigen Herrn die Zeit; sein größter Ehrgeiz bestand mit darin, selbst ein Dichter zu seyn. Ein Mann, der Armeen befehligte, um friedliche Unterthanen zu überfallen, und eine so große Monarchie in Bewegung setzte, glaubte auch ohne viele Mühe, er könne alles, was er wolle. Man behauptet allgemein, er sey der Verfasser einer Tragikomödie, die den Namen Mirame führt, obschon Desmarets Vatersstelle vertrat. Ihre Aufführung kostete dem Kardinal hunderttausend Kronen; allein trotz seiner Macht, seines Schutzes und seines ungeheuren Aufwandes fiel sie bei der ersten Aufführung dennoch durch. Da der Minister über dies Mißgeschick höchst aufgebracht war, so füllten die Schauspieler bei der zweiten Darstellung das Schauspielhaus mit Leuten an, die fest entschlossen waren, Beifall zu klatschen. Das Entzücken des Kardinals läßt sich nicht beschreiben; er stand auf, zeigte sich den Zuschauern, legte sich über die Loge heraus und befahl Stille, damit man noch schönere Stellen zu hören bekomme. Als eine Anspielung auf den Namen seines Pallastes soll Jemand laut ausgerufen haben: „Wahrlich! dies ist kein Kardinalstück, sondern ein Werk von einem Kardinal!" So lange er lebte, durften die Pariser den Schauspielen und Schauspielern, die man auf diesem Theater aufführte, umsonst beiwohnen.

Die ehemaligen Gärten waren, nachdem sie in Besitz der Orleansschen Familie gekommen waren, der Lieblingsort der Pariser; hier konnte man frei und ohne Furcht vor der Polizei sprechen; unter den großen Kastanienbäumen war man sowohl gegen die Hitze als gegen den Regen geschützt; hier traf man die schöne und reiche Welt an; sie waren der allgemeine

Sammelplatz für Leute jedes Standes und jeder Nation. Fast in der Mitte dieses Spazierganges stand ein Baum, der den Namen l'Arbre de Cracovie führte, und der als der Sammelplatz der Politiker der berühmteste in der Welt war. Unter seinem majestätischen Schatten wurden die Angelegenheiten der ganzen Erde erörtert; hier wurde über die Thaten der Helden, die Maaßregeln der Minister und das Verfahren der Könige entschieden. Seit der Revolution hat dieser Ort, obschon nicht der Baum, wegen der Freimüthigkeit und Hitze politischer Erörterungen einen noch weit größern Ruf erlangt.

Seit der Zeit, da dieser Pallast ein Eigenthum der Familie Orleans geworden ist, hat derselbe große Veränderungen erlitten; weder seine Form, noch seine Bestimmung sind mehr dieselben. Im Jahre 1783 waren die alten Gärten einer der berühmtesten öffentlichen Spaziergänge von Paris; allein schon damals wurden sie gegen Abend von Courtisanen besucht, mit denen Männer von Rang und Stande sich zu unterhalten kein Bedenken trugen. Sobald es finsterer wurde, fanden sich auch Mädchen von einer geringern Klasse daselbst ein, welche bisweilen, wie ich gelesen habe, nebst ihren Liebhabern aus dem Garten von den Schweizern des Pallastes herausgeschafft wurden. Mit dem Entwurfe der Gebäude, die jetzt den großen Platz einschließen, war man damals beschäftigt, und im Jahre 1784, als ich zum zweiten Male nach Paris kam, war ihr Bau schon weit vorgerückt.

Die Pariser erhoben gegen diesen Angriff auf ihre gewöhnlichen Vergnügungen ein gewaltiges Geschrei; besonders lärmten diejenigen, (und ihre Anzahl war nicht klein), deren Eigenthum man beeinträchtigt hatte. Der Werth der daran stoßenden Zugänge und der Häuser, welche die Aussicht auf den Garten hatten, hatte sich sowohl in Ansehung des Handels als der

Hausmiethen sehr vermindert. Sie bestanden in Hôtels, die für Fremde eingerichtet waren; das erste Stockwerk in einem derselben trug selbst damals monatlich noch funfzig Louisd'or ein. Dieß Quartier war der Sammelplatz der Reichen; alle Waaren wurden hier theurer als in den übrigen Theilen der Stadt verkauft.

Die herrliche Gemäldesammlung, die man vor kurzem in England im Einzelnen verkaufte *), stand damals in diesem Pallast. So sehr auch solche Pariser, die Kunstliebhaber sind, auf ihr jetziges Museum stolz sind, so innig bedauern sie doch den Verlust der Orleanischen Gemäldegallerie.

In den prächtigen Zimmern, in denen vormals der Herzog von Orleans und sein Gefolge wohnte, versammeln sich jetzt Leute, deren Namen damals ganz unbekannt waren. Diese Personen machen einen großen Theil des organisirten Ganzen aus, wodurch Frankreich regiert wird. Es ist jedoch ein Trost, daß es noch Volksversammlungen giebt, ob sie schon bloß den Schein von Gewalt zum Berathschlagen, Rathen und Votiren haben. Sie sind aber doch vorhanden; die Zeit und die zunehmende Einsicht werden das Uebrige thun.

Das Wenige, was ich bis jetzt von diesem Pallast gesagt habe, macht nur einen kleinen Theil von seinen Merkwürdigkeiten aus. Zum Verständniß der Begebenheiten während der Revolution will ich etwas von seiner Form und Lage bemerken. Nimmt man das Hauptthor aus, so sind alle seine Ein- und Ausgänge eng und schmal; sie können insgesammt nebst dem Hauptthore verschlossen werden. Er besteht in einem länglichen Viereck, das mehrere tausend Menschen fassen kann, und liegt jetzt im Mittelpunkte von Paris;

*) Die Familie Orleans hatte sie zu Anfange der Revolution nach England schaffen lassen. Die meisten Gemälde dieser berühmten Gallerie befinden sich jetzt in England auf den Landhäusern der Reichen zerstreut und sind da gleichsam vergraben. D. Uebers.

diese Lage selbst seinen Reizen macht ihn zu einem der Hauptsammelplätze der Müssiggänger. Dies war der Ort, wo die Häupter der französischen Revolution ihre Absichten am besten ausführen konnten. Hier wurden die französischen Garden bestochen und gewonnen; hier sprachen die Volksredner mit lauter Zungen, und jeder fand hier die aufmerksamsten Zuhörer. Von hier ging zuerst die Menge von Ideen und Grundsätzen aus, die man nachher auf der Rednerbühne der Nationalversammlung wiederholte und zu Gesetzen erhob; im Enthusiasmus des Augenblicks wurden hier mehrere davon zuerst entdeckt *). Mit Recht nannte man das Palais Royal den Feuerheerd der Revolution. In seinen Hallen, Kaffeehäusern, öffentlichen Sammelplätzen und großen Gärten hörte man von nichts als von Freiheit und von Anklagen gegen die Feinde derselben.

Auch diente es noch zu einem andern Zwecke; es war eine Art von Schlinge, in welcher die herrschende Partei ihre Gegner fing. Wollte man eine große Menge Personen verhaften, deren Rednertalente, Einfluß oder Ränke man fürchtete, so verschloß man die Thore und Zugänge des Palais Royal; niemand, weder Manns- noch Weibspersonen wurden herausgelassen, bis die bewaffnete Macht kam, und die Angeschuldigten ergriffen waren.

Was ist nun aus dem Palais Royal nach der furchtbaren Periode von Bewegung und Gährung, wo die widersprechendsten Gesinnungen, die übertriebensten Meinungen, die edelsten Bemühungen, die gehässigsten Leidenschaften und die größten Greuelthaten mit einan-

*) Die Ideen, die zum Ausbruche der französischen Revolution beigetragen haben, waren schon längst in den Schriften der berühmtesten Männer der Nation, der Montesquieu's, der Rousseau's, Voltaire's, Mably's, Diderot's und anderer niedergelegt, und es ist zu zweifeln, ob durch die Revolution nur eine einzige neue Idee entdeckt worden ist. Zur Verbreitung dieser Ideen unter den ungebildeten Volksklassen diente freilich das Palais Royal. D. Uebers.

der an Kampfe sitzen, wieder gewinnen? Der Sitz der Zerstreuung, der Sammelplatz der Eitelkeit, des Leichtsinnes und der größten Zügellosigkeit, wo nächtliche Orgien von Trunkenheit, Spiel, Hurerei und andern schändlichen Lastern ununterbrochen geübt werden, wo aber auch selbst der Weise Erholung und Erheiterung findet.

In der Fronte des Palais Royal befindet sich ein freier Platz; es ist kein Viereck, aber doch etwas Aehnliches; gegen Norden hin wird er vom Pallast selbst, gegen Süden von einem großen Wasserbehältar, der die Tuillerien und diesen Pallast mit Wasser versorgt und der den Namen Château d'eau (Wasserkunst) führt, und gegen Osten und Westen von verschiedenen Kaffeehäusern und Kramgewölben gebildet.

Als eine Sonderbarkeit, die zugleich zur Bezeichnung der Widersprüche von Paris dient, muß ich bemerken, daß sich des Morgens auf diesem freien Platze, der sich durch seine Gebäude und seinen Glanz, so wie durch die reichen Kaufleute in der Nachbarschaft auszeichnet, die Kleidertrödler versammeln; zugleich entstellen ihn auch die beweglichen Buden der Aepfelweiber und mancherlei andere Höker. Ich weiß nicht, wie die Vernunft und der Geschmack solche Dinge, die gar nicht zusammen passen, mit einander vereinigen wollen.

Will der Reisende, ehe er in die Gärten geht, den Anblick der Fronte des Pallastes genießen, so thut er wohl, wenn er sich auf die Terrasse dieser Wasserkunst stellt; hier kann er über die Aepfelbuden, die Kleidertrödler und die Menschenmasse wegsehen. Alsdann wird er ein Gebäude erblicken, das mir weder wegen seiner Schönheit, noch seiner Symmetrie, noch seiner Einfachheit Bewunderung zu verdienen scheint, das weder wegen seiner Höhe, noch Größe, noch Masse das Beiwort prächtig verdient, sondern bloß als der Schauplatz großer Ereignisse merkwürdig ist. Die

Vorvermauer ist hoch, der Pallast mäßig; es hat eine Menge Säulen und eine große Halle oder einen offenen Salon, der sich aber besser für ein Gebäude von andern Verhältnissen schicken würde. Man nenne ihn ein Haus, das zur Bequemlichkeit eines Sterblichen erbauet ist, und kann ist nicht mehr als hinlänglich groß, geräumig und prachtvoll, und wenn auch der große Kardinal selbst wiederkommen und ihn bewohnen sollte.

Wenn man durch das Thor, den vordern Hof und den offenen Salon geht, wo kleine Bücherbouticken und Läden mit Druckschaben stehen, so gelangt man zu einem geräumigern Hofe im Hintertheile des Pallastes. Noch haben wir aber keine Aussicht auf die Gärten und den neuen viereckigen Platz; sie ist durch einstweilen errichtete hölzerne Schuppen versperrt. Die Mischung von Großem und Kleinem dauert ununterbrochen fort; oder richtiger, ob man schon in Paris das Kleine allein antrifft, so ist dies doch nie mit dem Großen der Fall.

Man findet hier drei Reihen solcher hölzerner Schuppen, die zwei Gäßchen bilden. Diese stehen im Winter voller Wasserpfützen. Fängt das Wasser zu verfaulen an, so entsteht ein ungeheurer Koth und Schmutz, weil sie nicht gepflastert sind, und bei trockenem Wetter ist der Boden so ungleich, daß es die Füße schlimmer als auf Straßen haben, die mit kleinen Kieselsteinen gepflastert sind. Jener Gemeingeist, jener Enthusiasmus für das allgemeine Beste, der die Krämer, die in diesen Schuppen ihre Läden haben, zur Unterschreibung von Geldbeiträgen und zur Abhelfung dieser Uebel bewegen sollte, ist in Frankreich unbekannt. Die Polizei und die Regierung müssen alles thun. Sehr selten unternimmt ein Privatmann etwas zum Vortheil des allgemeinen Besten. Eine Nation, unter der ein solcher Gemeingeist jedes Brust beseelt, ist eine große Nation. Glückliches England! Viele giebt

es bei dir der Söhne, ja der Töchter, die etwas zum Vortheil des allgemeinen Besten unternehmen!

Man hat diese Schuppen nur einstweilen errichtet; an ihre Stelle sollen in Zukunft Gebäude kommen, die den Platz völlig einschließen werden; allein wann dies geschehen wird, wagt niemand zu bestimmen, der die zahllose Menge unvollendeter öffentlicher Gebäude in Frankreich kennt. Jetzt sind Abends die Gänge, die viel geräumiger als die Bögengänge sind, eben so stark mit Müßiggängern angefüllt, als es der mit Sand bedeckte Weg an einem April-Sonntage in Hyde Park nach den Gärten von Kensington ist.

Wenn man durch diese Gänge geht, so kommt man in den Garten, d. h. an einen Ort, der mit Bäumen bepflanzt und mit Sand bestreuet ist. In allen Gärten des Pallastes aber bekommt man nur wenig Rasen zu sehen; auch habe ich dergleichen nicht in andern Gärten bemerkt, außer in den wenigen, die man in englischem Geschmack angelegt hat. In der Nähe von Paris habe ich nirgends so guten Sand gefunden, als in der Nachbarschaft von London; auch sieht man ihn nicht und bereitet ihn nicht gehörig zu. Er läßt das Wasser nicht durch, sondern vermischt sich bald mit demselben und verwandelt sich in Koth. Am südlichen Ende dieses länglichen Viereckes kann man die Gebäude, die ihn einschließen, vollkommen übersehen. Ihr Charakter, der bei allen ununterbrochen fortgehenden Gebäuden eine große Wirkung thut, ist Einförmigkeit; auch sind sie hoch und von einem beträchtlichen Umfange; ihre Länge beträgt 170 Toisen und ihre Breite funfzig.

Das ganze Gebäude macht große Ansprüche auf Kunstgröße, ob es schon in dieser Hinsicht große Fehler hat. Die Theile haben kein Ebenmaaß. Gebäude von dieser Höhe und Größe mit einförmigen kannelirten Säulen, einer forklaufenden Balustrade, Guirlanden in den Abtheilungen, und zahlreichen zur Größe erfor-

dentlichen Verzierungen, verlangen verhältnißmäßig große Bogengänge.

Wenn ich Paris und seine zahlreichen Bemühungen, etwas Majestätisches hervorzubringen, betrachtete, so habe ich oft zu meinem Erstaunen gefunden, wie wenig man das Majestätische eines Platzes zu benutzen versteht. In den königlichen Gärten der Tuillerien, des Luxemburgs und zu Versailles, wo man allenthalben Raum genug hatte, ist diese Größe vernichtet; unseliger Weise hat man alles in kleine Theile zerstückelt; der Großconsul scheint, nach den mancherlei Veränderungen zu urtheilen, zwar eine Idee von dem Majestätischen zu haben, sie ist aber sicherlich unvollkommen; denn sonst würde er nicht die Gärten des Luxemburg wieder in diesem kleinlichen verächtlichen Geschmack haben einrichten lassen. In den Gärten des Palais Royal hat man mancherlei Veränderungen vorgenommen, seitdem man die neuen Gebäude errichtet hat; allein dies Zerstückeln und dies Abtheilen ist geblieben. Da wahrscheinlich in Frankreich noch mancherlei Veränderungen vorgehen werden, so darf man auch hoffen, daß man endlich die Vortheile benutzen werde, die das Lokale gewährt.

Wegen des Mangels an Laubwerk werden sie jetzt weniger als vormals besucht. Doch giebt es hiervon auch noch eine andere Ursache; jene unglückliche Klasse von Frauenzimmern, die durch ihre Laster und ihre Frechheit alle ihre Schwestern und Brüder verscheuchen, findet sich so häufig darin ein, daß sich ein ehrbares Frauenzimmer kaum darin sehen läßt, außer wenn es nach einem andern Orte durchgeht. Es werden hier ebenfalls Stühle vermiethet, aber in keiner so großen Anzahl; es ist ein angenehmer Charakterzug der Franzosen, daß sich die Mannspersonen gern unter Frauenzimmer aufhalten. Ich wünschte nur, daß sie mehr die Gesellschaft ihrer Weiber und Töchter, und weniger jene

der Weiber ihrer Freunde aufsuchten; dieser Wunsch würde bald erfüllt werden, wenn sich nicht die Mode und die Lasterhaften, die einander unterstützen, dagegen setzten.

Das Südende ist der am meisten besuchte Theil des Gartens; es gehört zur Mode, hier des Abends einige Mal hin- und herzugehen, und im Sommer unter dem Pavillon, der zu dem Kaffeehause im Mittelpunkte gehört, sich Eis und andere Erfrischungen geben zu lassen. Besonders haben auf diesem Spazierwege die oben erwähnten Frauenzimmer alles besetzt, und kokettiren mit jeder wohlgekleideten Mannsperson, die sie nicht sorgfältig zu vermeiden sucht; hier lassen sie, ich will nicht sagen, ihre Reize, aber doch so viel sehen, um selbst denjenigen anstößig zu werden, die es mit der Ehrbarkeit eben nicht sehr genau nehmen. Männer von ehrbarem Charakter lassen sich jetzt jedoch mit ihnen nicht so leicht mehr in Umgang ein, als dies vor zwanzig Jahren der Fall war.

An dem nördlichen Ende und zwar auf der Westseite des Ganges versammelte sich alle Abende eine Gruppe von Mannspersonen. Anfänglich konnte ich gar nicht klug daraus werden, warum sie so regelmäßig hier zusammenkamen und so eng zusammengedrängt mit einander sprachen; dann und wann schnappte ich zwar eine Phrase weg, die mir aber ganz unverständlich war; ich hörte sie von Zahlen sprechen, und ich fand, daß sie sich häufig mit Rechnen beschäftigten. Der Ort war ein öffentlicher Garten und keine Börse; sie waren keine Kaufleute; es war ein Vergnügungs- und kein Geschäftsort; es war jetzt auch nicht die Tageszeit zu Geschäften, und doch mußten sie etwas dieser Art betreiben. Endlich errieth ich es, und bei genauerer Erkundigung erfuhr ich, daß es Actienreiter waren. Gerade gegenüber stand ein Kaffehaus, das beständig

voller Leute, wan; wahrscheinlich gehörten sie auch zu dieser Klasse.

Der Großconsul hatte einen Befehl erlassen, in welchem er ihnen verbot, an keinem andern Orte ihre Geschäfte zu betreiben, als an dem, den er ihnen anweisen würde; sollten sich die Stocksreiter anderwärts in einer Anzahl von sechs Personen versammeln, so sollten sie mit dem Bajonett aus einander getrieben werden. Der Großconsul mag ein guter Taktiker seyn, allein vom Handel versteht er nichts.

Mehrere Schriftsteller, die vom Palais Royal gesprochen, haben seine Pracht, Mannigfaltigkeit der Gegenstände u. s. w. sehr übertrieben. Einer derselben sagt: „Es könnte jemand sein ganzes Leben im Palais Royal zubringen, ohne je ein Bedürfniß zu fühlen, einen Schritt außerhalb seiner Mauern zu thun. Es giebt weder ein natürliches noch ein künstliches Bedürfniß, weder einen feinern noch einen gröbern Appetit, keinen Wunsch, seinen Geist auszubilden, oder seinen Körper auszuschmücken, keine Begierde nach sinnlichen oder geistigen Genüssen, die man nicht hier stets im vollen Maaße befriedigen könnte. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht verläßt diesen Ort ohne den heißen Wunsch, dahin wieder zurückzukehren." Auf diese übertriebene Art schildert dieser Schriftsteller, mehrere Seiten seines Buches hindurch, jeden kleinen Laden unter den Bogengängen des Palais Royal. Eine eben so übertriebene Beschreibung liefert er von den Restaurateurs, den Kaffeehäusern u. s. w.

Ich will den Werth keines meiner Vorgänger herabsetzen; allein meine Absicht ist, meinen Lesern ein treues Gemälde von Paris und seinen Sehenswürdigkeiten zu liefern.

Wer die Waarenläden in London gesehen hat, hat einen ganz andern Maaßstab der Vergleichung. Läsen z. B. zwanzig der ersten Londoner Kleinhändler

die angeführte Schilderung, und ließen sich durch sie verleiten, einen Besuch im Palais Royal zu machen, wie sehr würden sie sich getäuscht finden, wenn sie sähen, daß jeder unter ihnen mehrere, kostbarere und mannichfaltigere Waaren als zehn Läden in ganz Paris, sowohl im Palais Royal als außerhalb desselben, hat, und daß sie selbst in der Anordnung der Waaren, in der Einrichtung der Gewölbe und in der Vertheilung des Lichtes eine weit größere Geschicklichkeit besitzen!

Es giebt vier Hauptursachen, welche bei Fremden eine solche Täuschung und Uebertreibung bewirken: dies ist die große Anzahl solcher Läden, die man hier beisammen findet, die Art ihrer Anordnung, der Ort, wo sie sind, und die Menge von Menschen, die diesen Platz besuchen.

Das ganze untere Stockwerk dieser Gebäude besteht aus Läden: hiervon ist bloß der Theil ausgenommen, den vormals die Orleanssche Familie inne hatte. Da die meisten klein sind, so machen sie freilich eine große Anzahl aus, und da einer an den andern stößt, und da die Waaren, die man darin verkauft, sehr mannigfaltig sind, so bekommt freilich Alles ein Ansehen von Größe und Pracht.

Die Einrichtung der Läden ist natürlich genug; man bekommt alles, was ein so kleiner Raum faßt, zu sehen, und viele darunter können wenig mehr vorzeigen, als was jedem Beobachter auf diese Art sogleich in die Augen fällt. Die Mannigfaltigkeit der Handelsleute, die hier ihre Waaren feilbieten, ist groß; wer beim Auslegen den meisten Glanz machen kann, der wählt das Palais Royal, z. B. Buchhändler, Goldschmiede, Uhrenhändler, Modehändlerinnen, Zuckerbäcker, Messerschmiede, Petschierstecher, Spiegelfabrikanten und Juweliere.

In Paris herrscht ein sehr gewöhnlicher Kunstgriff, um den Schein von einem großen Gewölbe und vielen

vielen Waaren hervorzubringen: ich meine den Gebrauch von Spiegeln. Diese bringt man mit vielem Vortheil in vielen kleinen Läden des Palais Royal an; in einem solchen Laden bewirkte man auf diese Art eine merkwürdige Täuschung. Gleich vorn in den Bogengängen auf der Westseite hat ein Juwelier sein Gewölbe: dieses hat er so mit Spiegeln verziert, daß die Waarenvorräthe und die Vordertheile des Ladens nicht allein noch einmal so groß erschienen, sondern auch an der Decke so reflektirt wurden, daß ich das erste Mal, als ich vorbeiging, wirklich glaubte, der Eigenthümer habe auch im ersten Stockwerk einen großen Juwelenvorrath. Als ich nachmals meinen Irrthum gewahr wurde, guckte ich in den Laden hinein, und fand ihn zwar etwas größer als gewöhnlich, allein dies betrug doch sehr wenig.

Hier findet man auch Gewölbe, in denen man an jedem Artikel ein Papier mit dem Preise geheftet hat; diese Waaren liegen auf den Tischen und an den Seiten, und hängen an den Säulen herum. In solchen Fällen gehen mehrere Läden in einen zusammen, und da die Spaziergänger nach Belieben herein- und herausgehen, um die Waaren zu besehen, so bringt dies eine neue Wirkung hervor. Obgleich die Waaren, die man in diesen Gewölben feilbietet, gemeiniglich von verschiedenerlei Art sind, so findet man doch auf der Nordseite ein Gewölbe, in welchem hauptsächlich kostbares Porzellan und reich verzierte Stutzuhren verkauft werden. Dies Gewölbe nebst jenem des erwähnten Juweliers und eines Gewehrhändlers, etwas weiter hinauf, sind dem Ansehen nach einige der prächtigsten.

Auch finden sich hier viele kleine Krämer; ferner Kuchenverkäufer, Billiardzimmer, wo es von der schlechtesten Gesellschaft wimmelt, und Andere, deren Geschäfte ich vergessen habe. Eins werde ich jedoch nie vergessen. Etliche Thüren von dem erwähnten Juwelen-

gewölbe hin am Theater ist oder war eine Tafel mit der Aufschrift: Aux artistes réunis. Der Satan selbst würde mit Hülfe Doktor Faust's nicht haben errathen können, was und wer diese vereinigten Künstler waren. Es waren Schuhputzer.

Da ich diese respektable Gesellschaft erwähnt habe, so muß ich auch dem Leser sagen, daß diese Herren alles thun, was in ihrer Macht steht, um die Vergnügungen und Reize dieses Ortes zu erhöhen. Sie haben in verschiedenen Theilen desselben ihre Boutiken, in denen dem Orte angemessene Bänke stehen. Des Morgens verkauft der Herr das Journal du Commerce, und des Abends das Journal du Soir; hier läßt sich derjenige, der zwei Pence und ein Paar schmuzige Halbstiefeln hat, nieder, und sammelt da so viele Kenntnisse, als die Regierung bekannt zu machen für gut findet, während der Künstler mit Schmiere von Lampenruß jenen Theil seines Anzuges so reinlich als den übrigen macht.

In diesem Palais Royal giebt es noch närrischere Dinge, z. B. einen Cupido von Wachs, mit Flügeln am Hintern, der in einer horizontalen Stellung am Fenster eines Perückenmachers an einem Drate hing, mit einer kleinen Damenperücke, die recht schön über seinen Schultern herabgekämmt war, und mit einer andern, aber herumflatternden in der Hand. „Wie artig das ist!" rief mancher Gaffer vor Verwunderung aus.

Fünftes Kapitel.

Wir sind nicht gewohnt, Pallaste mit Kaufmannsläden zu sehen. Wenn man durch die Thore und Zugänge des Pakais Royal kommt, erstaunt man nicht wenig, in einen großen Garten zu treten, eine solche Menge von Gebäuden zu erblicken, lange Bogengänge gewahr zu werden und zu sehen, daß man aller Orten und in allen Abtheilungen, die beim ersten Anblick zahllos zu seyn scheinen, die Produkte des menschlichen Kunstfleißes in Menge anteifft. Das Auge ist geblendet, der Geist überrascht, und die Gegenstände überwältigen bloß durch ihre Größe und Menge die Einbildungskraft. Niemals sah man vorher Krämer in einem solchen glänzenden Pallaste. Haben wir uns von unserm Erstaunen erholt und uns an diesem Anblick gewöhnt, so sind wir beinahe ärgerlich, daß die Läden so klein, und viele Waaren so geringfügig sind, daß allenthalben ein Kleinigkeitsgeist herrscht, und ein großer Theil von Waaren ganz unbedeutend ist.

Das nämliche Gefühl spürt man nicht, wenn man die Straßen einer großen Handelsstadt betrachtet; denn hier bemerkt man nicht die Mischung von Größe und Kleinheit, von Pracht und Armuth, wie in einem Pallaste. Ein Schuhputzer mag an einem reichen Kaufmannsgewölbe seine Boutike aufgeschlagen haben, beide befinden sich doch nicht in einem großen Pallast. Alle Gegenstände gehören ringsumher zum gemeinen Leben, und da wir an einem solchen Anblick gewöhnt sind, so beleidigt er uns nicht.

Von der Menschenmenge, die diesen Markt besucht, und von der Wirkung, welche sie auf denjenigen macht, der das Ganze zum ersten Mal sieht, wird man sich einen Begriff machen können, wenn man sich die Hauptgegenstände ins Gedächtniß ruft.

Wir gehen über keinen Marktplatz, wo eben Jahrmarkt ist, ohne daß vielleicht der Menschenschwarm einen tiefern Eindruck auf uns macht, als die Dinge, die derselbe zu sehen kommt. Man denke sich nun einen Fremden, der Abends ins Palais Royal tritt; die Lichter sind zahlreich, die Menschenmenge bewegt sich langsam dahin; er muß mit ihr gleichen Schritt halten und rechts fallen ihm nach der Reihe die feilstehenden Waaren ins Auge; sie haben ein reiches Aussehen; alles ist in Bewegung, und ob diese schon langsam vor sich geht, so sind doch die Gegenstände so mannigfaltig, daß dieselbe ihm viel zu schnell dünkt, um seine Aufmerksamkeit auf alles nur einen Augenblick heften zu können. Erinnerung, Vergleichung, Ideenverbindung, alles wird überwältigt. Das Vergangene ist vergessen; die Welt ist im Palais Royal concentrirt; in Allem herrscht hier Ordnung, Zusammenhang, Mannigfaltigkeit, Verschwendung und Pracht.

Ich meine hier bloß jene Art von Entzückung, in die der Mann von Verstand und Einbildungskraft am leichtesten geräth; wer dieser Extase gänzlich entgeht, wenn er diesen Pallast zum ersten Mal sieht, der muß keinen geringen Grad von Stumpfsinn besitzen. Ist er aber aus seiner Bezauberung wieder erwacht und hat er Zeit, Geduld und Veranlassung, die Wahrheit zu untersuchen, so wird er alles so finden, wie ich es geschildert habe. Allein trotz allem dem, was man von den Uebertreibungen wegnimmt, bleibt es doch immer ein merkwürdiger Ort.

Außer den schon angeführten Sehenswürdigkeiten giebt es daselbst noch viele andere Dinge, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, weil sie die Aufmerksamkeit fesseln und das Gemälde gar sehr erhöhen. Ich will hier jetzt bloß bemerken, daß es daselbst zwei Theater giebt, die einen Theil von dieser

Masse von Gebäuden ausmachen. Das eine ist das Theater der Republik *), d. i. das Hauptheater, auf welchem die Meisterstücke der französischen Trauer- und Lustspieldichter aufgeführt werden, und dies geschieht von Künstlern, über deren Werth ich, wenn ich vom Theater sprechen werde, meine Gedanken mittheilen will. Noch giebt es eine Menge anderer Dinge, die man hier zeigt, die man aber bloß einen Monat oder ein halbes Jahr lang hier sehen läßt, wo sie alsdann andern Platz machen. Sie gehören jedoch unter die Gegenstände, die den großen Haufen am meisten anziehen.

Der Eindruck, den die Lichter, die wogende Menschenmasse und die zum Verkauf ausgestellten Waaren auf das Gemüth machen, wird nicht wenig durch die Vokal- und Instrumentalmusik erhöht, die eine ganz wunderbare Wirkung thut; beide sind laut und stark, und oft ist es, als ob sie an der nämlichen Stelle wäre, obschon der Fremde nicht errathen kann, wo sie herkommt. Der Ton der zahlreichen Instrumente, der Gesang einer Bravourarie, oder der schallende Chor fesselt seinen verwunderten Geist; er blickt über sich, unter sich und nach allen Seiten hin; doch während er hört, kann er nichts sehen. Jetzt wird das, was vorher laut war, zehnmal lauter, und sein Gehör leitet sein Auge nach einem Eingang in einen Keller hin; er blickt hinab, sieht eine Menge Leute, und geht er hinunter, so trifft er hier eine Gesellschaft an, wie man sie allenthalben in Paris findet: eine sonderbare Mischung von Handarbeitern und reichern Leuten; einige sehen reinlich, andere schmuzig aus; sie sitzen bei ihrem kleinen Kruge Bier oder ihrem Glase Limonade, Bavaroise oder irgend einem andern sehr mäßigen, aber höchst unschmackhaften Getränke; dies vermischen sie mit

*) Jetzt heißt dies Theater das kaiserliche Theater. D. Uebers.

Wasser, tunken ihre Pfennigsemmel hinein, und befinden sich bei Schmaus und Musik ganz königlich.

Indessen leben nicht Alle so ökonomisch; auch halte ich die Wirthschaftlichkeit für keine Nationaltugend, sondern die Mäßigkeit. Sie bezahlen wenig, aber sie bleiben auch selten lange an einem Orte; und da sie sich leicht zur Befriedigung von Wünschen hinreißen lassen, die einzeln genommen so mäßig erscheinen, so haben sie oft, noch ehe der Abend vorbei ist, das durchgebracht, was sie den Tag über verdient haben.

Einer von diesen Musikkellern heißt das Kaffeehaus der Blinden (Café des Aveugles). Der Besitzer dieses Kaffehauses ist blind, die Musiker sind blind, und unstreitig würde man auch die Aufwärter unter den Blinden ausgesucht haben, wenn sie nur die Gäste hätten bedienen können. Nichts macht einen Pariser so vieles Vergnügen, als das, wovon er mit Erstaunen und Verwunderung sprechen kann. Er ist gemeiniglich wirklich gefühlvoll, und kann er Gefühl und Mitleid unter seine Wunder mischen, so macht dies sein größtes Vergnügen aus.

Ich besuchte diesen Keller, und war ein aufmerksamer Zuhörer der Musiker; derjenige, der die Gesellschaft dirigirte, spielte Solo's und zwar bisweilen vortrefflich; die übrigen spielten ganz leidlich. Die Gesellschaft war gar nicht zu verachten. Man hatte sie unter Haüy's Schülern ausgesucht; dieser Mann beschäftigt sich mit der Erziehung der Blinden, und macht aus diesen Unglücklichen nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft.

Ist man die Bogengänge durch, so fährt der Fremde Lust, in die Gärten zu gehen. Er erblickt diese Lichter im obern Theile des Gebäudes, besonders im ersten Stock, wo sie zahlreich sind und wo die Zimmer geräumig und prächtig zu seyn scheinen. Er erkundigt sich, wem sie gehören und von welchen Leuten sie

bewohnt werden? Ist er nicht selbst schon verdorben, so macht ihn die Antwort traurig; diese Traurigkeit ist für ihn um so peinlicher, je edler er selbst gesinnt ist. Daß in einigen Restaurateurs wohnen, andere Kaffeehäuser oder Zimmer sind, die zu gelehrten Klubbs und zu literarischen Gesellschaften bestimmt sind, ist wahr; daß aber ein weit größerer Theil zu dem schändlichen Spielen dient, und daß besonders das attische Stockwerk eine Mordgrube der abscheulichsten Laster und unglaublichsten Ausschweifungen ist, ist ein herzzerreißender Gedanke; voller Unwillen und Abscheu wendet man sich von dem Orte weg.

So schmerzlich auch diese Empfindungen sind, so fühlt man doch noch weit peinlichere, wenn man erfährt, daß solche Oerter nicht allein geduldet werden, weil die Regierung zu träge, zu beschäftigt oder zu schwach ist, sie zu unterdrücken, sondern daß auch die Regierung bestochen ist, weil sie an dem Gewinne des Lasters, der Prostitution, des Betruges und an der Beute des zu Grunde Gerichteten Antheil nimmt. Dies ist schändlich! dies ist abscheulich! Niemand wird sich durch mich beleidigt fühlen. Nie werde ich meinen Unwillen über solche Abscheulichkeiten verbergen. Es giebt keinen Vater, er müßte denn ein Ungeheuer seyn, keinen Freund der Menschheit, der nicht diesen Unwillen fühlte. Wenn jeder rechtschaffene Mann sich laut gegen das Laster erklärte, so würde sich dieses nicht so frech zu zeigen wagen und der Welt spotten; und eine Regierung, die solche Dinge erlaubt, würde in Trümmern zerfallen.

Nur noch eine Bemerkung über das Palais Royal. Ich habe oben die Menschenmasse erwähnt, womit es gewöhnlich des Abends angefüllt ist, und obschon die Haufen durch ihre Menge und Bewegung Leben verbreiten und eine Wirkung von Größe hervorbringen, ehe man sich erkundigt, woraus sie bestehen, so verändert sich dies doch gar sehr, wenn man entdeckt,

daß sie einen der widersprechendsten und unangenehmsten Charakterzüge dieses Ortes ausmachen. Nimmt man die Fremden und einige wenige Andere aus, die Geschäfte oder der Mangel an Geschäften gerade in den Stunden, wo das Gedränge am größten ist, über den Platz wegführen, so bestehen sie theils aus dem Pöbel der Stadt, theils, was noch weit schlimmer ist, aus dem Auswurfe desselben, aus den Hefen des Lasters, Beutelschneidern, Huren, ihren Kupplern und, o der Schande! aus Knaben . . . .

Als öffentliche Vergnügungs- und Erholungsorte verdienen die Pariser-Gärten unsere Aufmerksamkeit. Ich meine nicht die Gärten von Privatpersonen, sondern die öffentlichen Gärten, in die man das Publikum zum Genuß von Vergnügungen für Geld einladet.

In den letzten funfzig Jahren sind die Franzosen von dem Geschmacke des Mannes abgewichen, den sie sonst anzubeten pflegten (ich meine Le Nôtre), und dessen Namen man kaum jetzt noch ohne das Beiwort des Großen nennen kann. Trotz des Aergers derjenigen, die gegen die Anglomanie declamiren, des Spottes, mit dem man sie überhäuft, und der Verachtung, die man gegen sie geäußert hat, haben sich die englischen Gärten oder vielmehr ihre Wechselbälge allmählig vermehrt. In den öffentlichen Gärten hat man sogar unsere Namen nachgeäfft; die Pariser haben ihr Ranelagh und ihr Sommer-, ja ihr Winter-Vauxhall.

Ihr Ranelagh kenne ich bloß aus Büchern; es befand sich zu Anfange des Boulogner Wäldchens; der Maler, Dekorateur und Feuerwerker des Königs, Herr Morisan, war sein Erbauer; es wurden daselbst an Sonn- und Feiertagen öffentliche Bälle und Feuerwerke gegeben; der Eintrittspreis betrug einen Shilling (8 Gr.). Im Sommer 1783 aber war damit

eine andere Einrichtung getroffen worden. Man hatte eine Subscription eröffnet, das Publikum war ausgeschlossen worden, und bloß diejenigen, denen die Subscribenten Billets gaben, durften Antheil nehmen. Hier versammelte sich gewöhnlich die Jugend und Schönheit von Paris; hier wurden ihre Reize durch die zahlreichen Kron- und Armleuchter erhöht, und hier ließ sie sich, wenn sie ermüdet war, auf die grünen Bänke zur Ruhe nieder, die um das offene Amphitheater herumliefen, in welchem getanzt wurde.

Von ihrem Sommer-Vauxhall, wenigstens von dem einen derselben kann ich urtheilen; denn ich war im Jahre 1783 daselbst. Ich muß aber den Leser zu bedenken bitten, daß ich gänzlich nach Vergleichungen urtheile, daß ich, wie alle Fremde, die Oerter, Gebräuche und Sitten vorziehe, an die ich am meisten gewöhnt bin, und daß ich trotz aller meiner Bemühung, eine strenge Unpartheilichkeit zu beobachten, und die richtige Mittelstraße zu gehen, doch vermuthe, daß dies in keines Menschen Gewalt steht *).

Da ich mit dem Vauxhall in London genau bekannt war, so erstaunte ich nicht wenig, als ich zu Paris den Platz sah, dem man den nämlichen Namen gab; er war klein, seine Verzierungen waren höchst erbärmlich, und die Gesellschaft glich dem Orte: kurz, das Ganze gewährte einen höchst elenden Anblick.

Von den in den Jahren 1802 und 1803 zu Paris vorhandenen Gärten kann ich mit mehr Zuversicht sprechen. Die Revolution hatte die Vornehmen aus ihrem Eigenthum vertrieben, die Reichen zur Einschrän-

*) Was Menschen thun, das muß theils nach moralischen und rechtlichen Grundsätzen, theils nach den Regeln der Zweckmäßigkeit beurtheilt werden; wer dies thut, der thut keiner Nation Unrecht. Alle Einrichtungen und Gebräuche sind nicht gleich zweckmäßig, d. h. sie zielen nicht in einem gleichen Grade auf die Beförderung der Kultur der Menschen ab, und je weniger dies der Fall ist, desto verwerflicher sind sie. D. Uebers.

kung ihrer schwelgerischen Vergnügungen genöthigt, und alles in den Besitz von Abentheurern gebracht, die entweder schon wieder in ihr unbedeutendes Nichts zurücksinken, oder bald die Thorheiten, Sitten und Laster ihrer Vorgänger nachzuahmen anfangen *). Vorzüglich hatte der Adel in seinen Gärten dem englischen Geschmack nachgeahmt; einige von den Gärten, die im englischen Geschmack angelegt sind, stehen dem Publicum offen. Der Garten, welchen der verstorbene Herzog von Orleans hat anlegen lassen, liegt am westlichen Ende der Straße Monceaux; seine Anlagen wären im größten Styl ausgeführt. Diejenigen, die diesen nicht liebten, nannten ihn spöttisch la folie de Chartres (der Vater des Herzogs lebte damals noch; der Sohn führte daher den Titel Duc de Chartres).

Nach dem Tode des Herzogs machte man einen Versuch, diesen Garten in die Mode zu bringen, derselbe aber schlug gänzlich fehl. Als ich Paris verließ, stand er zwar noch für jeden offen, der darin herumgehen wollte; er war aber beinahe gänzlich menschenleer. Es war Thorheit, daß man ein so gutes Stück Land zu solchen Zwecken bestimmte; noch größer aber war die Thorheit, daß man es in seinem jetzigen Zustande ließ, der weder Nutzen noch Vergnügen gewähren konnte. Es hieß, der erste Consul habe die Absicht, ihn zu nützlichen Zwecken zu benutzen.

Als Garten gewährt er einem Engländer vorzüglich durch solche Dinge, die dieser hier wenig erwar-

*) Die jetzige Regierung befördert absichtlich den Luxus und den Glanz, um die großen Reichthümer, die eine Menge Abentheurer ohne Bildung und ohne Kenntnisse während der Revolution durch Lieferungen an die Armeen, durch Commissariate u. s. w. zusammengehäuft haben, wieder zu vertheilen und sie dadurch ohnmächtig zu machen. Man sehe hierüber Etat actuel de la France, welche Schrift im Monat Mai 1805 geschrieben und, obschon Partheischrift, doch viele merkwürdige Belege zur Charakterisirung der jetzigen Regierung enthält. D. Uebers.

ter, Vergnügen. Er stößt auf Sputen aus seinem Vaterlande; er findet Meilensteine mit englischen Aufschriften; alte Mauern, neuerrichtete Windmühlen und Ruinen, die so viel zu bauen kosteten, als der Bau von mehreren Bauerhäusern. Die Errichtung von Ruinen ist einer von den tollsten Einfällen, zu denen der Reichthum verleitet.

Der Hameau de Chantilly ist ein anderer großer Garten, in den man das Publikum einladet. Tivoli nennt man Gärten, in denen man alle in Gärten gewöhnliche Vergnügungen in der größten Mannigfaltigkeit antrifft. Hier wird getanzt, hier sieht man Feuerwerke, Marionettenspiele, Taschenspiele, Luftballons, kurz alles, was die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, oder Vergnügen machen kann. Garnerin ist aus diesen Gärten mit seiner Frau mehrmals in seinem Luftballon aufgestiegen. Ich habe Tivoli bloß einmal besucht, und wenn ich den Tanz ausnehme, so fand ich die übrigen Vergnügungen höchst kleinlich und schlecht geleitet. Das Marionettenspiel befand sich unter freiem Himmel; dies war auch mit den Taschenspielerkünsten der Fall, und obschon in Paris solche Schaukünste etwas Gewöhnliches sind, so wünscht doch der Fremde, der einen solchen Garten besucht, zu wissen, ob sie ihm hier mehr Vergnügen gewähren, und besser, als an andern Orten beschaffen sind. So viel ich sehen konnte, waren sie die nämlichen, wie anderwärts; wegen der Menge Zuschauer aber konnte ich nicht nahe genug hinankommen.

Ein Kunststück erregte unter den Gaffern ein großes Gelächter. Man hatte eine Art kleinen Mastbaumes von einem gleichen Durchmesser in einer horizontalen Richtung an Ringe gehängt; an jeder Seite hatte man Stricke angebunden, an denen man sich mit den Händen festhielt und in die man die Füße setzte. Wer den Versuch machen wollte, stieg auf einer Leiter auf den

Mastbaum hinauf, stellte sich in einer wagerechten Stellung, mit dem Gesicht unterwärts gekehrt, darauf, hielt sich mit den Händen und Füßen an, und suchte nach dem andern Ende zu kommen. Der Balken hing so, daß man das Gleichgewicht nicht verlieren durfte, oder er drehete sich herum, und der Wagehals mußte sich mit den Händen am Stricke festhalten, oder er fiel herab.

Die bloße Angst, ob es demjenigen, der hinaufgestiegen war, gelingen werde oder nicht, war der geringste Theil des Vergnügens; das Gespött, das man mit demjenigen trieb, der den Versuch wagte, belustigte die Pariser am meisten. Sie kennen einander, sie werden über solche Dinge nicht böse, und lassen sich nicht im geringsten durch die Furcht vor dem Auslachen von etwas abhalten. Kaum war der eine herunter gefallen, als schon wieder ein anderer zu dem Versuche bereit war. So lange ich Zuschauer war, gelang es keinem, ans andere Ende des Balkens zu kommen, der mir etwa funfzehn Fuß lang zu seyn schien.

Noch machte man sich einen andern Zeitvertreib, welcher Engländern, so sehr sie auch an Fahrzeuge und an's Rudern gewöhnt sind, doch höchst jämmerlich vorkam. In einer Art von Teich oder Kanal, der ungefähr sechzig Fuß lang und kaum so breit als der neue Fluß (New River) bei Islington war, befanden sich drei bis vier Fahrzeuge mit flachem Boden; jedes hatte zwei Ruder. In diese Fahrzeuge suchten begierig mehrere junge Leute zu kommen; einer wartete auf den andern. Wenn sie nun darin waren, so ruderten sie sich herum und machten dabei einen solchen Lärm, als ob sie in Gefahr wären, Schiffbruch zu leiden, und bei einem Sturm in einen Hafen zu gelangen suchten. Einer stürzte wegen seiner großen Ungeschicklichkeit in's Wasser, das durch das Rudern sehr schmuzig aussah; er kam zwar ziemlich beschmuzt wieder heraus, von

Gefahr aber konnte gar nicht die Rede seyn, weil das Wasser seicht war.

Ob es schon außer den öffentlichen Gärten auf den Boulevards noch mehrere außer den angeführten giebt, so findet man doch keinen weiter, von dem ich etwas Merkwürdiges weiß oder gehört habe, außer von Frascati; hier kommt gewöhnlich die angesehenste Gesellschaft zusammen, die sich selbst die modische nennt. Die Gärten von Frascati liegen am Ende der Gesetzesstraße auf den Boulevards. Der Eigenthümer findet es seinem Interesse angemessen, oder glaubt dies wenigstens, das Publikum frei einzulassen; hiervon macht er bloß an solchen Abenden eine Ausnahme, wo er eine Fete ankündigt. Das Wort Fête braucht man beinahe bei jeder Art von Lustbarkeit; wenn in diesem öffentlichen Garten Feten veranstaltet werden, so machen Feuerwerke, Tänze und Erleuchtungen die gewöhnlichen Vergnügungen aus, bei denen nur wenige Abänderungen Statt finden.

Ob es gleich in Paris keinen öffentlichen Ort giebt, wo die Gesellschaft auserlesen wäre, oder nur wie ausgewählt aussähe, so fand ich sie doch im Ganzen in diesen Gärten besser, als anderwärts. Wenn ich sage besser, so verstehe ich dies bloß von der Kleidung und dem äußern Ansehen: denn es ist der bekannte Sammelplatz solcher öffentlichen Frauenzimmer, die, von Reichen unterhalten, im höchsten Glanze leben und begierig sind, ihre Eroberungen und ihre Reize zu zeigen. Späterhin werde ich mehr von diesen Geschöpfen sagen.

Der Eintritt in diese Gärten wird zum Vortheil des Eigenthümers ganz vortrefflich benutzt. Er zieht seinen Gewinn aus seinem Kaffeehause, wo man Eis, Punsch, Liqueure und andere Erfrischungen erhalten kann, und durch dies Kaffeehaus, das sich im Erdgeschoß befindet, muß jedermann, der die Gärten besuchen will, gehen. Es besteht aus einer Reihe von

Zimmern, durch die man gewöhnlich sowohl beim Herein- als beim Hinausgehen die Runde macht, ob sie schon gemeiniglich voller Menschen sind. Sehen und gesehen zu werden, ist eine so gewöhnliche Sache, und die Frauenzimmer besitzen so wenig Schüchternheit und die Mannspersonen so viele Unverschämtheit, daß man beim Anstarren des Andern an keine Beleidigung denkt und daß sich auch niemand dadurch beleidigt fühlt.

Unter uns ist ein solches Betragen unter der modischen Klasse nur zu gewöhnlich; in Frankreich aber würde die Anzahl der modischen Leute außerordentlich groß seyn, wenn dies ihr unterscheidendes Kennzeichen ausmachte. Ich muß jedoch hinzusetzen, daß sie öfters, auch wenn sie sich für unschicklich behandelt halten, eine liebenswürdige Nachsicht zeigen, wegen welcher man sie nicht genug rühmen kann. In dieser Tugend übertreffen sie uns weit; hier muß man aber wiederum unsere modisch erzogenen Leute ausnehmen.

Die modische Stunde, wo man diese Gärten besucht, ist von zehn bis eilf Uhr, besonders an Abenden, wo Oper ist; die gut gekleidete Gesellschaft verläßt gewöhnlich die Oper, um Frascati zu besuchen. Als Stadt genommen, geht man in Paris zeitiger zu Bette und steht früher auf, als in der Stadt London; die öffentlichen Plätze werden früher verschlossen, und selten trifft man in diesen Gärten nach Mitternacht noch viele Gesellschaft an; allein die Wuth der nächtlichen Orgien fängt hier auch unter den Reichen herrschend zu werden an. Möchten sie doch die Engländer bloß in ihren Tugenden nachahmen!

Die Nationalfeste sind ein zu wichtiger Gegenstand, als daß sie ein Reisebeschreiber, der den Charakter und die Sitten einer Nation schildern will, mit Stillschweigen übergehen dürfte. Allen solchen Festen vom Mai 1801 bis in den September 1802, deren Anzahl nicht geringe war, habe ich beigewohnt, und während

ich mit dem Einsammeln von Thatsachen und Beweisen beschäftigt war, bemerkte ich viele Nachtheile, die sie zur Folge hatten. Das erste Nationalfest, das ich sah, wurde im Jahre 1801 den 14ten Julius gefeiert. Der erste Consul hütete sich, in seiner Addresse ans Volk, gar sehr, etwas von der Bastille zu erwähnen, die zwölf Jahre vorher an diesem Tage zerstört worden war. Er sprach bloß von einer Epoche, in welcher den barbarischen Einrichtungen ein Ende gemacht, die Feudalrechte aufgehoben und ein getrenntes Volk, wovon ein Theil zur Sklaverei, der andere zu Ansehen und Größe bestimmt gewesen, vereinigt worden sey. Dies waren schöne Worte, die mit schönen Versprechungen begleitet waren, z. B. daß ein bürgerliches Gesetzbuch die Rechte und das Eigenthum des Volkes sichern sollte. Zugleich erinnerte er es auch an seine Pflichten u. s. w. Da es das erste Nationalfest nach der wichtigen Schlacht von Marengo war, so schien die Regierung entschlossen zu seyn, es ungemein glänzend und mannigfaltig zu machen; die öffentlichen Zubereitungen dazu wurden einen ganzen Monat vorher angefangen. Man sagte, daß ein Tempel des Krieges und ein Friedenstempel errichtet werden sollte; ich bildete mir anfänglich ein, daß dies bloß ein Gerücht sey, das der Pöbel ausgestreuet habe, der gewöhnlich das Große noch übertreibt; allein ich sah bald den Grund dazu abstecken und den Bau seinen Anfang nehmen. Da ich in der Nähe wohnte, so gab ich genau auf den Fortgang des Baues Acht und sah, daß man es dabei auf keine Ewigkeit angelegt hatte, sondern daß es bloß leichte Schaubautiken waren, die man weiter schaffen konnte. Sie wurden weder von Marmor, noch von Stein, ja nicht einmal von Ziegeln, sondern von Brettern erbauet. Meine Verwunderung über die kurze Zeit, wo sie fertig seyn sollten, hörte auf.

Der feierliche Tag kam näher, und diese hölzernen Tempel waren immer noch unvollendet. Ich fing an

zu zweifeln, daß sie zur rechten Zeit fertig seyn würden. Außer den Tempeln bemerkte ich noch viele andere Zubereitungen, und keine schien in ihrer Vollendung weiter vorgerückt, und gleichwohl meldete das Programm, daß das Fest um neun Uhr des Morgens seinen Anfang nehmen sollte. Mein Erstaunen vermehrte sich; diese Dinge waren mir neu, und ich sah, daß ich weder das Volk noch den Gebrauch hinlänglich kannte.

Ich wünschte das Ganze mit anzusehen und hielt es für nöthig, früh aufzustehen und bei Zeiten auszugehen; ich machte mich daher am 14ten Julius gleich nach dem Frühstück nach den elisäischen Feldern auf den Weg. Meine Neugier erregten besonders les mats de Cocagne, die die Feierlichkeit eröffnen sollten; ich fragte, was das wäre, und hörte, daß es eine Art Schiffsmasten wären, die man senkrecht in die Höhe richte und mit Fett beschmiere; oben auf dem Gipfel befänden sich mancherlei Preise, die diejenigen erhielten, die den Muth und die Geschicklichkeit hätten, die Stange hinauf zu klettern.

Die gewöhnlichen Preise bestanden, wie ich ferner hörte, in Gänsen, in anderm Geflügel und in Lebensmitteln. Ich stellte mir den Glücklichen vor, wie er die Stange wieder herabsteige und den Korb mit den Lebensmitteln im Arme oder auf dem Kopfe trage, oder ihn unter die unten in Menge versammelten Zuschauer fallen lasse. Ich glaubte, daß dies alles viel Vergnügen und viel zu lachen geben würde. Ich eilte also nach dem Schauplatz hin.

Als ich in seine Nähe kam, sah ich anstatt einer großen Menschenmasse kaum eine einzige Person, und als ich auf dem Platze anlangte, fand ich zu meinem noch größern Erstaunen Leute, die Löcher gruben, und Masten, die auf der Erde lagen. Alle meine Ideen von der Ordnung, Mannigfaltigkeit und stufenweisen Zunahme der Vergnügungen waren augenblicklich vernichtet.

nichts. Ich umfaßte mich nach dem ganzen viereckigen Platze. Der Tempel war immer noch nicht fertig, die Wölbe, an denen die Siegestrophäen aufgehängt werden sollten, waren noch in demselben Zustande. Jede Annäherung wurde durch eine Leine, die man herumgezogen hatte, und durch Wachen verhindert, welche schien, zu Verwirrung und Unordnung. Ich ging auf den ganzen elisäischen Feldern von einer Stelle zur andern herum, und allenthalben fand ich halbangefangene Bauarbeiten, arbeitende Tagelöhner und Schildwachen, die diejenigen, die sich hineindrängen wollten, mit allen Kennzeichen von Eile und Aengstlichkeit zurückzeichen.

Ich fragte, ob das Fest wirklich noch heute Statt finden sollte; man starrte mich an, sah, daß ich ein Fremder war, lächelte und erwiederte: „ja freilich!" Daß jedoch die Arbeitsleute in ihren Arbeiten weiter vorgerückt seyn mußten, als der bloße Anblick zeigte, und daß diese sich ihrem Ende näherten, lehrte der Erfolg; denn als ich Nachmittags beinahe ohne Hoffnung wieder dahin kam, sah ich, daß, ob sie schon noch nicht fertig waren, es doch durch ihre Anstrengung und die Geduld der Pariser gelingen werde, daß alles, was das Programm versprochen hatte, Musik, Tanz, Pantomimen und Gaukelspiele, Statt finden würde.

Die Zuschauer fingen an zahlreicher zu werden; zwischen drei und sechs Uhr strömten sie aus der Stadt herbei, bis der Menschenhaufe, ganz ungeheuer war. Kein einziger war unzufrieden; niemand äußerte eine Klage über Langsamkeit und Unordnung, jeder wollte vergnügt und lustig seyn, und für die Pariser sind Fröhlichkeit, Ausgelassenheit und Unordnung gewöhnliche Dinge. Unordnung macht selbst einen Theil ihrer Vergnügungen aus; aber es ist eine harmlose, friedliche Unordnung, eine lebhafte, sorglose, lustige Unordnung. Sie besitzen entweder zu vielen gesunden Verstand, oder zu we-

nig Nachdenken, um ihre Freude durch Mundenken zu stören *).

Sie unterscheiden sich, in Ansehung ihres Betragens, so sehr von den Engländern, daß ich jede Gelegenheit zu benutzen wünsche, um auf die Umstände aufmerksam zu machen, die diesen Unterschied am anschaulichsten machen. Die Engländer verrathen bei allem, was sie thun, eine große Begierde und Eilfertigkeit. Soll ein Luftballon steigen, so ist alles in Bewegung, und haben sie einige Hoffnung, ihn herabkommen zu sehen, so eilt alles Meilen weit dahin. Aus dem Leichtsinn der Franzosen und der Leichtigkeit ihres Körpers sollte man schließen, daß sie schneller und weiter liefen; allein es findet gerade das Gegentheil Statt. Wenn sie ein Vergnügen aufsuchen, so bemerkt man zwar bei ihnen viel Heiterkeit, aber in ihrem Gange, Gesicht oder Betragen auch nicht den geringsten Eifer; sie schlendern gemächlich dahin, plaudern die ganze Zeit über, langen an dem Orte an, der ihnen am besten gefällt, lassen sich in Reihen auf die Erde am Rande eines Grabens oder an einer andern Stelle nieder, wenn sie nur trocken ist (aus dem Staube machen sie sich nichts), und setzen ihr Geplauder fort; bald bekümmern sie sich etwas um das, was um sie herum vorgeht, bald wieder nicht. Sie scheinen nie etwas von Müdigkeit zu spüren, bis ihr Gespräch zu stocken beginnt; alsdann glauben sie, daß es Zeit sey, nach Hause zu gehen.

Wie harmlos ist ihre Ruhe! Wie laut, nichtssagend, aber doch lustig ihr Gespräch! Welche unglaubliche Verschiedenheit tritt dann ein, wenn ihre plötzlich entflammten Leidenschaften sie zu jenen Gewaltthätigkeiten verleiten, womit ihre alte und neuere Geschichte

*) Die hier angeführten Züge der Franzosen sind sehr charakteristisch, und zeigen, daß sie, besonders die Pariser, große Kinder sind. Sie leben und weben in Vorstellungen der Einbildungskraft und vertändeln das Leben, das doch wahrhaftig einen ernsten Zweck hat. D. Ueberf.

bestimt ist! Wie viel sind sie zu erdulden im Stande! Allein ist der Anstoß einmal gegeben, wie leicht lassen sich diese Leidenschaften zur Wuth entflammen!

Doch zurück, sonst fängt unsere Feierlichkeit nie an. Zwischen drei und vier Uhr wurden einige Mastbäume aufgerichtet; das Uebrige hatte ebenfalls seinen Fortgang. Ueberhaupt waren die angekündigten Vergnügungen die gewöhnlichen, nur dies war etwas Neues, eine Nationallustbarkeit, die ich mit anzusehen entschlossen war. Statt der Körbe voll Lebensmittel sah ich nichts als einen Blumenkranz; dies benahm mir die Hoffnung. Diesen Kranz zog man an einer Rolle nach Belieben hinauf und herunter; was er auch enthalten mochte, so sah man doch nichts weiter, als einen großen grünen Kranz, und oben auf dem Mastbaum einen Baumzweig. Ich hörte von den Umstehenden, daß die Preise, statt der sonst gewöhnlichen, die Gelegenheit zum Scherzen gaben, von Silber seyn sollten, z. B. Löffel, Spielsachen, Uhren oder Geld.

Bei jedem Mastbaume stand eine Schildwache, deren Befehlen man gehorchen mußte. Sie hatte den Oberbefehl. Es war vier Uhr, ehe diese Befehlshaber den Preisbewerbern erlauben wollten, ihre Kräfte zu versuchen; und als dies geschehen, waren die Empfindungen, die dieser Anblick erregte, entweder zu unangenehm oder zu schal, als daß man es lange aushalten konnte. Nur wenige von denen, die einen Versuch machten, kamen bis zu drei Viertel der Höhe hinauf; ihre Anstrengungen waren fürchterlich; und fuhren sie damit so lange fort, bis ihre Kräfte erschöpft waren, so war das Herabsteigen gefährlich.

Ich verließ den Ort, noch ehe jemand einen Preis gewonnen hatte. Man sah immer dasselbe; es war gar keine Abwechselung, bloß die Umstehenden machten mancherlei äußerst närrische Bemerkungen, und trieben vielerlei Spöttereien. Die Anzahl der Zuschauer war nicht groß. Jedoch schienen die Preise gewonnen worden

Versuchung führen. In allen Buden, die ich sehen konnte, entdeckte ich auch nicht eine Spur von Näschereien oder etwas ähnliches von solchen Lokspeisen. Wer eine ordentliche Mahlzeit halten wollte, mußte nach Paris zurück; doch wurde viel Kuchen gegessen und viel Bier getrunken.

Einen Umstand kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen; denn mit Unwillen erinnere ich mich, den nämlichen Kunstgriff auch in England gesehen zu haben. Auf den elisäischen Feldern hatten hier und da mehrere Bänkelsänger ihren Stand genommen; alle sangen den nämlichen Gesang: das glorreiche Leben und die Heldenthaten Bonaparte's *). Daß man diese Leute dazu gedungen hatte, sah man deutlich; sie gingen anständig gekleidet, waren von Musikanten begleitet, und alle sangen das nämliche Lied ab, das vorne mit einem leidlichen Holzschnitte, der Bonaparte, seiner ganzen Länge nach, in der Generalsuniform vorstellte, geziert war. Das Lied oder seine Lebensgeschichte enthielt neun volle Seiten mit Noten, und war in einem pomphaften Style, voller Schmeicheleien und sklavischer Demüthigungen. Es wäre thöricht, wenn man die außerordentlichen Heldenthaten dieses außerordentlichen Mannes läugnen wollte, allein seine Geistesgröße oder Kleinheit, seine edlen oder unedlen Absichten und seine Großmuth oder Niederträchtigkeit zu beurtheilen, können uns allein Thatsachen in den Stand setzen.

Nachdem ich eine Zeit lang unter den Müßiggängern herum geschlendert war, kehrte ich nach dem großen Viereck zurück. Die Tempel waren Nachmittags fertig und die Seite weggenommen worden; es durfte aber niemand hinein, außer wer ein Entréebillet hatte.

*) La vie héroique et glorieuse du Consul Bonaparte, depuis l'époque de sa naissance jusqu'à la paix de Luneville, par les citoyens Aubert et Dubocq.

Ich konnte blos das Aeußere besehen, das Aeußere war aber auch das Ganze; denn beide standen offen; die Ursache, warum ich mich gern hineingewünscht hätte, war das Konzert, um dies gehörig mit anhören zu können.

Der Kriegestempel war klein und alle seine Verzierungen bestanden in Kriegestrophäen; ich gerieth aber in kein geringes Erstaunen, als ich sahe, daß selbst der Friedenstempel beinahe in dem nämlichen kriegerischen Geschmacke verziert war. Obgleich dieser letztere Tempel blos zum Scheine da war, und aus nichts als angemahlten Bretern bestand, so machte er doch wirklich einen grossen Eindruck. Dies rührte hauptsächlich von seiner regelmäßigen Form und von seinen glänzenden Säulenreihen her, die aus hundert und sechzehn Säulen bestanden, welche man so angestrichen hatte, daß sie von einem schönen, safrangelb-geäderten Marmor zu seyn schienen. In zwei Dingen thut es keine Nation den Franzosen gleich: nämlich in der Vortrefflichkeit und Geschicklichkeit des Tanzens und in dem Talent, mit wenigen Kosten ein prächtiges, ja selbst grosses Schauspiel aufzuführen. Wäre der Friedenstempel von pariſchem Marmor gewesen, und hätte man Jahre lang mit seinem Baue zugebracht, so hätte er doch keinen prächtigern Anblick gewähren können. Es hätte wenig zu bedeuten gehabt, wenn auch ein Regenguß den Marmor von dem Brete abgewaschen hätte. Es standen noch mehrere kleine Gebäude daran, die man blos zum Aufhängen von Fahnen, Flaggen und Waffen errichtet hatte, und die dem Ganzen ein militärisches Ansehen gaben. Leider! war es eine militärische Regierung. Allenthalben Kasernen; man traute dem ruhigen, harmlosen, und dem Anscheine nach sorglos-lustigen Volke nicht; allenthalben paradirte Fußvolk und Reiterei *).

*) Ein neuerer Reisender nach Paris, Herr Benzenberg, sagt, daß kaum ein einziger Professor eine Vorlesung halte, ohne Soldaten an den Thüren stehen zu haben, die jede Unordnung oder Unruhe verhindern sollen. D. Ueberſ.

Kurz vor Einbruch der Nacht stieg ein Luftballon in die Höhe; man hatte vier versprochen, ich sah aber nur einen. Der bekannte Garnerin befand sich darin; es war, wenn ich nicht irre, seine achtzehnte Auffahrt. Er ist an eine Luftfahrt beinahe eben so gewöhnt, als an einen Spatziergang auf der Erde. Desto besser! er hat gezeigt, wie sicher man eine solche Fahrt wagen kann, die man im Jahre 1782 noch für fast unmöglich hielt. Als er auffuhr, ließ er nach und nach eine Anzahl kleiner Flaggen wehen, die er unter die Zuschauer herabwarf. Nachdem er in drei Stunden fünfzehn Stunden weit gefahren war, ließ er sich wieder nieder. Die Entfernung schien nicht beträchtlich zu seyn, allein die Luft war außerordentlich ruhig.

Bei jedem Feste, das ich gesehen habe, war die Erleuchtung das Auffallendste. Gegen Eintritt der Dämmerung fing man die Lichter anzuzünden an und sogleich stand der große Raum der elisäischen Felder, der Einigkeitsplatz, die großen Zugänge nach der Barriere von Chaillot und der geräumige Platz l'Etoile in Flammen; man erblickte zahllose, fackelnde Lichter. So verdunkelt auch der Platz durch die Bäume ist, so schien ihn doch das Licht noch heller als selbst am Tage zu machen.

Das Programm versprach, daß, wo möglich, der Schaft der Nationalsäule erleuchtet seyn sollte. Ich hielt dies für bloße Worte, für eine Gaskonade, allein zu meinem großen Erstaunen sah ich nach und nach die Lichter zum Vorscheine kommen. Der Leser wird freilich eben so sehr erstaunen, wenn er hört, daß diese Nationalsäule, die, wie ich vermuthe, hundert und funfzig Fuß hoch und viereckig ist, nach oben hin immer dünner wird und aus einer festen Masse zu bestehen scheint, aus graulichtem Papier bestand, das man an in die Höhe steigende Balken angeklebt oder angeleimt hatte. Als ich dies zum ersten Mal hörte, konnte ich es kaum glau-

den, als einige Monate darauf hatte diese prächtige Säule ein Windhauch umgeworfen und zerschmettert; in diesem Zustande sah ich sie nachmals.

Von Seltenheit dieser Säule muß ich eine Anekdote mittheilen. Ich fragte, was die Regierung bewege, eine Säule zu errichten, die, dem Anscheine nach, so dauerhaft und glänzend, in der That aber so zerbrechlich, so kleinlich und so verächtlich sey? Ich erhielt zur Antwort, daß man mit der öffentlichen Meinung einen Versuch mache.

Ob es schon keine gehorsamern Unterthanen geben kann, als die Pariser, wenn der Regierung die Bajonnette zu Gebote stehen, so hat man sie doch nie durch Furcht zum Schweigen über Geschmacksgegenstände bringen können; immer bekrittelten sie dieselben: so stark wirkt die Gewohnheit. Da man die Absicht hatte, ein Nationaldenkmal in der Mitte des Einrachtsplatzes zu errichten, wo die Reiterstatue Ludwigs XV gestanden, wo sein unglücklicher Nachfolger enthauptet worden war und wo man die eben erwähnte Säule aufgerichtet hatte, so hatte man dieselbe von so leichten Materialien erbauet, um das Urtheil der Majorität des Volkes zu vernehmen, ehe man eine dauerhaftere errichtete. In den Zeitungen hat man mehrere Monate lang über diesen Gegenstand gestritten. Ein Theil des Geschreies war gegründet; sie versperrte die schöne Aussicht von der Westseite des Gartens der Tuilerien nach der Barriere von Chaillot gänzlich.

Die Verzierungen tadelte man beinahe allgemein. Daß sie militärisch waren, ließ sich erwarten; sie waren aber geistlos, einförmig und schlecht gewählt. In jedem Winkel befanden sich Trophäen und Aufschriften; in diesen hatte man die von den verschiedenen Armeen gewonnenen Schlachten und eingenommenen Städte aufgezählt; da sah man die Namen der Pyrenäen-, der Rhein- und der Italienischen Armee; zugleich

las man hier alle übrigen ehrlichen Thaten, wodurch sich die verschiedenen großen Armeecorps ausgezeichnet hatten. Dies war höchst abgeschmackt, und diese Abgeschmacktheit würde nicht im geringsten durch die Verzierungen gemildert, die um die Basis herum liefen. Diese bestanden in Menschengestalten in Lebensgröße; alle hatten die nämliche Stellung und jede reichte der Nebenstehenden die ausgestreckte Hand. Man wollte dadurch die Einigkeit, die Stärke, welche vereinigte Kraft giebt, und ihre Dauerhaftigkeit andeuten. Ein Spaziergang um eine Säule, an der man stets die nämlichen Figuren wiederholt findet, muß durchaus bald ermüden und lästig werden. Was an die Stelle des weggeschafften Denkmales kommen sollte, war entweder noch nicht bestimmt oder noch nicht öffentlich bekannt: denn man wußte nichts hiervon.

Nicht lange nach unserer Ankunft zu Paris kehrte meine Frau eines Tages von einem Spaziergange zurück; als sie in die Nähe dieses Denkmales kam, sah sie einen Haufen Volks dabei stehen und Soldaten ein artig gekleidetes Frauenzimmer wegschleppen. Sie erkundigte sich nach der Ursache einer solchen Gewaltthätigkeit, und hörte, es geschähe wegen der Reden, die die Dame geführt hätte. Oben auf dem Denkmale steht Bonaparte's Figur. Als sie diese und die Gestalten, welche um die Basis herumlaufen, aufmerksam betrachtet, hatte sie unwillig ausgerufen: „man sehe nur diese Räuberbande, wie sie sich einander die Hände reichen, und ihren Anführer, wie er sie alle mit Füßen tritt!"

Die Wirkung, welche die Erleuchtung hervorbrachte, war wahrhaft groß, und doch stand sie einer andern, die ich nachmals sah, noch sehr weit nach. Das größte Vergnügen schienen die Tanzgesellschaften zu gewähren, die sehr zahlreich waren. Man hatte in der Nähe der Tempel mehrere Gerüste mit Sitzen über ein-

ander entdeckte; hier spielten zahlreiche Banden von Musikanten auf, während das Volk unter freiem Himmel tanzte. Die Guingettes *) waren voller Tänzer, die wälzten: dies war auch in den großen und kleinen Zelten der Fall. Der Ball in dem Friedenstempel fing nicht eher an, als bis das Konzert vorbei war; er dauerte aber auch, wie ich gehört, die ganze Nacht hindurch fort; das nämliche war auch an allen den erwähnten Oertern der Fall.

Obgleich der Friedenstempel offen stand, der Fußboden mehrere Fuß hoch, und das Orchester, das das Konzert in seiner Mitte aufführte, sehr zahlreich war und einen gewaltigen Lärm machte, so konnte ich doch nur mit großer Mühe und nicht ohne Anstrengungen, welche die Pariser kaum für artig hielten, so nahe herankommen, daß ich nur etwas leidlich hören konnte. In demjenigen, was ich davon hörte, bemerkte ich keinen Unterschied zwischen andern guten Konzerten. Die ausgewählten Stücke waren beliebt und wurden gut gespielt.

Als das Konzert vorbei war, kam das Feuerwerk an die Reihe; dies nahm aber so schnell darauf und für mich so unerwartet seinen Anfang, daß ich es nur sehr unvollkommen sehen konnte. Den Ort, wo man es abbrannte, konnte man kaum errathen; dies war an der Barriere von Chaillot, die sich oben auf der Spitze einer beträchtlichen Anhöhe befindet; der Hauptgang war nach meiner Meinung beinahe so breit als Portland-place; dabei befanden sich noch zwei Seitenalleen, die noch nicht ganz so breit waren. Diese Zugänge waren alle mit Reihen hoher Bäume besetzt. Wegen des dichten Laubes war die Aussicht sehr gehindert; das größte Hinderniß aber war die ungeheure Menge

*) Guingettes sind kleine Wirthshäuser in den Vorstädten von Paris und in dessen Nachbarschaft, wo sich die Handwerksleute an Sonn- und Feiertagen versammeln und sich lustig machen. D. Uebers.

Volks. Wie hoch sich die Anzahl derjenigen belief, die sich in Hauptzugänge befanden, kann ich nicht sagen. Allein eine halbe Meile (mile) weit stand alles so gedrängt an einander, daß niemand hindurch kommen konnte. Wegen der Bäume und der ungeheuren Volksmenge konnte ich nebst mehrern tausend andern Personen das Feuerwerk nicht sehen, ob ich mich schon auf einem hohen Hause oben auf einem Hügel befand.

Welche Gedanken erweckte nicht dieser Tag in mir! Welchen Zweck hatte die Regierung mit dem heutigen Feste? Ist es nicht die Pflicht jeder Regierung, den Kräften des Volkes eine zweckmäßige Richtung zu geben? Der Vorwand zu dem heutigen Feste war die Feier der Gründung oder des Jahrestages der französischen Freiheit. Wünschte wohl die Regierung die Freiheit zu befördern? Gab sie je einen Beweis, ein Zeichen, ja nur das geringste Merkmal von einem Wunsche, daß sie unter dem Volke die Liebe zur Freiheit oder ihre Ausübung zu begünstigen Lust habe? Und wozu diente die heutige kostspielige Farce? Bestand sie nicht aus einem sonderbaren, ja sogar schädlichen Gemengsel von Narrheiten, wodurch man die Aufmerksamkeit des Volkes von jedem Gedanken weg lenkte, der seinen Zustand hätte verbessern, seine Begriffe von dem allgemeinen Besten hätte erweitern, oder seine Mißgriffe in dieser Hinsicht hätte berichtigen können? Thun die Regierung hingegen nicht alles, das Volk bloß auf das Hinaufsteigen auf mit Fett beschmierte Maibäume, auf Gaukler, auf Taschenspieler, auf Illuminationen und Feuerwerke aufmerksam zu machen? Die verständigen Franzosen, mit denen ich sprach, beklagten das sinn- und zwecklose Gepränge, das sie verachteten.

Hätten die Engländer ihr Bill of rights *)

*) Ist die bekannte Parlamentsakte unter der Regierung Wilhelms und Marien's, zur Sicherung der Rechte und Freiheiten der Engländer. D. Uebers.

durch ein jährliches Fest gefeiert, hätten sie den Plan und die Anordnung dieser Feierlichkeit ihrer Regierung überlassen, und hätte diese ihre Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstande hinweg auf so elende, unzweckmäßige Schaustücke gelenkt, so würde sogleich jeder rechtschaffene Mann seine Stimme laut erhoben haben und jeder Schriftsteller würde bereit gewesen seyn, die Wahrheit zu enthüllen. Glücklicher Weise haben die Engländer keine solchen Feste. Johnson macht die scharfsinnige Bemerkung: „ein unwissendes Zeitalter ist das Zeitalter von öffentlichen Festen, Schaugepränge und Prozessionen und Feierlichkeiten gerathen nach und nach in Verfall, je bessere Mittel man kennen lernt, wichtige Ereignisse zu feiern und Rechte zu erhalten *)."

Obschon das, was ich bisher angeführt habe, ein großes Unglück war, so war es doch noch nicht das Ganze. Bei den Feuerwerken kommt oft eine Menge Personen zu Schaden. Das Herabfallen der langen hölzernen Röhren, in denen sich die Leuchtkugeln befinden, ist so gefährlich, daß dies Mal wenigstens zwei Personen, eine Frau und ein Soldat getödtet und mehrere beschädigt wurden. Indessen war dies immer noch das kleinste Unglück, das sich bei solchen Feierlichkeiten, während meiner Anwesenheit in Paris, ereignete.

Es thut mir leid, die Bemerkung machen zu müssen, daß man hier das Leben für eine Kleinigkeit achtet. Solche Unfälle sind so gewöhnlich, daß man gar nicht mehr darauf achtet **).

*) Reise nach den Hebriden.

**) Wenn die Regierung die Rechte der Unterthanen nicht achtet und ihr Leben nicht schont, so werden diese gegen alles, was jedem vernünftigen Menschen theuer ist und seyn muß, gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit gegen das Leben erzeugt und unterhält auch eine Gleichgültigkeit gegen das Recht des Andern, und man ist eben so wenig über Ungerechtigkeit ungehalten, als man Menschenleben für heilig hält.

D. Uebers.

Man hätte glauben sollen, daß so zahlreiche Theilnehmungen, so unnöthige Ausgaben eine so unnütze Zeitverschwendung, diese Aufmunterung des gemeinen Volkes zum Müssiggange, und die Unzufriedenheit der Nachdenkenden und Unterrichteten, diejenigen, die solche Feste anordneten, zum Nachdenken bringen, und daß keine Wiederholung derselben Statt finden würde, bis die übeln Folgen vergessen wären; allein hierin irrt man sich. Es fand gerade das Gegentheil Statt; man schien nicht im Geringsten an das Unheil zu denken, das man dadurch anrichtete: denn auf den 23sten September wurde ein anderes Fest angekündigt, das nicht einen, sondern sechs Tage dauern sollte. Den 14ten Juli war das Fest der Gründung der Freiheit gefeiert worden, dies Mal sollte das Fest der Gründung der Republik gefeiert werden *).

Bei diesem letztern Feste fand eine Ausstellung der französischen Fabrikate Statt, über welche ich nicht umhin kann, einige Bemerkungen mitzutheilen. Am Morgen des ersten Tages sah man nichts, was das Auge auf sich ziehen konnte, alles war bis auf eine Abendausstellung aufgespart, wo eine große Menge angezündeter Lampen den Glanz vermehrte und eine gewünschte Täuschung bewirkte. Wie gewöhnlich, war das Gedränge des Nachts so groß, daß man gar nicht an die Colonnade kommen konnte, unter der die verschiedenen Artikel des französischen Kunstfleißes hingen oder zur Schau ausgestellt waren. Allenthalben standen Schildwachen und Polizeibeamte, und doch konnte nichts ruhiger seyn als das Volk. Wo es etwas zu sehen giebt, da hat der Unwissendste alle Mal die größte Neugierde: die arbeitende Klasse war es, welche Besitz nahm, den sie auch behauptete. Wer spät kam, mußte ruhig war-

*) Jetzt hat sich dies alles geändert; alle diese Feste sind abgeschafft, weil sie das Volk an etwas erinnern könnten, was nicht mehr ist. D. Uebers.

ten, bis sein Vorhermann fortging. Dieß war kein Zeitpunkt, wo man Untersuchungen anstellen konnte; ich wartete also bis zum nächsten Morgen, und ging dann frühzeitig hin.

Die zur Schau ausgestellten Arbeiten des französischen Kunstfleißes befanden sich in Hallen, und waren nach den Departements abgetheilt. Ich ging das Ganze durch und untersuchte die Artikel nach der Reihe. Ich las den Regierungsbeschluß mehrere Male durch, und durchsah ihn immer wieder von Neuem. Es hieß ausdrücklich darin, daß keine anderen Artikel als neue Entdeckungen und vollendete Arbeiten die Ehre der Ausstellung erhalten sollten. Diese Worte konnten unmöglich mißverstanden werden. Um diese Absicht zu erreichen, mußte man Proben einschicken, die zwei Mal von verschiedenen Geschwornen untersucht werden mußten. Schon oft hatte ich gehört, daß die Beschlüsse und Verordnungen, die an den Mauern von Paris angeklebt sind, zwar gelesen würden, und daß man ihnen auch in den ersten drei Tagen gehorchte, daß sie aber den vierten vergessen wären. Auf diesen Beschluß hatte man, sehr wenige Fälle ausgenommen, auch nicht die geringste Rücksicht genommen.

Von den Gobelins, der Gewehr- und Porzellanfabrik sage ich nichts: sie sind allgemein bekannt, und jede von diesen Anstalten verdient mit Recht einen Platz bei einer Ausstellung der vorzüglichsten Arbeiten, wenn nur solche Ausstellungen überhaupt etwas taugen, welches ich weder zu bejahen noch zu verneinen wage. Ich glaube, daß man bei den Entscheidung dieser Frage vorzüglich auf die Umstände, die Zeit und die Sitten Rücksicht nehmen muß.

Die Kunstarbeiten waren ebenfalls schön und glänzend, aber doch nicht so wie diejenigen, an welche Engländer gewöhnt sind, oder wie sie die Gemächlichkeit und der gesunde Menschenverstand erfordert; indessen

schicken sie sich doch ganz zu den Künstlern, für welche solche schwere und schwere Artikel, als dann hier ausgestellt sah, bestimmt sind.

Alle diese Gegenstände und einige wenige andere, besonders in den schönen Künsten, z. B. die prächtigen Ausgaben der Gebrüder Didot von Racine, Virgil und Horaz, die Kupferstiche der Gebrüder Pirenesi, noch mehr aber, in Ansehung des Nutzens, welches ein Hauptpunkt ist, die neuen Stereotypen von Hesham *), alles dies war ganz vortrefflich, verdiente die größte Aufmunterung und das höchste Lob.

Welchen Werth aber hatten nun die übrigen Arbeiten? Es waren einige wenige baumwollene Waaren darunter, die nicht zu verachten waren, hätten sie aber in England auf einen vorzüglichen Grad von Schönheit Anspruch gemacht, so würde man darüber gelacht haben. Indessen waren selbst diejenigen, die nicht ganz gewöhnlich waren, englische Fabrikate, die man heimlich in Frankreich eingeführt hatte, oder die unter Aufsicht von Engländern verfertigt waren. Nimmt man diese und etliche andere aus, die man für neue Erfindungen ausgab, über die ich nicht urtheilen konnte, ob sie schon ein schönes Ansehen hatten, so war der Ueberrest entweder gewöhnlich oder höchst unbedeutend.

Jemand konnte einen Rock, zwar nicht ohne Naht, aber doch ohne sichtbare Naht, verfertigen, d. h. er konnte sehr fein, mit verborgenen Stichen, nähen. Er konnte dies zwar nicht selbst thun; die Sache war aber doch so wichtig, daß man den Namen des Mannes, der dies konnte, folgendermaßen ankündigte:

Le citoyen Maché a exécuté tournures.

Was er ferner über seinen Rock sagte, war bewunderbar genug; nach Belieben konnte man diesen in eine Weste,

*) Der Horaz, in der Stereotypausgabe von Didot, ist nicht vollständig, es fehlen darin alle diejenigen Oden, die man für lascis oder muthwillig hält. D. Uebers.

Weste, in einen Oberrock, in einen Mantel und in lange Beinkleider verwandelt. Dies war wahrlich eine neue Erfindung. Dieser geschickte Schneider hätte auf die Bauerntracht gehen und da den Gaukler machen können. Ein anderer Manufakturist hatte ein Phloscope, welches, nach seinem Griechisch, einen Feuerrost bedeutete.

Einer seiner Mitbewerber hatte Hygiocerames, oder irdene Töpfchen, verfertigt. Was die Pariser nicht für gelehrte Leute sind! Sie versuchen selbst mit uns in diesem Stücke an Abgeschmacktheit zu wetteifern; ich glaube aber doch, daß wir sie hierin noch übertreffen. — Ein anderer hatte eine Bouteille Weinessig von seiner eigenen Erfindung, wozu er den dritten Theil einer Halle angewiesen erhalten hatte. Ich weiß nicht, ob die Bouteille ein Nößel oder eine Kanne enthielt. Den dritten Theil eines andern nahm jemand ein, der Leim verkaufte. Die Anzahl der sämmtlichen Hallen belief sich auf hundert und vier.

Ein Siegellackverkäufer, ein Bleistiftmacher, ein Fabrikant von wohlriechender Seife und ein Verfertiger von fleurs en sucre hatten jeder für diese wichtige Zweige des Nationalkunstfleißes und ihre ausgesuchten Arbeiten eine Halle inne. Diese Ausstellung der Produkte der Nationalindustrie hatte ferner durch Scheeren, Haargewebe, Kämme von Horn, Reitgerten, glasirte Augen, zwei Gemählde, die auf Holz gemahlt waren, Spielzeuge für Kinder, Tabakspfeifen, Rasirmesser, Rechen, Topfhenkel und eine Menge anderer eben so wichtiger Dinge einen Zuwachs erhalten. Was ich hier erzähle, ist keine Unwahrheit; man darf nur das gedruckte Verzeichniß nachsehen, in welchem alle diese wichtigen Sachen angeführt sind. Jeder sollte alle Mal selbst urtheilen, jeder sollte seinen Verstand ausbilden, um selbst urtheilen zu können, und jeder sollte dem andern durch die Mittheilung von Thatsachen die Gelegenheit und die Mittel, selbst zu urtheilen, erleichtern,

Diesen Zweck suche ich so viel als möglich durch die Aufführung desjenigen, was ich gesehen und beobachtet habe, zu befördern.

Die Folgen, welche eine solche jährliche Ausstellung hat, verdienen besonders Aufmerksamkeit. Sie geben zu einer Menge Fragen Veranlassung. Wie weit darf man in der Richtung der Kräfte und der Betriebsamkeit eines Volkes auf Handel und Gewerbe gehen?

Welches sind die Gewerbszweige, die seinen Wohlstand und seine Glückseligkeit vermehren, und die nicht allein seinen Geisteskräften keinen Abbruch, sondern auch Vorschub thun?

Ist es das beste Mittel, diejenigen Gewerbe und Manufakturen zu befördern, welche eben so unentbehrlich als einträglich sind, wenn man die Gewerbetreibenden zu bestimmten Perioden versammelt?

Soll man Leute, die mehrere hundert Meilen weit von dem Versammlungsorte leben, dahin kommen lassen?

Kann eine Ausstellung, und zwar als bloße Ausstellung, eine so große Zeitverschwendung rechtfertigen? Da zu der großen Ausstellung, die ich eben erwähnt habe, sechs Tage noch nicht hinlänglich waren, so verlängerte man sie noch eine Woche.

Wenn man auch die hier aufgeworfenen Fragen insgesammt bejahend beantwortete, sollte denn aber eine solche Ausstellung nicht ein Gegenstand einer genauen und strengen Untersuchung seyn? Sollte man nicht einen öffentlichen, aber wahren Bericht von den Kenntnissen, die sie verschafft hat, und von den Vortheilen abstatten, die man daraus ziehen kann?

Ich kann mich nicht mehr an alles, was ich gesehen habe, genau erinnern, auch reicht meine Kenntniß nicht so weit, daß ich über alle die wichtigen Punkte, die hierbei in Betracht kommen, entscheiden könnte; ich gebe daher einsichtsvollen Männern bloße Winke.

Bonaparte ging in alle Hallen und besah dasjenige, was man darin ausgestellt hatte, d. h. er lief so schnell von einer Halle zur andern, daß er kaum ein paar Fragen thun konnte. Es begleitete ihn seine ausgesuchte Bedeckung, und damit er ja nichts für sein Leben zu besorgen hätte, hatte man, während seiner Besichtigung, die Thore des Louvre verschlossen, oder den Eintritt durch Schildwachen verboten. Hierauf theilte er an die zwölf, welche die Jury als die Verdienstvollsten empfohlen hatte, goldene Medaillen aus; zwölf Andere, die, in Ansehung der Güte ihrer Arbeiten, zunächst nach diesen kamen, erhielten silberne Medaillen.

Ich bin mit einem Manne bekannt, der selbst einen Preis erhalten hätte, der also zugegen war, als die vier und zwanzig Preise ausgetheilt wurden. Er hat mir mehreres von dem erzählt, was gesprochen worden ist, darunter aber war nur wenig Merkwürdiges, einige Fragen und Antworten ausgenommen, die ich sogleich in mein Tagebuch eingetragen habe. Der erste Consul hatte seine Unzufriedenheit mit einigen Gegenden und Städten, besonders mit Languedoc und Lyon, geäußert, weil sie sich um diese jährliche Ausstellung zu wenig bekümmerten. Die Fragen und Antworten waren folgende:

„Halten Sie die Artikel, die Sie hier ausgestellt haben, für eben so gut als diejenigen dieser Art, die die Engländer verfertigen?"

„Sie sind besser, Bürger erster Consul."

„Sind sie auch so wohlfeil?"

„Sie sind noch wohlfeiler, Bürger erster Consul."

„Ist Ihre Manufaktur in blühendem Zustande?"

„Seit dem 18ten Brümaire (an welchem Tage sich Bonaparte der Regierung bemächtigte) hat sie beständig geblüht, Bürger erster Consul."

„Dieser Zeug ist sehr schön; wie theuer ist er?"

„Die Elle *) zweihundert und funfzig Livres **), Bürger erster Consul."

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich nützliche Artikel für weit wichtiger halte als theuere."

Ich zweifle, ob es irgendwo noch jemand giebt, der einen so sonderbar widersprechenden Charakter besitzt, als dieser außerordentliche Mann. Ich weiß nicht, wie ein Regent weisere Absichten haben kann, als diejenigen, welche seine letzte Aeußerung zu verrathen scheint. Was die drei ersten Fragen betrifft, so thut es mir leid, hinzusetzen zu müssen, daß die Antworten auf die beiden ersten grobe Unwahrheiten und auf die dritte eine plumpe Schmeichelei waren.

Von dem eben erwähnten Fabrikanten erfuhr ich auch, daß der erste Gedanke einer Ausstellung der Produkte des Nationalkunstfleißes von François de Neufchateau herrührt, und daß er unter dem Direktorium auf dem Marsfelde ausgeführt worden ist. Er sagte mir, daß die erste Ausstellung weit zahlreicher und besser ausgefallen sey, als die zweite, die im Louvre Statt fand. Nach seiner Erzählung war der Raum, den sie eingenommen hatte, so groß als Grosvenor-Square; in der Mitte hatte man einen Tempel errichtet, der eine herrliche Wirkung that. Die Geschäfte, die man damals machte, waren beträchtlich.

*) Hier ist unstreitig die Pariser Elle zu verstehen, die 6,26 französische Linien beträgt. D. Uebers.

**) D. i. zwei und sechzig Thaler zwölf Groschen.

Sechstes Kapitel.

Alle Nationalfeste hatten mehr oder weniger Aehnlichkeit mit einander. Viel Pomp, aber noch mehr Versprechungen, dies war ein Hauptcharakterzug derselben. Am Stiftungsfeste der Republik sollte ein Aufzug von Seelenten, Wettkämpfern und Schwimmern gehalten werden, die alle weiß gekleidet seyn und sich durch rothe und blaue Scherpen unterscheiden sollten. Sie sollten von mehrern Banden Musikanten begleitet werden und sich auf hundert Fahrzeugen einschiffen, die mit Kränzen von Eichenlaub und Weinblättern geschmückt seyn sollten, es sollten Preisrichter ernannt werden, und die Sieger sollten Preise erhalten. Die Kampflustigen sollten sich in dem Bassin zwischen der Nationalbrücke *) und der Eintrachtsbrücke versammeln.

Ich habe dies Schauspiel mit angesehen; man konnte sich aber nichts elenderes und jämmerlicheres vorstellen, als die Ausführung dieser pomphaft angekündigten Feierlichkeit. Die Pariser Müßiggänger sind zwar stets bereit, sich auf die Brücken zu stellen, und da zu gaffen, wenn auch nur ein Knabe oder ein Schwein, oder ein Floß den Fluß hinabschwimmen sollte; an einem solchen Tage aber hatten sie sich vorzüglich zahlreich eingefunden.

Eine zahlreiche Flotte unter Seegel, die aus einem geräumigen Hafen herauskommt, gewährt in der That ein großes Schauspiel. Die verschiedene Richtung, die ein jedes Fahrzeug nimmt, die Geschicklichkeit, die das-

*) Seit dem 1sten Brumaire heißt die Nationalbrücke jetzt wieder die Brücke der Tuillerien (le pont des Tuilleries). Hierbei fällt mir eine merkwürdige Anekdote ein. Als Bonaparte nämlich das Direktorium gestürzt hatte, das im Pallast Luxemburg residirte, fragte man ihn, wo er seine Residenz aufschlagen würde? Nach einem augenblicklichen Besinnen erwiederte er: „im Pallast der Tuillerien, er ist ein guter militärischer Posten.“ Aus dieser Antwort hätte ein scharfsinniger Kopf vieles von dem errathen können, was B. seitdem gethan hat. D. Verf.

selbe beim Steuern und Vermeiden alles desjenigen zeigt, was die Fahrt aufhalten und das Schiff beschädigen könnte, die Lenkung der Seegel, die jetzt herumflattern, und die, sobald sich der Wind darin verfängt, anschwellen, der Eifer, mit welchem alles seine Pflicht thut, das Getöse der Befehle, welche die Befehlshaber ertheilen, und die Pünktlichkeit, mit der alle Manövres verrichtet werden, alles dies gewährt ein Schauspiel, welches das Gemüth erhebt, in ihm zahllose Gefühle erregt und den Geist auf Ahnungen der Zukunft aus der Vergangenheit leitet.

Aus dem, was ich gesagt habe, weiß ich recht gut, daß die Franzosen einen Begriff vom Großen haben, und daß sie für erhabene Ideen empfänglich sind; allein von dem Großen der See-Evolutionen verstehen sie jetzt nur noch sehr wenig. Der Versuch, solche Evolutionen auf einem Flusse, wie die Seine ist, zu machen, war so unglaublich-lächerlich, daß man ihn kaum hätte für möglich halten sollen. Ich sah ihre sogenannten Matrosen aus dem Louvre nach ihren hundert Fahrzeugen hingehen. Sie sahen wie Tanzmeister-Lehrlinge aus. Ich habe die Fahrzeuge zu zählen vergessen, allein ihre Anzahl schien sich keinesweges auf hundert zu belaufen, und ob sie schon bei weitem nicht so leicht und lenkbar zu seyn schienen, wie diejenigen, welche auf der Themse herumfahren, so erinnerten sie doch einen Engländer, wenn er bedachte, daß sie zu einer solchen Feierlichkeit ausgerüstet waren, vielmehr an so viele Fleischermulden als an zwölfruderige Boote.

Indessen fehlte es ihnen keinesweges an schönen Namen: in dem Programm hieß es, daß, während der Darstellung des Triumphes der Bacchanten, auf dem Quarré de Marigni die Boote, Schaluppen und Gondeln auf dem Flusse erleuchtet werden, zusammen unter der Eintrachtsbrücke hinfahren und vor dem Invaliden (les Invalides) verschiedene Evolutionen

machen sollten. Mit dem Einbruche der Nacht war ich etliche Minuten lang Zuschauer, um zu sehen, worin diese Evolutionen bestünden. Sie hatten das Ansehen von einer Menge schimmernder Lichter, die sich hin und her bewegten; hätte sie ein Reisender in einem fremden Lande in einem Walde erblickt, so hätten sie ihn in Erstaunen und Unruhe setzen können, allein die Leute auf den olisäischen Feldern, die sie in Verwunderung setzen sollten, bemerkten sie kaum.

Der Leser wundert sich vielleicht, und wünscht zu wissen; was denn das für Turniere und Kämpfe seyn sollten, die man auf solchen Fahrzeugen halten wollte? Seine Verwunderung würde noch größer seyn, wenn er sie gesehen hätte; er würde sich aber auch überzeugt haben, wie leicht die leichtsinnigen und lebhaften Franzosen solche ernsthafte Kinder werden können.

Man denke sich Leute mit vier bis fünf Fuß langen Stangen, an deren Ende sich platte und runde Stücke Holz befanden, die keinen halben Teller breit im Durchmesser hatten; man denke sich zwei solche Gegner, die einander die Stange auf die Brust halten, und vielleicht eine, bisweilen auch drei Minuten lang auf einander losstoßen, bis einer davon die Flucht ergreifen muß und ins Wasser fällt, alsdann wieder ins Fahrzeug steigt, und sich hier, ganz durchnäßt, an der Seite dieser halb ertrunkenen Ratzen setzt, und dann alle, außer einem Einzigen, müssen über Bord geworfen werden, wenn jemand den Preis erhalten soll.

Ich hatte dieses sogenannte Vergnügen schon im Sommer 1783 gesehen, und den nämlichen Widerwillen gefühlt. Die Vergnügungen der Männer müssen männlich seyn; sie müssen entweder ihre körperlichen oder geistigen Kräfte mit ins Spiel setzen. Hier war zwar Stärke nöthig, aber diese Stärke zeigte sich in einem so lächerlichen Lichte, daß sie keine edlen Gefühle rege machen konnte; das Ganze war zu abgeschmackt, als daß

tion getroffen hatte, so machte ich einen Spaziergang dahin; zufälliger Weise machte ich eine Erfahrung, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Das Abfeuern einer Kanone hatte jederzeit meinen Ohren eine höchst unangenehme Empfindung verursacht, wenn ich mich aber den Invaliden näherte, so konnte ich derselben gar nicht ausweichen. In einiger Entfernung bemerkte ich, daß sich, wenn ich auf den Blitz acht gab, der alle Mal vor dem Knalle vorher geht, der Schmerz, den mir das Losbrennen verursachte, sehr verminderte. Ich wiederholte diesen Versuch mehrmals, und heftete meine Aufmerksamkeit immer mehr auf den Blitz und auf die Zwischenzeit, in welcher der Knall erfolgen mußte; endlich war mir die Empfindung kaum noch unangenehm, ob ich schon neben der Kanone stand *).

Ich schloß daraus, daß der Schmerz nicht von einem Fehler in der Organisation des Ohres liege, das keine so gewaltsame Erschütterung vertragen könne, sondern daß das Unerwartete des Knalles eine Revolution oder eine zu heftige Bewegung in den Nerven, oder in dem feinen Fluido, das sich daran befindet, verursachte.

Auf dieser Brustwehr der Invaliden befanden sich die vier Sklavenfiguren, die Sinnbilder der vier unterjochten Nationen, die das Denkmal Ludwigs XIV auf dem Siegesplatze verziert hatten. Die Figuren waren von Bronze, in ihren Umrissen und ihrem Ausdrucke groß, und, wenn mich mein Auge nicht täuschte, in ihren Verhältnissen vortrefflich.

Ich weiß nicht, ob die Pferde von Bronze, die die Venetianer von Konstantinopel, und die Franzosen von Venedig weggeschafft hatten, und die sich

*) Die unangenehme Empfindung, welche anfänglich der Verf. spürte, rührte mehr davon her, daß der Knall unerwartet kam; durch das Achtgeben auf den Blitz kam er dem Knalle zuvor, und endlich wurde er so an denselben gewöhnt, daß selbst das Unerwartete desselben in ihm keine unangenehmen Gefühle mehr erregte. D. Uebers.

jetzt auf dem Carrouffelplatze befinden, damals von den Invaliden weggeschafft waren; bei meiner Ankunft zu Paris, im Jahre 1801, sah ich sie noch daselbst. Es liegt wenig daran, ob man sie vor einem Invalidenhause oder vor einem Consularpallast aufstellt; merkwürdig aber ist es, daß man nie erwarten darf, daß ein Gegenstand, der sich fortschaffen läßt, in Paris jemals eine feste Stelle erhalten werde. Die große Nationalbibliothek, zu deren Fortschaffung, neuer Anordnung und gehörigen Aufstellung man Jahre nöthig hat, soll verlegt werden. Niemand weiß noch warum, wann und wohin; die Verlegung aber ist beschlossen. Könnte man das Luxembourg, das Louvre und die Tuillerien versetzen, so würde man sie vielleicht insgesammt in einem Kreise tanzen lassen. —

Tanzen ist ein Hauptgegenstand bei allen öffentlichen Pariser Festen. Die Tänzer waren dies Mal die Operntänzer: die aber ihre Talente hierdurch zu erniedrigen glaubten, und ob sie gleich höchst unwillig über diese Aufforderung waren, so wagten sie doch nicht ungehorsam zu seyn. Sie fanden sich ein, gaben sich aber so wenig Mühe, daß alle Pariser sie verachteten. Unter diesen letztern giebt es nicht einen Einzigen, der ein Theater besucht, welcher sich nicht den Kritiker zu machen berufen fühle.

Den andern Tag erfuhr ich, daß dem General Valence beim Feuerwerke der Arm zerschmettert und daß sein Sohn oder Neffe an seiner Seite getödtet, daß sieben Personen gefährlich verwundet worden wären, worunter einer tödtlich; und daß sich eine Menge anderer Unglücksfälle ereignet hätten. Zu Paris feiert man kein Fest, wobei nicht einige Menschen ihr Leben einbüßten; oft ist ihre Anzahl vielleicht noch größer, als öffentlich bekannt wird.

In kaum zwei Monaten habe ich zwei öffentliche Feste mit angesehen, worunter das eine sechs Tage lang

dauerte. In noch nicht sechs Wochen sollte wieder ein anderes, zu Ehren des 18ten Brümaire, gefeiert werden. Oeffentlich behauptete man, man wollte den Frieden mit England feiern. Das Volk schien sich nicht um die Ursache dieses Festes zu bekümmern. Wenn es nur einen Vorwand zu einem Festtage und etwas anzugaffen hatte, so war es zufrieden. Kann man ihm aber deßhalb Vorwürfe machen? Viele Arbeiten und wenig Genuß, dies ist sein Loos: das Leben der Reichen scheint ihm ein ununterbrochener Festtag zu seyn, und je öfter es an solchen Vergnügungen Theil zu nehmen wähnt, desto mehr bildet es sich ein, dasjenige zu erhalten, was es beneidet.

Daß der erste Consul alles aufbietet, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sich zum Idol der Bewunderung zu machen und zu behaupten, daß sich die Franzosen bis zu seiner Erscheinung in den elendesten Umständen befunden hätten, weiß jeder, der auf seine Beschlüsse, seine Feste, seine offiziellen Verhandlungen, besonders aber auf die Zuschriften aus den Departements, von dem Senate, dem Tribunate, dem gesetzgebenden Körper, kurz, von allen öffentlichen Behörden, von den höchsten bis zu den geringsten herab aufmerksam gewesen ist. Ohne hier seine Verdienste zu untersuchen, ist dies einer von seinen vornehmsten Charakterzügen, der sich mit einer besondern Stärke und Bedeutsamkeit ausdrückt. Weiterhin soll ausführlicher die Rede davon seyn.

Ich habe oben des Friedenstempels erwähnt, der zur Feier des 14ten Juli erbauet worden war, und den man wieder bei der Feier des republikanischen neuen Jahres brauchte. Am 18ten Brümaire (9ten November) konnte, wegen der Annäherung des Winters, das Fest nicht auf den elisäischen Feldern gefeiert werden. Man hatte ihn daher weggenommen; allein nach dem Programm sollten dies Mal Tempel,

Citadellen, Städte und Festungen errichtet werden, und der Friedenstempel bekam eine andere Stelle. Man veränderte nicht allein seine Gestalt, sondern auch seinen Platz und seinen Nahmen, und selbst ein mettre-wendischer Engländer würde kaum die Stelle errathen haben, an der ihn der superbe Einfall eines Franzmanns erbauen wollte. Mitten auf der Seine sollte der Tempel erbauet werden, der den Namen des Eintrachtstempels erhielt.

Zur Charakterisirung sowohl der Regierung als des Volkes ist es nöthig, etwas über den Handel und das Verkehr zu sagen, zu welchen man sich des Flusses bedient.

Er ist erstlich ein inländischer Hafen, und ob er schon unbedeutend ist, so treibt man doch stets darauf einigen Handel, besonders mit Rouen; vorzüglich sollte man den Handel mit der Normandie und Picardie aufmuntern, nicht aber verhindern.

Zweitens giebt es darauf verschiedene Badeanstalten: in dieser Hinsicht hat man mit großen Kosten Fahrzeuge und bequeme Gebäude darauf erbauet. Ueberdies findet man noch eine Menge bedeckter Fahrzeuge darauf, die man zum Waschen von Leinenzeug braucht, in denen, von früh an bis in die Nacht, Weiber und Mädchen stets beschäftigt sind. In Ansehung aller dieser Anstalten und Beschäftigungen, und unstreitig noch mehrerer anderer nützlicher Gegenstände, die mir aber nicht bekannt sind, wurde ein Befehl erlassen und an den Mauern angeklebt, daß einige Tage lang vor dem 18ten Brümaire jeder Verkehr und alles Fahren auf dem Flusse verboten seyn sollte; unterhalb den neuen Brücken sollten alle Boote, Fahrzeuge, Badeanstalten und jede Art von Gewerbe von dem Flusse weggeschafft werden; hiervon war bloß Vigier's Badeanstalt ausgenommen.

Der Leser wird hierüber leicht selbst Bemerkungen machen können.

Ich besuchte unterdessen täglich die neuen Arbeiten, die man an dem Tempel vornahm. Ich sah ein Fahrzeug nach dem andern ankommen und am südlichen Ufer der Seine anlegen; auf dem Ufer hatte man für die Arbeitsleute Hütten errichtet; die Brustwehr lag voller Gerüste, und die verschiedenen Arbeiten gingen ununterbrochen ihren Gang fort. Aus diesen Fahrzeugen sollte der Tempel erbaut werden; im Programm aber war die Mitte der Seine dazu bestimmt, und sie standen mit dem Ufer, vermittelst Bohlen, in Verbindung. Der Tag war da, und der Tempel war, wie gewöhnlich, noch nicht fertig, er stand noch dicht am Ufer, Nachmittags aber war er vollendet und befand sich mitten im Flusse.

Eine Berechnung der Summe von Arbeiten, die der Reiche von dem Armen erpreßt, und zwar hauptsächlich in der Absicht, um die Armen selbst in Erstaunen zu setzen, würde eben so merkwürdig als nützlich seyn. Welch ein Vortheil für die Menschheit wäre es, wenn die Menge von Kenntnissen, die die Hervorbringung dieser Erscheinung erforderte, unter den Lappländern verbreitet würde!

Es wurden jedoch alle vorhergesehene Hindernisse besiegt, das Wunder wurde zu Stande gebracht, und durch Bewegung der Fahrzeuge schob man den ganzen Bau in die Mitte des Flusses. Ein Hinderniß hatte man jedoch nicht vorausgesehen. Der Himmel schien anfänglich auf Bonaparte zu zürnen. Es hatte den ganzen Morgen fortgeregnet, und nach der trüben und schweren Atmosphäre zu urtheilen, hatte es gar keinen Anschein, daß es zu regnen aufhören würde. Es giebt Menschen, die den Zufall als ihre Gottheit verehren sollten, und zu diesen Glückskindern gehört Bonaparte. Gegen zwei Uhr Nachmittags fingen, wider Aller Erwartung, sich die Wolken allmählich zu theilen an, gegen drei Uhr kamen am Himmel blaue Stellen

zum Vorschein, und um vier Uhr beschien die Sonne Bonaparte und Paris.

Die Zubereitungen zur Erleuchtung waren ungeheuer. In den Tuillerieen war der geräumige Gang des Mittelpunktes, der gerade auf den Pallast stößt, so wie auch jener rechts mit einer ganzen Reihe Bogen verschönert; in dem Programm hießen diese Bogen Hallen welche insgesammt mit Lampen überladen waren. Auf dem Eintrachtsplatze war eine eben so große Menge.

Als ich über die Brücke nach dem Pallaste des gesetzgebenden Körpers ging, fand ich daselbst große Verzierungen; auf der einen Seite die allegorischen Figuren des Ueberflusses, des Ackerbaues und des Handels, auf der andern jene des Wohlstandes, der Wissenschaften und Künste beisammen. Ich setzte meinen Weg bis zu den Invaliden fort, wo man nicht weniger Zubereitungen gemacht hatte. Hier bemerkte ich etwas, das, zufällig oder absichtlich, nicht wenig sonderbar war. An der Fronte des Invalidenhauses stand mit großen Kapitalbuchstaben folgende Aufschrift:

Indivisibilité de la République françoise,
Liberté, Egalité, Fraternité.

Diese Aufschrift war so, wie hier, in zwei Zeilen abgetheilt, die beträchtlich von einander abstanden. Unter andern Verzierungen bei diesem Feste hatte man auch eine Tafel queer über die Fronte des Hauses befestigt, auf welcher folgendes Wort stand:

BÖN'APARTE.

Die Buchstaben waren noch weit größer. Oben über der Tafel konnte man die obere Zeile, Indivisibilité de la République françoise, sehen, allein die untere Zeile, wo sich die Wörter Liberté, Egalité, Fraternité, befanden, war von derselben bedeckt. Ich sah mich um, um in den Augen Anderer zu lesen, und zu

errathen, was sie davon dächten. Durch mein Umsehen hatte ich die Aufmerksamkeit eines Mannes auf den nächtlichen Gegenstand gezogen; ich wagte ihn daher zu fragen, was aus der Liberté, Egalité und Fraternité geworden wäre? Der Mann starrte mich an, stieß einen Fluch aus und drehete sich, nicht etwa mit lächelnder Miene, sondern mit einem sardonischen Zähnefletschen um. Ich sympathisirte mit ihm und theilte seinen Unwillen. Liberté, Egalité, Fraternité (Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft) war gänzlich von Bonaparte ausgelöscht.

Dies Mal feuerte man die Kanonen noch öfter ab als am Feste des 1sten Vendemiaire. „Seit der Erfindung des Pulvers," sagt St. Foix, „hat man geglaubt, daß sich die Geburt eines Prinzen aus hundert Kanonen am feierlichsten verkündigen lasse. Sollten nicht die Flöte, die Violine, das Horn und das Hautbois eine bessere Vorbedeutung seyn?"

Die Kanonen des Invalidenhauses waren dies Mal nicht hinlänglich. An der Brücke der Tuillerien lag eine Art von Schiffsboot, das man wie eine Fregatte, welchen pomphaften Namen man ihm auch gab, aufgerüstet und ausgetakelt hatte. Der mächtige Kriegsheld ließ, zum großen Erstaunen der Pariser, alle halbe Stunden Artillerieſalven geben. Während diese Gaffer zusahen und zuhörten, verloren sie sich in die Erörterung eines Seetreffens. Hierbei fiel mir eines ihrer launigten Pamphlets ein, das den Titel einer Reise zu Wasser (zur See) und zu Lande nach St. Cloud (Voyage à St. Cloud par mer et par terre) führt *).

Diese

*) St. Cloud ist kaum drei englische Meilen von Paris entfernt; es geht von hier zu bestimmten Zeiten ein Marktschiff die Seine hinunter und nimmt Reisende, die Person für zwei Pence und einen halben Penny dahin mit. Die erwähnte Schrift sucht die Unwissenheit der Pariser lächerlich zu machen, die, nach dieser Schilderung, ganz in Erstaunen über die Wunder gerathen, welche sie auf dieser kühnen Reise entdecken.

Diese sogenannte Fregatte war, wie ich hörte, zu Calais gebauet worden; von hier war sie nach Havre gesegelt und die Seine herauf gebracht worden. Es war ein spekulatives Spielzeug, für das der Erbauer eine Belohnung zu erhalten hoffte. Ist die Nachricht, die ich hörte, gegründet; so gab ihm der erste Consul 7000 Livres (1750 Thl.), und machte ihn zum Befehlshaber des Schiffes. Es war nicht einmal so viel werth und war nicht viel größer als die Rübe, die ein Landmann einem Fürsten überreicht haben soll.

Aus dem Programm sah man, daß dies nicht das einzige Seehausspiel war, das das Publikum in Erstaunen setzen sollte. Es sollte eine Flotte die Seine heraufahren, auf der sich Bewohner aller Reiche in Europa befinden sollten; an den Mastbäumen sollten sich ihre Flaggen befinden und sie sollten unter Musik nach verschiedenen Manövres, bei dem Tempel des Handels, anlangen und denselben umringen; hier sollten die Franzosen dieselbe mit Freudensbezeugungen empfangen.

Mit welcher ernsthaft feierlichen Mine soll man solche Narrenspossen beschreiben? Daß Kinder sich Kartenhäuser bauen und Trompeten, Trommeln und Pfeifen haben, darüber darf man sich nicht wundern; daß sich aber Männer so weit erniedrigen können, daß sie in lumpige Fahrzeuge zusammenkriechen, Stückchen bunten Bandes an den Enden der Stangen aufhängen, sich wie die Hanswurste auf den Boulevard's kleiden und vorgeben, Nationen vorzustellen, mit denen sie nicht die geringste Aehnlichkeit haben, und sich dem Gelächter, ja sogar der Verachtung dieser Nationen aussetzen; dies ist gar zu närrisch, als daß man es voraussehen konnte. Daß lächerliche Aufzüge noch von alten Zeiten her gebräuchlich sind, die man nicht abschaffen kann, ohne Eingriffe in gewisse Vorrechte zu thun oder gegen die Vorurtheile des gemeinen Volkes zu verstoßen, das

ist kein Wunder; daß aber die Schwachheiten barbarischer Zeitalter Stoff zu Nachahmungen hergeben, die noch erbärmlicher, noch abgeschmackter sind, weil die Schauspieler diese Narrheit einsehen müssen, — dies gehört unter die Menge von denjenigen Handlungen der Regierung und unter die Unterschiede des Nationalcharakters, die ich mir nur mit Mühe habe erklären können.

Noch immer ist es der Nachmittag des 18ten Brümaire, und ob gleich schon allenthalben Leute herumschwärmen, so arbeiten doch die Arbeiter noch immer eifrig fort, weil sonst ihre Arbeiten nicht zur Abenderleuchtung fertig werden würden. Sie stehen auf dem Gerüste der neuen Brücke; hier richten sie eine allegorische Figur auf, die wenn ich nicht irre, die Eintracht war; dort stecken sie an den Seiten der Brustwehren Reihen von Lampen auf; dort drüben am Polizeihotel nagelt man bretterne Felsen, Wolken und Götter zusammen. Hätte man in diesem Augenblicke allenthalben seyn können, so würde man die Arbeiter allenthalben so eilfertig und eifrig arbeiten gesehen haben. Die Anzahl der Arbeitsleute mußte sehr groß seyn; denn außer den Zubereitungen, die noch nicht vollendet waren, schien selbst das Anzünden einer so zahllosen Menge von Lampen eine Armee zu erfordern.

Der Abend bricht ein, und alles wird nach und nach fertig. Die Lampenanzünder sind geschäftig, die Thore, die nach den Gärten der Tuillerien führen, werden weggenommen; das Gedränge ist jedoch so groß, daß das Gehen gefährlich ist. Alle enge Zugänge sind verschlossen, allenthalben schlägt die neugierige Menge eine andere Richtung ein und versperrt dadurch den Weg noch mehr; doch die Neugierde wagt etwas, Mütter nehmen ihre Kinder allenthalben mit hin und die Regierung setzt diesen gebirgigen mächtigen Ocean in Bewegung.

Man hatte Vorsichtsmaßregeln genommen und Anordnungen getroffen, ich gebe dies zu. Es durften an diesem Festtage keine Kutschen auf den Straßen fahren und dies Verbot wurde nicht allein auf den Straßen, sondern auch an den Kays und auf dem Hauptschauplatz der Feierlichkeit streng vollzogen. Bloß eine einzige Ausnahme machte man davon und dies geschah zu Ehren des englischen Volkes. Der Wagen des Marquis Cornwallis durfte über die Brücke der Tuillerien und an den Kayen hinfahren, damit der Gesandte das ganze glänzende Schauspiel recht sehen könne. Welche Freude gewähren dem Herzen nach einer so fürchterlichen Erbitterung und einem so verderblichen Hasse, solche Freundschaftsbeweise!

Die Erleuchtung ist allgemein geworden; doch wir wollen sie einen Augenblick vergessen, um zu sehen, was auf dem Eintrachtsplatze vorgeht. Dieser Platz ist zwar nicht so regelmäßig als Lincoln's-Infields *), aber größer. Hier sollten Städte belagert, Citadellen beschossen, Wälle umgeworfen, Thürme der Erde gleich gemacht und eine allgemeine Zerstörung angerichtet werden, damit Männer, Weiber und Kinder eine Zuflucht in den Tempeln suchten. Hier sollte das Schlachtgetümmel, der Schrecken und die Verheerungen des Krieges in aller ihrer Furchtbarkeit dargestellt werden!

Aber um's Himmels Willen, wie wollte man dies alles auf diesem Platze möglich machen? Wo waren die Städte, Flecken, Thürme und Tempel? Bei Tage und bei Nacht habe ich mich darnach umgesehen, nirgends aber habe ich etwas davon entdecken können. Ich bekam bloß etwas zu Gesichte, was die Baumeister oder ihre Herren Wälle zu nennen beliebten; sie bestanden aus

*) Dies ist ein großer viereckiger Platz, den auf der einen Seite die Mauer des Gartens des Collegiums der Rechtsgelehrten (Lincoln's-Inn) und auf den übrigen drei Seiten schöne Häuser einschließen. D. Uebers.

angestrichenen Brettern und Packleinwand; alles dies war so erbärmlich, daß sich selbst die Schaubühnen auf den Boulevards geschämt haben würden, wenn dies ihre ganze Kunst hätte ausmachen sollen.

Ich würde es nicht der Mühe werth halten, solche elende Farren zu schildern, wenn ich nicht darauf aufmerksam machen wollte, wie leicht sich der große Haufe blenden läßt. Wegen des Regens, der in dieser Jahreszeit fällt, stand dieser große Platz voller Koth; eine Menge Menschen waren zwar beschäftigt gewesen, ihn zu reinigen und mit Sand zu bestreuen, allein alle ihre Mühe war vergeblich gewesen. Die zahllose Menge von Neugierigen hatte den Sand und Koth bald wieder unter einander getreten. Das Volk fand das Schauspiel nicht der Mühe werth, um die Schuhe vorher zu reinigen. In Paris beschmutzt kein Frauenzimmer seine Röcke, mag das Wetter schön oder häßlich seyn; es trägt dieselben beständig so hoch, daß der Koth sie nicht erreichen kann.

Nunmehr wollen wir einen andern Theil des Gemäldes in Augenschein nehmen. Welche Lichtmasse! Wenn man auf dem Eintrachtsplatze ist, so scheint die Menge von Lichtern alles hinter sich zurück zu lassen; sie wurde aber von den Gärten und dem Pallaste der Tuillerien weit übertroffen. Die großen Gänge und Bogen sind ein Feuerklumpen: dies ist auch mit dem Pallaste der Tuillerien von unten bis oben hinauf der Fall.

Wie sieht es denn mit den Ufern der Seine und der Neuen Brücke aus? Beide erregen ein noch größeres Erstaunen. Die Kays, die Brustwehren, die ganze Oberfläche der Brücke ist nebst allen ihren hohen gossen bloß für kurze Zeit errichteten Logen allenthalben mit Lichtern behangen. Nirgends entdeckt das Auge eine Lücke, nirgends findet es einen Ruhepunkt. Ueberdies wirkt das ruhige Wasser der Seine

wie ein Spiegel, wodurch der Glanz noch mehr erhöhet wird: durch das Zurückprallen verdoppelt sich dasjenige, was vorher schon unendlich war. Ich weiß nicht wie dies alles zugegangen ist; ich zweifle aber, daß es jemals eine ähnliche künstliche Lichtmasse gegeben hat.

Hier wollen wir einen Augenblick still stehen. Wir wollen uns nicht durch die Bezauberung der Einbildungskraft verführen lassen, sondern einige Bemerkungen machen. Das Vergnügen ist ein erlaubtes Bestreben des Menschen, mag er es schon in seiner größten Höhe suchen, so muß er sich doch dabei vor Täuschung hüten. Der Hauptеindruck dieses Abends bestand darin, daß es etwas ungewöhnliches war. Gab es aber dabei einen besondern Gewinn? An Weisheit oder Thorheit? Zur Bewirkung solcher ununterbrochenen Flammen war keine wissenschaftliche Kenntniß, keine Geistesanstrengung, kein Funken Genie erforderlich. Man hatte breite und schmale Bretter an den Mauern befestigt, Lampen d. h. kleine flache, schlecht gearbeitete irrdene Pfannen, waren mit dem elendesten Talg angefüllt; diese Lampen stellte man in geraden Linien in einer großen Strecke und in beynahe unglaublicher Menge auf; man zündete sie an und wegen des großen Umfanges, den sie einnahmen und ihrer Menge, kam das Licht, das sie verbreiteten, selbst den Parisern ungemein glänzend vor, ob diese schon an solche Arten von Schauspielen gewöhnt sind. Was war jedoch dieses Licht in Vergleichung mit dem Mondeslichte? Durch sein unaufhörliches Fackeln ermüdete es das Auge, stieß es aber nicht, wie das Sonnenlicht, zurück und forderte daher die menschliche Sehkraft nicht auf.

Nimmt man das Vergnügen der Ueberraschung weg, welche Folgen hatte diese Erleuchtung weiter? Sie verdarb gänzlich den untern Theil der Atmosphäre;

die Luft, welche die Menschen einathmen mußten, stank und ich zweifle nicht, daß sie für Viele schädlich gewesen ist.

Schon oben habe ich von der unnützen Verschwendung der Arbeit und der Materialien gesprochen und wie groß war nicht dies Mal diese Verschwendung? Führt sie nicht in Zukunft zu noch größern Verschwendungen? Brachte sie etwa das geringste physische oder moralische Gute hervor? Mehrere Menschen verloren ihr Leben dabei. Einige Arbeitsleute fielen an der Neuen Brücke vom Gerüste herab und blieben todt; dies geschah nicht etwa auf einmal, sondern nach und nach, da man den nämlichen gefährlichen Versuch mehrmals wiederholte. Zwei von diesen Opfern wurden ins Hotel Dieu geschaft, wo sie beide starben; der eine starb beinahe so gleich nach seiner Ankunft. Man wollte die allegorische Figur erleuchten, welches trotz aller Versuche doch nicht ganz gelang. Selbst unter den Fenstern des Consularpallastes, aus denen Bonaparte nebst seiner Gemahlin herausgesehen haben sollen, als sich das Unglück ereignete, hatte man Bretter über eine tiefe Grube gelegt, worin sich mehrere Quaderstücke zum Bauen befanden; auf diesen Brettern drängte sich eine Menge Volks zusammen, um die Erleuchtung und das Feuerwerk mit anzusehen; wegen der großen Anzahl von Menschen, die darauf standen, brachen die Bretter. Durch diesen Unfall wurden eine Menge Leute beschädigt und getödtet. Es befand sich ein junger Engländer darunter, der bloß in der Absicht, dies Fest mit anzusehen, mit seiner Frau nach Paris gereist war. Seine unglückliche Gattin nahm ihn im Sarge mit nach England zurück.

Durch das Feuerwerk selbst, hatten, wie man erzählte, wenigstens vier bis fünf Personen ihr Leben eingebüßt; doch war dieser Theil des Schauspiels

so elend, daß das Volk höchst unzufrieden damit war. Der Ort, wo man dasselbe gab, war ganz ohne Einsicht gewählt; es war der Eintrachtstempel, der auf Fahrzeugen erbauet war. Da hier die Luft durch die beiden Ufer und die Brustwehren der Seine, durch das neue Louvre auf dem nördlichen Kay und durch die hohen Häuser auf dem südlichen eingeschlossen war, so war das Zurückschlagen so heftig, daß nicht allein die Zuschauer erschraken, sondern auch die ganze Nachbarschaft in Furcht und Schrecken gerieth. Die Einwohner der Gesetzesstraße, wo ich wohnte, glaubten, es sey eine heftige Explosion erfolgt und liefen voller Bestürzung aus den Häusern, um die Ursache davon zu erfahren. Meine Frau lief auf die Straße und hörte, daß so eben an einer Ecke ein Mensch getödtet worden sey; es war ihm ein Stab auf den Kopf gefallen und sie sah ihn wegtragen. Nicht weit davon hatte jemand Anders den Arm gebrochen.

Ist dies eine vorsichtige und kluge Regierung, die solche Dinge befiehlt? Oder ist dies vielmehr ein Zeichen von Tollheit? Ich weiß recht gut, daß jede Regierung einen gewissen Druck vom Volke erhält, das sie regiert. Die Franzosen waren seit vielen Jahren an Spektakelstücke, Erleuchtungen, Feuerwerke und eine zahllose Menge lächerlicher und gefährlicher Thorheiten gewöhnt. Während meines Aufenthaltes zu Paris fielen noch mehrere öffentliche Feierlichkeiten vor; bei keiner derselben aber hatte man der Schaulust des Volkes ein so ausschweifendes Fest zubereitet. Die Folge davon war Unzufriedenheit, es murrte über Vernachlässigung und bedauerte die vorigen Lustbarkeiten. Die öffentlichen Concerte wurden nachmals in dem Garten der Tuillerien aufgeführt, der an den Pallast stößt. Diese Concerte waren, wie man sagte, bloß für die Reichen, warum schloß man nun die Armen aus? Keine Klage konnte ungerechter als diese seyn; der Platz war

groß genug und konnte viele Tausend mehr fassen, als nah genug hinankommen konnten, um etwas von der Musik zu hören, die Gärten standen allen Stunden offen. Ich sah niemand wieder umkehren, bloß einen armen Teufel ausgenommen, und als ich mich erkundigte, warum man ihn nicht hineinlasse, wies die Schildwache auf seine bloßen Füße; der Bursche hatte keine Schuhe und Strümpfe an. Andere, deren Lumpen noch weniger waren, durften frei hineingehen. Die Unterscheidung war abgeschmackt, das Bajonet aber verlangte Gehorsam.

Wie sehr hat die Regierung zu gewissen Zeiten diesen Hang des Volkes im Zaume zu halten und zu lenken gewußt! Bei weit wichtigern Dingen, bei den Conscriptionen und Taxen, wo sie dem Volke das zum Lebensunterhalte nothwendige Geld aus der Tasche und die Söhne wegnahm, die ihre Familien durch ihre Arbeit ernährten, fragte sie sicherlich nach keinem Hange des Volkes.

Siebentes Kapitel.

Von dem 9ten November 1801 bis zum 14ten Juli 1802, d. h. von der Feierlichkeit bei Gelegenheit der Gelangung Bonapartes zum Consulate bis zum Fest der Zerstörung der Bastille, hatte die Regierung keine öffentliche Feierlichkeit veranstaltet. Als ein Festtag mußte der Sturz der Bastille gefeiert werden, als ein merkwürdiger Zeitpunkt der Geschichte aber ist er aus dem öffentlichen Andenken verschwunden. Himmel! Waren die Freuden des Bundesfestes *) so flüchtig und vorübergehend? Sind die Arbeiten, das Begießen und die Tänze sobald vergessen worden? Ich fürchte, die

*) Dies große Bundesfest wurde im Jahre 1790 auf dem Marsfelde gefeiert. D. Uebers.

Franzosen haben damals zu viel getanzt und zu wenig gedacht.

Von dem Fest des 14ten Juli 1802 will ich nun einige Nachrichten mittheilen. Die Regierung schien einigermaßen auf die Unglücksfälle aufmerksam worden zu seyn, welche bei den vorhergehenden Feierlichkeiten statt gefunden hatten. Man dachte endlich an nützliche Sachen und ließ die Thorheiten aus dem Spiele. Den 14ten Juli 1802 wurde der erste Stein zu dem neuen Kay zur Einfassung, Einschränkung und Verschönerung der Seine gelegt, er sollte den Namen des Kays Orsai erhalten; d. h. er soll so lange diesen Namen führen, bis irgend ein neues Ereigniß oder ein neuer launischer Einfall Veranlassung zur Veränderung desselben giebt. Doch der Name ist eine unbedeutende Sache, es war ein öffentliches Werk und verdient erwähnt zu werden. Auch wollte die Regierung in Paris zwölf junge Mädchen verheirathen und ausstatten.

Dies war jedoch noch nicht alles, was diesen Tag auszeichnete. Es wurde große Parade gehalten, bei der Bonaparte mit eignen Händen Fahnen austheilte; selten läßt er eine solche Parade vorbeigehen, ohne Ehrensäbel oder Ehrenflinten oder andere Ehrenzeichen zu vertheilen, und er scheint keine Herablassung für zu groß zu halten, die ihn bei der Armee beliebt machen kann *).

Ein Theil der Armee, nämlich seine Leibwache, soll sich heute sehr beleidigt gefühlt haben: denn an dem heutigen Tage sollte das neuerrichtete Mamelnckencorps, das in ägyptische Tracht gekleidet gieng und theils aus

*) Jetzt ist es hierin so weit gekommen, daß die Armee die Nation auszumachen oder daß diese gänzlich um jener Willen da zu seyn scheint. Diese Ueberschätzung der Armee stürzt das aufgeklärte Europa in kurzem in die größte Barbarei zurück. Der Krieg verschafft ihnen Reichthum, Ansehen und Genuß und diese Zwecke in den Händen einer Armee sind das Grab aller europäischen Cultur.

D. Uebers.

Mameluken aus Aegypten, theils aus jungen Franzosen besteht, in seinem Gefolge seyn. Die Hitzköpfe unter den Soldaten sollten sehr aufgebracht seyn, ja wie einige, vielleicht solche die es wünschten, sagten, gefährlich werden; dieses Gerücht aber war entweder ungegründet oder die Gefahr muß nur kurze Zeit gedauert haben, denn man hat späterhin nichts weiter öffentlich von ihren Unwillen gehört. Wenn ich sage öffentlich, so meine ich damit die pariser Klatschen, in Paris giebt es keine Publizität, außer derjenigen, welche von der Regierung authorisirt ist.

Einen andern Umstand aber halte ich für sehr bedeutend, wenn ich ihn als einen Hang betrachte, der den niedern Klassen aller Nationen gemein ist und wo man sieht, daß die Regenten keinen unnöthigen Vorwand zum Müssiggange ergreifen sollten. Nimmt man die Mamelukkentracht aus *), so gab es nichts neues dabei, das die öffentliche Neugierde hätte rege machen können; und doch strömte das Volk in eben so großer Menge herbei, als bei irgend einer vorigen Gelegenheit. In Paris verläßt alles wegen des geringsten Vorwandes seine Geschäfte, die unbedeutendsten Gegenstände ziehen die Aufmerksamkeit der Pariser auf sich und wie eine traurige Erfahrung gelehrt hat, treiben sie Ursachen, die sie nicht begreifen können, nach allen Richtungen hin und verleiten sie bald zu den grausamsten, bald zu den erhabensten Handlungen. Es ist traurig, daß selbst die Erhabenheit, die man nicht begreift, ihre Natur verändert und in Grausamkeit ausartet **).

Noch einen andern Zug bemerkte ich, der für mich noch neu war und der auch an und für sich nur ein mehe-

*) Memalik heißt ein Sklave. D. Uebers.

**) Wo große Kräfte sich im Kampfe mit mächtigen Hindernissen zeigen und diese durch Muth und Anstrengung aus dem Wege räumen, da werden Ideen aufgeregt und das Gefühl des Erhabenen erwacht. D. Uebers.

deutender Charakterzug der Nation ist. Ein Haufen junger Leute, wovon ich einige nach ihren militärischen Jacken für unexerzirte Conscribirte, andere aber für Arbeitsleute auf dem Flusse hielt, die unter die rohesten und ungestümsten Leute gehören, sah ich am Thore der Tuillerien, wo das Gedränge nothwendiger Weise am stärksten war, und wo sie sich mehrmals einen Durchgang hinein und heraus erzwangen. Ich fürchtete anfänglich, es sey dabei ein Complot im Spiele, um einen Aufruhr zu erregen, bald aber sah ich, daß man einen von den gefährlichen Späßen trieb, worüber ich in England eben nicht sehr erstaunt seyn würde, der aber in Frankreich selten ist.

Das einzige Vergnügen, das der Pöbel dies Mal genießen konnte, war eine Erholung von seinen täglichen Arbeiten und Sorgen, und die Heiterkeit, die jederzeit eine große Volksbewegung um sich verbreitet. Die Erleuchtung stand denjenigen weit nach, die man vorher zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, und das Concert konnte wie gewöhnlich unter einer so ungeheuern Menge von Zuschauern nur ein kleiner Theil hören.

Noch von einem merkwürdigen Feste bin ich Augenzeuge gewesen, ich meine Bonapartes Geburtstagsfest; da dies aber genau, erstens mit dem Charakter des Mannes, zweitens mit dem kirchlichen Zustande und endlich mit den Sitten der Nation zusammenhängt, so verspare ich die Beschreibung desselben auf eine andere Gelegenheit, wo dieselbe dasjenige, was ich habe sagen wollen oder was ich noch zu sagen habe, am besten erläutern wird. Zugleich ist es auch eine Erholung für den Leser, den vielleicht die Beschreibung der Feste schon längst ermüdet hat. Ich würde mich bei diesem Gegenstande nicht so lange aufgehalten haben, wenn ich ihn nicht mehr für einen historischen Charakterzug der Regierung und des Volkes, als für eine Sache des bloßen Vergnügens angesehen hätte. Vergnügen ist gut, Be-

lehrung aber ist noch besser, gehen beide Hand in Hand mit einander, so erhöhen sie gar sehr ihren beiderseitigen Werth.

Bei demjenigen, was ich bisher gesagt habe, gieng meine Absicht dahin, Aufschluß über die Sitten und Gebräuche des Volkes zu geben. Dies ist auch fernerhin mein Zweck. Wir haben es auf seinen Spaziergängen auf den Boulevards begleitet und es bei seinen öffentlichen Zusammenkünften, Zeitvertreiben und Vergnügungen beobachtet; nunmehr müssen wir ihm zu seinen Arbeiten, häuslichen Einrichtungen und gewöhnlichen Gebräuchen folgen; wir wollen auf dasselbe im Hause, auf der Straße, auf dem Markte und in der Kirche Acht geben.

Sollten die Franzosen die Bemerkungen, Anekdoten und Schilderungen lesen, die ich von ihnen gemacht habe, so würden sie nicht selten unzufrieden mit mir seyn; sie würden mich der Ungerechtigkeit, ja vielleicht der Unwahrheit beschuldigen. Für die Richtigkeit der Thatsachen, die ich erzähle, stehe ich mit meiner Ehre und mit meinem Leben; dies ist aber nicht mit den Folgerungen der Fall, die ich selbst oder andere daraus gezogen haben; hier kann ich irren. Thatsachen haben jederzeit zwei Seiten, auch haben sie eine zahllose Menge von Verbindungen mit andern Thatsachen, und alle ihre Verzweigungen und Verknüpfungen einzusehen und zu zergliedern, steht in keines Menschen Vermögen. Wer sie in ihrer gehörigen Ordnung und am weitesten verfolgt, der besitzt die meisten Kräfte.

Was die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten anlangt, so lassen sich die Rubriken, in die man sie eintheilen kann, nach Belieben vervielfältigen. Faulheit und Fleiß, Grausamkeit und Mitleid, Ordnung und Liederlichkeit, Geduld und Ungestüm, kurz alle Wörter, die zur Schilderung menschlicher Sitten und Leidenschaften gebraucht werden können, geben Stoff

und Ueberschrift zu einer ganzen Abhandlung; ich werde aber bloß die wesentlichsten Charakterzüge aussuchen, und meinen Lesern Belehrung darüber mittheilen.

Demjenigen, der sich gewissenhaft angelegen seyn läßt, ein treues Gemälde zu liefern, welchem man mit Recht weder Schmeichelei noch Tadelsucht vorwerfen kann, treten stets sowohl die National- als die individuellen Vorurtheile in den Weg. Ihre Erinnerung verursacht häufig Schmerzen, bisweilen dient sie aber auch zur Warnung, und ein ander Mal giebt sie einen guten und verständigen Führer ab.

Bei persönlichen Streitigkeiten ist dies freilich selten der Fall. Vor zwanzig Jahren hatte ich mit einem französischen Gelehrten einen Streit, der behauptete, die Wasserkunst zu Marli sey eines der bewundernswürdigsten Werke auf der Erde; ich läugnete dies, und nach der Erzählung anderer glaube ich, daß ich Recht hatte, die Wahrheit aber ist, daß wir beide von der Sache nichts verstanden.

Als ich bey meinem letzten Aufenthalte zu Paris die Straße Montmartre hinuntergieng, sah ich einen jungen Menschen etwas, was ich für einen Teig hielt, mit einem Hammer schlagen. Dies kam mir sonderbar vor; ich sah mich daher allenthalben um, um zu sehen, zu welcher Art von Gebäck man einen so harten und zähen Teig brauchen wolle und bemerkte in der Nähe des Menschen einen Laden, wo man Fleischpasteten verkaufte. Ich schloß sogleich daraus, daß ich das, was ich suchte, gefunden hätte und wollte schon fortgehen; es fiel mir aber noch ein, daß ein so harter Teig, den man zu Pasteten brauchen wolle und den man auf einem Steine auf der Straße schlage, wo er leicht schmutzig werden könne, doch etwas sonderbares sey, ich entschloß mich daher zu warten. Dies war ein kluger Entschluß; in wenigen Minuten war der Bursche mit seiner Arbeit fertig und trug sie in einen Glaserladen, der etliche Thüren weiter

hin war, wo dieser harte schmutzige Pastetenteig augenblicklich in Kitt verwandelt wurde.

Chateaubriand, der eine gewisse Celebrität durch seinen Roman Attala, noch mehr aber durch seine excentrischen und närrischen religiösen Meinungen erlangt hat, der in seinem Werke: Geist des Christenthums *), Gott den großen alten Baccalaureus des Universums nennt; Chateaubriand, ein Emigrant, der sich mehrere Jahre in England aufgehalten hat, wo er wenigstens mit der Achtung behandelt worden ist, die dem verwiesenen unglücklichen Fremdlinge gebürt, dieser Chateaubriand hat, um das englische Publikum im Schauspielhause zu schildern, einen Matrosen angeführt, der im Parterre Pünsch trinkt. Wäre dies der einzige Mißgriff, so könnte man ihn selbst einem Manne von Talenten und Scharfsinn verzeihen; diejenigen aber, die seine Briefe über die englische Nation lesen, welche in dem Merkur vom Jahre X. eingerückt sind, werden eine Menge ähnlicher Mißgriffe finden.

Ich habe in einem Journale einen Brief gelesen, der mit Mayer, artiste dramatique (Schauspieler) unterzeichnet war; in diesem Briefe entwarf dieser scharfsinnige Beobachter, der eben aus England zurückgekehrt war, voller Verachtung und voller Stolz auf den Namen eines Franzosen, ein Gemälde von England und der englischen Nation nach den unfruchtbaren Heiden, die er auf seiner Reise nach Portsmouth angetroffen, nach den Sitten feiler Dirnen, die er daselbst auf den Wällen und im Theater gesehen harte und nach dem

*) Dieser Chateaubriand wird von der jetzigen Regierung begünstigt, und ist im Journal de l'Empire und anderwärts einer der größten Verläumder der Engländer und Teutschen und ihrer ausgezeichnetesten Schriftsteller. Sowohl der Roman Attala als le Genie du Christianisme, ist ins Teutsche übersetzt, jener von C. F. Cramer, Leipzig, und dieser von Venturini in 4 Bänden mit Anmerkungen. D. Uebers.

Betragen der Matrosen, die ihre Gesellschafter ausmachten *).

Im Frühjahre 1802 erhielt ich von einer Dame, deren Haus ich besuchte, ein sehr höfliches Billet, in welchem sie sich beklagte, daß ich sie so lange nicht besucht hätte und worin sie mich bat, so bald als möglich zu ihr zu kommen. Dieser freundschaftliche Verweis forderte sogleich eine Antwort; es war aber diesen Abend zu spät, ich eilte aber sogleich den nächsten Morgen früh zu ihr, um ihr zu beweisen, daß meine Abwesenheit nicht vom Mangel an Achtung herrühre.

Ihr Mädchen sagte mir, daß die Dame so eben ein warmes Bad gebrauche, daß sie ihr aber meine Ankunft melden wolle. Sie kam sogleich wieder zurück und brachte mich nach einer Art von großem Cabinet, wo ihre Frau bis ans Kinn im Wasser stack. Ich kannte die Sitten des Ortes, und diese Bekanntschaft benahm diesem Umstande das auffallend Unanständige, das dies bei einer englischen Dame gehabt haben würde, sie müßte denn unter die Klasse von hochmodischen Damen gehört haben, welche alle ausländischen unanständigen Sitten nachäffen.

Die Dame hatte mir eine Nachricht mitzutheilen, die sie für wichtig und bedenklich hielt. Ein gewisser Franzose, Namens Fiévée, war, wie sie mir sagte, von der französischen Regierung nach England geschickt worden. Die Freimüthigkeit, mit welcher die englischen Zeitungen das Verfahren des ersten Consuls beurtheilten, hatten in Frankreich einen großen Eindruck gemacht, dies war mir bekannt.

*) Selbst aufgeklärte humane Franzosen lassen dem Auslande selten Gerechtigkeit widerfahren. Als der jetzige Senator Gregoire aus England nach Paris zurück kam, fragte ihn Fulton, wie es ihm in England gefallen habe. „Die Engländer, erwiederte er, sind eine großmüthige, gastfreie und gute Nation und das Land würde bezaubernd seyn, wenn es dem lieben Gott gefallen hätte, ihm etwas Sonnenschein und französische Köche zu geben." D. Uebers.

Die republikanische Partei wünschte, daß diese freimüthigen Erörterungen fortdauern möchten, die Gegenpartei aber wünschte einen so kühnen Schriftsteller unterdrückt zu sehen. Die Dame erzählte mir, daß Fiévée in dieser Absicht nach England geschickt worden sey, das Mittel, den Zweck seiner Sendung zu erreichen, war Bestechung. Er sollte die Herausgeber derjenigen Zeitungen erkaufen, welche durch ihre freien Bemerkungen am meisten anstößig wären. Sie sah mit Recht eine solche Bestechung als einen schändlichen Kunstgriff an, von welchem die neuern Politiker aller Parteien Nutzen zu ziehen suchen, und ersuchte mich, daß ich die Nachricht, die sie mir hier mittheilte, den Herausgebern der englischen Zeitungen melden mögte.

Nur mit Mühe konnte ich ihr begreiflich machen, daß eine solche Einmischung von meiner Seite ohne Nutzen seyn würde, und daß sie sich nach meiner Meinung gar nicht mit der Freiheit und Unabhängigkeit vertrüge, die jedermann für ein wichtiges Gut halten sollte. Sollte sich ja ein politischer Zeitungsschreiber von Frankreich bestechen lassen, woran ich aber sehr zweifle, so werde sich ein Mann von einem solchen Charakter auch nicht durch meine Warnungen abschrecken lassen.

Herr Fiévée reisete damals wirklich nach England, allein ich habe nicht gesehen, daß seine Bemühungen bei den Zeitungsschreibern irgend einen Nutzen gehabt hätten *). Sein Aufenthalt dauerte nur kurze Zeit; nach seiner Zurückkunft nach Frankreich gab er Briefe über England **) und über die Philosophie des

*) Doch machten damals zwei oder drei Herausgeber von politischen Zeitungen in England bekannt, daß bei ihnen Versuche gemacht worden wären, sie zu bestechen, damit sie glimpflicher über den jetzigen Beherrscher Frankreichs urtheilten. D. Ueberf.

**) Lettres sur l'Angleterre, à Paris 1803. D. Ueberf.

des achtzehnten Jahrhunderts heraus. Seine Absicht ging dabei offenbar dahin, England in üblen Ruf zu bringen und die Meinungen zu verketzern, welche er so gefällig war, der Philosophie zuzuschreiben. Zugleich wollte er auch alle vergangene und gegenwärtige Veränderungen der französischen Regierung vertheidigen und rechtfertigen.

Ich wage nicht zu behaupten, daß sein Eifer nicht aufrichtig und seine Absichten nicht uneigennützig gewesen seyn; so viel aber ist gewiß, daß er und Chateaubriand von der französischen Regierung den Schutz und die Belohnung erhalten haben, um welche es ihnen so sehr zu thun war.

Ueber die sonderbare, ja es thut mir leid, hinzusetzen zu müssen, gehässige Verdrehung der Thatsachen in Fiévés Briefen, kann unter Engländern, die mit denselben genau bekannt sind, gar kein Zweifel statt finden, ob sich schon noch zweifeln läßt, daß er dies absichtlich gethan habe. Oberflächliche Untersuchungen, dreiste Schlüsse und hartnäckige Verblendung, sind unter den Menschen gewöhnliche Fehler, wenn sie sich von Vorurtheilen und Leidenschaften regieren lassen. Und giebt es wohl ein eingewurzelteres Vorurtheil als das Vorurtheil der Gewohnheit? Welche Leidenschaft ist blinder als die Selbstsucht des Ehrgeizes? Wie fest glauben diejenigen, die denselben zu Führern wählen, daß sie eine tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens, seiner Triebfedern und der eigenthümlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur besitzen, als der langsame, ruhige und sorgfältige Forscher jemals erlangen kann. Allein wo findet man diesen letztern? Der dummdreiste, gefühllose, und oberflächliche Beobachter verdient nicht den Namen eines sorgfältigen Beobachters. Jeder aber glaubt, daß seine Untersuchungen und Beobachtungen genau und sorgfältig seyen. Man muß Herrn Fiévés Briefe

selbst lesen, denn ob sie schon mehr Irrthümer enthalten, als ich Zeit oder Lust zu widerlegen habe, so findet man doch auch manche nützliche Wahrheit darin. Der Weise hat oft mehr Vortheil von dem Tadel seiner Feinde, als von den Trostgründen seiner Freunde. Tadel reizt zum Nachdenken, Trostgründe aber wiegen den Geist in Schlummer ein.

Die Quelle der National- und persönlichen Vorurtheile ist unerschöpflich.

Eine französische Dame von einer guten Erziehung, schnellem Gefühle und einer lebhaften Einbildungskraft, machte eine Reise nach England. Nach der Schilderung, die man ihr von diesem Lande gemacht hatte, glaubte sie, Wohlthätigkeit, Ordnung, gesunder Menschenverstand, ja selbst Weisheit sey daselbst allenthalben zu Hause; man treffe diese Eigenschaften auf allen Straßen, bei allen Personen und in allen Handlungen an. Sie war jung und begierig, die schönen Träume ihrer Einbildungskraft erfüllt zu sehen; sie hätte aber bedenken sollen, daß Wohlthätigkeit, Ordnung, gesunder Menschenverstand, so wie jede andere Tugend, selbst bei dem Besten noch unvollkommen sey, und daß die besten Menschen, noch mehr aber Nationen, eine Menge Fehler besitzen.

Sie kam nach London und fand an der ersten Familie, an welche sie eine Empfehlung hatte, gerade das Gegentheil von allem dem, was sie erwartete. Sie wohnte in einer Straße, in der sehr viel gefahren wurde, und der gerühmte reinliche Fußsteg in London war mit geschmolzenem Schnee und Schmutz bedeckt. Der Sohn des Hauses, der ihre Ehre hätte beschützen sollen, suchte sie zu verführen; hierbei benahm er sich nicht etwa wie ein artiger feiner Pariser, sondern wie ein grober zügelloser Wüstling. Die Person, mit der sie Geldsachen abzumachen hatte, betrog sie. Der Lohnkutscher, der sah, daß sie eine

Fremde war, verlangte nicht allein einen unmäßigen Preis, sondern behandelte sie auch noch mit Frechheit.

Sie hielt sich bloß eine Woche in London auf, und was ich hier angeführt habe, macht nur einen kleinen Theil von den Nachrichten aus, die sie mir mittheilte, und da sie sich so betrogen und getäuscht fand, so eilte sie voller Freuden nach Hause zurück. Die Lebhaftigkeit und die Munterkeit des Gemäldes, das sie entwarf und ihr ernstlicher Wunsch, daß ich mich bei meiner vorhabenden Schilderung von Paris keiner solchen Mißgriffe schuldig machen möchte, waren überzeugende Beweise von ihrem gesunden Verstande, ihrem Scharfblicke und ihrer guten Absicht.

In der nämlichen Gesellschaft behauptete ein Franzose, der Hauptcharakterzug der englischen Nation sei Dummheit. Er war gereiset, hatte England besucht, und führte folgenden Beweis von der Richtigkeit seiner Bemerkung an:

Die Maillebahn in St. James-Park ist, sagte er, der einzige Spaziergang in London für die modische Welt — (dies zeigte, daß er den Ort nicht kannte). Ich besuchte diesen Ort auch und setzte mich auf einer Bank neben einem Engländer nieder. Da ich ein Fremder war, so erwartete ich, daß er als ein Innländer mich aus Höflichkeit anreden würde. Der Engländer aber öffnete seinen Mund nicht.

Wenn er nicht zuerst sprechen will, sagte ich bei mir, so wird er sich doch wenigstens mit mir in ein Gespräch einlassen, wenn ich den Anfang mache; er wird Gelegenheit erhalten, mich von allen Merkwürdigkeiten dieser großen Stadt zu unterrichten, und ob dies gleich der traurigste Ort ist, den ich jemals gesehen habe, so bewundert er ihn doch sicherlich: „Es ist heute schönes Wetter, mein Herr!" redete ich ihn an.

Er sah gen Himmel, betrachtete ihn ein paar Sekunden lang und erwiederte: „Ja! mein Herr.“

Ich saß wieder zehn Minuten da und hoffte, das Orakel werde sprechen, allein es blieb stumm. „Um Vergebung, mein Herr, fing ich wieder an, wie viel Uhr ist es?“

Er zog langsam seine Uhr heraus, sah darnach, nahm sich Zeit, recht genau acht zu geben, ob er recht sähe und erwiederte: „zwölf Uhr ist vorbei.“

Es erfolgte wieder eine Pause, ich war ganz ärgerlich darüber und fragte ihn, „woher der Wind kommt!“

Er sah nach dem Rauche und nach dem Zuge der Wolken, konnte aber nichts von beiden entdecken, und erwiederte: „ich weiß es nicht, mein Herr!“ Und dies, sagte mein lebhafter Franzose, war die ganze Unterhaltung eines Engländers, die ungefähr eine halbe Stunde dauerte.

Daß die Franzosen eine große Geschicklichkeit besitzen, eine Unterhaltung anzufangen und fortzuführen, ist wahr, daß aber auch die Schelme und Schlauköpfe unter ihnen diesen Vortheil benutzen, und sich dadurch bei Fremden einschleichen um sie zu betrügen, ist ebenfalls wahr; so wie es auch wahr ist, daß die Sparsamkeit im Reden seit der Revolution zugenommen hat; ich habe oft neben Franzosen gesessen, ohne daß irgend eine Partei einen Anschein von Lust gezeigt hätte, das Stillschweigen zu brechen.

In Frankreich sieht man es nicht wie in England für eine Zudringlichkeit und einen Mangel an Erziehung an wenn man sich mit jemand in ein traulches Gespräch einläßt, den man auch nicht im geringsten kennt. Ich will aber nicht behaupten, daß dies immer so bleiben wird *). Sitzen zwei Fremde

*) Der jetzige Nationalcharakter der Franzosen ist zu tief gewurzelt, als daß man so leicht eine Veränderung desselben

zufälliger Weise auf einer Bank beisammen, haben aber nichts weder in Ansehung der Gedanken noch der Gewohnheiten, noch der Empfindungen, noch irgend eines ihnen bekannten Gegenstandes mit einander gemein, nur eine Unterhaltung anzufangen, so fällt diese sicherlich kindisch aus und setzt sie noch dazu in Verlegenheit.

Ein gebildeter Franzose erzählt eine Geschichte, von der er weiß, daß sie seine Landsleute zum Lachen bringt, denn sie schmeichelt seinen und ihren Vorurtheilen; allein die Fragen, die er thut, verdienen gerade die Antworten, die er erhält. Will er sich nun unterrichten, und warum soll er dies nicht thun wollen? und man erzählt ihm, daß die St. Pauls-Kirche zu London von Christoph Wren erbaut worden ist, daß der Lord Mayor alle Jahr erwählt wird und daß, wenn der jetzt regierende König von England stirbt, der Prinz von Wales König wird, so ist dies eine höchst unanständige Anmaßung, und doch würde ein pariser Schwätzer dem Fremden, der sich mit ihm in ein Gespräch einließe, mit solchen Nachrichten in die Länge und in die Weite unterhalten; diese Leute halten jeden Andern für höchst unwissend. Sonst ist der Franzose sehr gefällig; erkundigt man sich bei ihm nach etwas, so ist er sogleich bereit, die verlangte Auskunft zu geben, und wenn er, wie es sehr häufig der Fall ist, auch bloß schwatzt, so ist doch sein Geplauder gutlaunig und man sollte ihm deshalb dasselbe zu gute halten. Nur sollte er auch diejenigen, die sich keine solche Freyheit erlauben, darüber keine Vorwürfe machen.

Ein französischer Schriftsteller rühmte einstmals in einer Zeitung die englischen Sitten und Gebräuche,

erwarten dürfte, und die jetzige Regierung thut alles, was in ihrer Macht steht, den alten Leichtsinn, den Hang zu Schauspielen aller Art wieder zu nähren und zu verstärken. D. Uebers.

sogleich stand ein anderer Schriftsteller dagegen auf, der sich Ximènes, doyen des Poëtes unterschreibt: wir würden Vater oder der älteste unter den jetzt lebenden Dichtern sagen. Was? rufte dieser weise Mann in einem stolzen übermüthigen Tone aus, sollen wir erst nach London reisen, um das Savoir vivre zu lernen? Wußte denn aber dieser Dichtervater nicht, daß jedes Land sein eigenes Savoir vivre hat? War er denn ganz gewiß, daß das französische Savoir vivre das beste, klügste und für die menschliche Glückseligkeit das zuträglichste ist? Versteht man denn irgendwo das Savoir vivre vollkommen? Ist es nicht allenthalben mit einer großen Portion Narrheit und Laster vermischt?

Ich freue mich, wenn ich Fremde finde, mit denen ich mich sogleich in ein Gespräch einlassen kann; doch kann man auch nicht läugnen, daß es für diejenigen, die einiges Zartgefühl besitzen, etwas Schwieriges hat. Die Unterhaltung erfordert nicht allein angenehme Sitten, sondern auch eine feine humane Denkart. In dem Stillschweigen der Engländer liegt oft zu viel Stolz, und in der Geschwätzigkeit der Franzosen zu viel Leichtsinn.

Die Nationalverschiedenheiten beruhen hauptsächlich oder vielmehr gänzlich auf den Fehlern der Nationen. In allen unsern Sitten und Gebräuchen und in allen unsern Handlungen, findet sich eine große Mischung von Gutem und Bösem; jede einzelne von unsern Gewohnheiten hat auf die übrigen Einfluß. Jede Classe von guten und bösen Eigenschaften hat ihren Führer, der die übrigen beherrscht und leitet.

Viele Eigenschaften, die man oft für das Widerspiel von einander ansieht, sind ihrem Ursprunge nach eine und dieselben. Das Stillschweigen, die Zurückhaltung und die scheinbare Kälte eines Engländers, sind Modifikationen des Stolzes; die Geschwätz-

zigkeit und die Prahlerey der Franzosen, sind Zeichen ihrer Eitelkeit d. h. Stolz und Eitelkeit sind die verschiedenen Arten, wie beyde Nationen ein und dasselbe Gefühl d. i. die hohe Meinung ausdrücken, die jede von sich selbst hat.

Da Frankreich der Gegenstand meiner Untersuchung ist, so will ich die Eitelkeit der französischen Nation und einige von den Folgen, die sich daraus ergeben, nunmehr etwas genauer in Betracht ziehen. Ich will nicht geradezu behaupten, daß alle die verschiedenen Eigenschaften, die ich unter dieser Rubrik anführen werde, in der Eitelkeit ihren Grund haben, so viel aber ist doch gewiß, daß sie ins gesammt durch diese einzige üble Angewohnheit modifizirt werden und daß sie genau mit derselben zusammen hängen. Es giebt einen besonderen Charakterzug der menschlichen Natur, der die größte Aufmerksamkeit verdient, weil er höchst verabscheuungswürdig ist; er besteht darin, daß das, was sich der einzelne Mensch zu sagen und zu thun schämt, ganze Gesellschaften ohne Bedenken thun und sagen.

Diese Gewohnheit gewinnt von selbst an Umfang und Einfluß: eine einzelne Person spricht in der Mehrzahl mit einem Grade von Frechheit, Zuversicht und Prahlerei, die höchst lächerlich wäre, so bald sie als Einzelnheit spräche und handelte. Als Mitglied einer Gesellschaft, sollte diese auch bloß eingebildet seyn, ist ihr Ton feierlich, ihre Aussprüche sind unfehlbar und sie fühlt sich durch die collektive Wichtigkeit des Körpers aufgeblasen, in dessen Namen sie ihre Orakelsprüche kund thut. Beispiele dieser Unart sind zu häufig, als daß sie nicht jeder nur einigermaßen aufmerksame Beobachter bemerken sollte; sie machen aber nicht den Gegenstand aus, mit dem ich mich jetzt beschäftigen will. Ich habe es mit der Hauptart, mit dem Vorzuge zu thun, den sich jene Nation vor allen übrigen giebt; mit dem Fehler, der tief eingewurzelt und höchst verderblich

ist, weil jeder seinen Nachbar dazu ermuntert, und weil ihm niemand mäßig und standhaft Widerstand zu leisten wage; dies rühre von der fürchterlichen Strafe her, die mit seiner Bekämpfung verbunden ist, und die in nichts geringerm als in der Gefahr bestehe, das Mißfallen, ja vielleicht den Haß seiner ganzen Nation auf sich zu laden. Nur Ausländer wagen es daher, die reine Wahrheit zu sagen und selbst sie zittern bei jedem Schritte, weil sie fürchten müssen, das Volk, das ihnen Gehör geben und ihren Tadel benutzen sollte, gegen sich aufzubringen, seinen Haß zu verstärken und seine alten Unarten zu vermehren.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Schriftsteller, daß, wenn sie von ihrem Vaterlande sprechen, sie statt einer unparteiischen und gründlichen Untersuchung der Thatsachen, ihre Einbildungskraft in Flammen setzen und grobe Schmeicheleien und verderbliche Irrthümer sagen. Sie betrifft oft das Unglück, daß sie keine ruhige und tief eindringende Prüfung anstellen können; mit Ungestüm werden sie von den Vorstellungen fortgerissen, an die sie sich von Jugend auf gewöhnt haben.

So glauben die Franzosen, daß in den schönen Künsten kein neueres Volk, außer den Italienern, genannt zu werden verdiene und in dem Haupte der schönen Künste, in der Dichtkunst, besonders aber im Drama schreiben sie sich selbst allein den Vorzug zu. Die Italiener werden von Ihnen als Possenreißer, die Engländer und Deutschen als Barbaren geschildert. Sie untersuchen die Sache nicht, sondern sie verspotten, belachen und verachten sie *).

Durch ein solches Verfahren fühlt sich jede Nation empört; denn unter allen schönen Künsten ist die Dicht-

*) Gleichwohl giebt es kaum in Europa eine Nation, die so wenig Anlage zur Dichtkunst verräth, als die französische, wenn man unter Dichtkunst die Kunst Ideen mit Originalität, Geschmack und Geist darzustellen versteht.

D. Uebers.

kunst diejenige, welche am meisten bezaubert, und unter den Dichtungsarten erregt sicherlich das Drama die gröste Begeisterung. Einen gebildeten Engländer kann nichts mehr aufbringen, als wenn er von Schakespear's Mißgeburten (les monstruosités de Shakespear) sprechen hört, und doch braucht jeder unwissende Skribler, der kein Wort Englisch versteht, diese Phrase von diesem unsterblichen Dichter, sobald nur sein Name genannt wird.

Eben so viel Prahlerei nebst beinahe eben so vieler Arroganz trifft man unter ihnen an, sobald sie von Mahlerei, Bildhauerkunst und den übrigen schönen Künsten sprechen. St. Foix war ein beliebter Schriftsteller, und ein Mann von keinem geringen Scharfsinn und von Verdienst; ein Franzose, der mit ihm in der Meinung übereinstimmt, hält seine Ausspruche für unfehlbar. Wenn er von dem Louvre spricht, so nimmt er folgenden Ton und Styl an, nachdem er mit Unwillen erzählt hat, daß der Hof des Louvre von einem Hause verbauet worden sey, das jemand errichtet hatte, der von dem Volke die Erlaubniß erhalten, diesen öffentlichen Frevel zu begehen.

„Seit dem man diesen prächtigen Pallast wieder frei gemacht (exhumé) hat, der so lange auf die schmählichste Art von der Nation vergessen war, können Paris, die Provinzen, die Fremden, alle Völker der Erde und ich dies schönste Denkmal der Baukunst, das man auf der Erde antrifft, den Ruhm des französischen Genies, den augenscheinlichsten Beweis von seiner Ueberlegenheit über alle Baumeister Griechenlands und Roms, über alle Völker Europens frei und ungehindert bewundern. Ein Denkmal, das lauter als alles Geschmetter der Fama verkündigt, daß es so wohl in den schönen Künsten als in der Wissenschaft keinen Gegenstand giebt, so erhaben er auch seyn mag, den das französische Genie nicht erreichen kann, wenn sein Flug

durch den Geschmack am Großen, von dem Fürsten und seinem Minister unterstützt wird. Ja! Franzosen von Talent tragen über jene aller übrigen Nationen den Preis davon, sobald sie nicht so wohl durch Belohnungen ihres Königs, die jetzt eine so gewöhnliche Sache sind, als durch sparsames bloß dem Verdienste ertheiltes Lob aufgemuntert werden. Sie behalten den Vorzug, wenn sie nicht mehr von jener Menge von Kleinmeistern beurtheilt werden, welche die Stadt und den Hof überschwemmen und deren Frechheit und Verwegenheit, Töchter der Unwissenheit und des Müssiggangs, ihre Anzahl täglich vermehrt. Elende und verächtliche Geschöpfe, voller Stolz und voll unrichtigen Geschmacks, ohne Kenntnisse und daher ohne Grundsätze, ohne Einsicht, ohne Gefühl von Größe und Adel; elende Sclaven der Mode und ihrer jämmerlichen Vorurtheile, bei denen die Neuheit des Schmuckes, die Anordnung des Kopfputzes und die Buntschäckigkeit des Anzuges die Stelle des Verstandes, des Geschmackes und des Geistes vertritt, die den Ton in jenen modischen Gesellschaften angeben, die so gerühmt werden und so glücklich sind, die sprechenden Puppen zu schätzen und sie bis auf die Schuhschnallen zu rühmen."

Diese Aeußerung ist wirklich charakteristisch. Wer hat von den elenden Menschen, die in Frankreich so lange die Mode angaben und die die Schiedsrichter in Sachen des Nationalgeschmacks waren, den sie verderbten, mit mehr Bitterkeit geschrieben, oder wer hat die Narrheiten und Verkrüppelungen in den Künsten, deren Beschützer sie seyn wollten, richtiger und treffender geschildert, als es hier St. Foix thut? Aber wer kann auch von der Ueberlegenheit Frankreichs mit mehr Selbstgenügsamkeit und mit mehr Pomphaftigkeit sprechen? Das Gebäude, das St. Foix so unmäßig preist, ist jenes im innern Hofe des Louvre, das als ein Ganzes mehr ein Hause von nicht zusammen pas-

fenden Gegenständen, als der Nebenbuhler Roms, Griechenlands und ganz Europa's ist. Dies rührt aber nicht davon her, daß die Franzosen kein Genie besitzen; vielmehr ist die schöne Façade dieses Gebäudes von Perrault, ein herrlicher Beweis davon; sondern daß es zu verschiedenen Zeiten und nach den von einander abweichenden Planen verschiedener Baumeister errichtet worden ist.

Wer mit der französischen Literatur bekannt ist, der wird mich keiner Parteilichkeit beschuldigen, daß ich diese einzelne Stelle als einen Beweis der Nationaleitelkeit angeführt habe. Ich könnte noch tausend Beweise, sowohl aus den ältern als den neuern Schriften der Franzosen, anführen; ich darf nur an das gerühmte Zeitalter Ludwigs XIV. erinnern. Ich will diesem Zeitalter zwar nicht sein Verdienst abstreiten, aber doch trug es am meisten zur Vermehrung und Befestigung der Selbstschmeichelei bei, die jeder vernünftige Franzose mit aller Macht bekämpfen sollte. Die großen Verdienste der französischen Nation werden oft von ihren eigenen Schriftstellern verkannt, weil sie dieselben selten oder nur sehr unvollkommen kennen; die Eigenschaften hingegen, die sie in der Meinung ihrer Nachbarn herabwürdigen, werden laut als die hervorstechendsten und größten Vorzüge ausposaunt.

Achtes Kapitel.

Giebt es wohl etwas verderblicheres für ein Volk, als den selbstsüchtigen Stolz, den elende niederträchtige Schmeichler einen edlen Ehrgeiz genannt haben.

Tritt ein Monarch in eine Stadt, so ist dieser Eintritt eine Staatssache; kann er nicht mit hinlänglicher Pracht zu den Thoren hineinkommen, so muß er die

Mauer durchbrechen lassen, um durch eine solche Oeffnung seinen Einzug zu halten. Dieser öffentliche Einzug muß ihn vor allen andern Gegenständen beschäftigen; er muß mit seinen Ministern einen Staatsrath darüber halten, und muß denselben in das Staatsarchiv eintragen lassen."

„Ein anderes nicht weniger königliches und erhabenes Geschäft besteht im Schätzesammeln, einen Theil von seinen Schätzen muß er unter die Grundsteine seines Pallastes verbergen. Es liegt etwas Großes darin, daß man Schätze vergräbt, damit sie wieder in künftigen Zeiten entdeckt werden. Man durchsucht die Annalen der Geschichte, um zu erfahren, wie sie dahin gekommen sind."

„Giebt es ja noch eine herrlichere Beschäftigung, so ist es die Zugrunderichtung seiner Nachbarn; diese nennt die Welt eine Heldenthat *)."

Diese Bemerkungen theilt ein Zeitgenosse des Königs Friedrichs I. von Preußen mit. Regenten, die eine zügellose Eitelkeit plagt, sind eine Geißel des Menschengeschlechts; allein dieser Fehler ist bei ihnen lange nicht so verderblich, als bei einer Nation, die sich von der Eitelkeit leiten läßt. Stimmte nicht der Stolz der Engländer und die Eitelkeit der Franzosen mit dem Charakter ihrer beiderseitigen Beherrscher überein, so würden nie jene unaufhörlichen und verheerenden Kriege zwischen ihnen statt gefunden haben. Die Franzosen sind bloß wegen ihrer unmäßigen Eitelkeit ein kriegerisches Volk. Wenn die Engländer weniger kriegerisch sind, so rührt dies daher, daß sie nicht so unwissend sind. Unter dem englischen Volke ist mehr Aufklärung verbreitet, selbst das gemeine Volk sieht leichter die Folgen vorher. Bloß von der Verbreitung der Aufklärung läßt sich ein ewiger Friede erwarten.

*) Reflexions morales etc. Amsterdam, 1713.

Die Eitelkeit hat die Franzosen zu einer Nation von Schauspielern gemacht; diesen Umstand hat man vielleicht noch nicht hinlänglich bemerkt oder erklärt. Wenn die öffentliche Schaustellung zur Gewohnheit worden ist, so bemerkt man ihre Albernheiten nicht. Ich habe schon im vorhergehenden bei den Nachrichten von den Nationalfesten viele Beweise davon angeführt, viele habe ich vergessen und auch nicht bemerkt, und noch weit mehrere werden bei der Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche vorkommen. Ihre Museums, ihre öffentliche Bibliotheken, ihre Pflanzengärten, ihre Nationalmanufakturen und andere öffentliche Anstalten, werden mit aller Anstrengung der Nation in große Schaustellungen verwandelt. An dem Nutzen, den diese Anstalten haben, läßt sich nicht zweifeln; er ist in der That groß. Die meisten solchen Einrichtungen müssen so öffentlich als möglich seyn, und hier hat die Eitelkeit die glücklichsten Resultate.

Den Pöbel in Erstaunen zu setzen, dahin geht eine der gewöhnlichen Bestrebungen dieser Leidenschaft.

Man denke sich einen Menschen, der an einer geladenen Kanone und an einem geladenen Mörser steht, niemand ist dabei weiter zugegen, er kann sich ruhig daran lehnen und vielleicht recht aufmerksam dabei lesen. In dieser ruhigen ungestörten Gemüthsverfassung findet ohne die Annäherung einer angezündeten Lunte oder einer Schildwache, die ihn warnt, eine plötzliche Explosion statt. Sollte derjenige ganz und gar nichts von der Ursache wissen, der den Grad seiner Bestürzung voraussehen kann?

Man denke sich nun, statt einer Mannsperson, ein Frauenzimmer von einem zarten, höchst empfindlichen Nervensystem, wer kann nun hier sagen, welche Folgen eine solche Erschütterung entweder sogleich oder doch nachher hat?

Ich erdichte nichts, ich liefere ein Phantasiege-

mählde. Oben auf dem Berge steht neben dem Obelisk im Pflanzengarten ein großer Mörser, den man vormals zu Mittag vermittelst eines Brennglases abfeuerte. Ich habe von einer Kanone in oder bei Paris gelesen, die man tagtäglich auf die nämliche Art abbrannte; habe aber den Ort vergessen, wo sie sich befand. Um die Eigenschaften des Lichtes zu entwecken, war das Genie eines Newton erforderlich; aber war es wohl nöthig, einen solchen Gebrauch von einer solchen Entdeckung zu machen?

Das Streben, durch das Vorgeben von großen wissenschaftlichen Einsichten, bei dem großen Haufen Erstaunen zu erregen, ist in Frankreich selbst unter dem Pöbel und den Ungelehrten etwas gewöhnliches. Man gebe hierzu jemand Gelegenheit, und er bedient sich einer Sprache, die ich nicht anders als wissenschaftliches Geschwätz nennen kann. Ich habe dies so oft gehört, daß ich mich noch mehrerer Beispiele davon erinnere.

Eines Abends befand ich mich in dem Hause eines Freundes, der einen gewöhnlichen Viersiedler hatte kommen lassen, um seinen Kindern bei'm Tanzen vorzuspielen. Ich ergriff die Violine des Mannes und sah sie an. Es war eine gedankenlose Aeußerung der Neugierde; als der Eigenthümer mich sie nun sogleich wieder weglegen sah, redete er mich sehr ernsthaft folgendermaßen an: „Sie hat, mein Herr, keinen großen Werth, sie ist nicht nach mathematischen Grundsätzen verfertigt." Ich erstaunte, und fragte ihn, ob er Mathematik verstehe. „Nur wenig! erwiederte er, ich habe meine Studien nicht fortgesetzt." Ich fuhr weiter fort, ihn zu fragen, und merkte mehr aus seinen Antworten als aus seinem Eingeständnisse, daß er kaum lesen konnte.

Als ich eines Tages durch den Gang auf dem Kay der vier Nationen ging, sah ich einen zerlumpten

Bettler, der eine alte Dame anredete, die an einem Gewölbe stand. Im Vorbeigehen hörte ich ihn voller Empfindsamkeit ausrufen: „Ach, Madame! ohne Geld giebt es keine Philosophie.

Ein andermal stand ich auf der neuen Brücke, und hörte zwei Schuhputzer (Decrotteurs) sich mit einander unterhalten. „Ach! wie unglücklich bin ich, sagte der eine zu dem andern, ich habe heute noch keinen Sous verdient.“ Sein Nachbar erwiederte: „Ja! man muß Philosoph seyn und muß nicht klagen.“ Bettler und Schuhputzer können eben so gut von Philosophie schwazzen, als ihre Obern und sie vielleicht eben so gut ausüben.

Einstmals ging ich auf den elisäischen Feldern hinter einigen Arbeitsleuten her, die über ihr Gewerbe mit einander sprachen. Es waren gemeine Tagelöhner, und unstreitig eben so unwissend als anderwärts; denn wer etwas gelernt hat, erhält auch bessere Beschäftigungen. Der eine sagte zu dem andern: „ach! ich habe meine Studien fleißig getrieben (solche Ausdrücke sind hier selbst unter dem Pöbel gewöhnlich); ich verstehe mein Geschäft von Grund aus. Ich bin mit den besten Grundsätzen bekannt.“

„Sie sind für gute Arbeiter auch höchst nothwendig.“

„Nothwendig? Sie sind unentbehrlich.“

Solche Gespräche hört man häufig unter den Handwerkern und Tagelöhnern. Barbiere, Schneider, Schuhmacher, ja Schuhputzer, alle haben ihre Studien gemacht, alle verstehen ihr Geschäft von Grund aus, alle arbeiten nach Grundsätzen; wer aber mit dem Zustande der mechanischen Künste bekannt ist, der weiß auch, wie weit die französischen Arbeiter den englischen nachstehen.

Bei meinem Aufenthalte zu Paris besuchte mich ein Verfertiger mathematischer Instrumente, der lange für den verstorbenen Ramsden gearbeitet und viele sehr vollkommene und genaue Werkzeuge geliefert hatte; er

klagte mir, daß er zu Paris nicht die gehoffte Arbeit finden könne, und bat mich daher um Rath, was er thun solle. Ich rieth ihm, wieder nach England zu gehen, wo seine vortrefflichen Arbeiten bekannt seyn und wo man dieselben weit besser bezahle. Ich bemerkte, daß ihn vorzüglich Eitelkeit beherrschte; er sagte mir, er wolle durch Ausstellung irgend einer von seinen Arbeiten die pariser Künstler in Erstaunen setzen. Ich machte ihm den Einwurf, daß dies vielleicht nicht so leicht sey, als er glaube. „O! ja! erwiederte er, dies ist sehr leicht!" „Kein Volk, sagte ich, spricht oder schreibt vielleicht besser über die mechanischen Künste, ihre Regeln und Grundsätze, als die Franzosen." „Sie haben ganz recht, gab er mir zur Antwort, sie sprechen gewaltig viel, thun aber wenig. Ein Engländer spricht nicht so viel, aber er liefert Arbeiten, die so gut, ja vielleicht noch besser sind, als er sie versprochen hat."

Einer meiner Freunde ließ ein Haus bauen und bat den Architekten (in Frankreich giebt es kein so unwissenschaftliches Handwerk, das Meister hätte), ja dafür zu sorgen, daß die Kamine nicht rauchten. Der Mann stierte ihn voller Erstaunen an.

„Dies mein Herr! geht mich nichts an."

Wie! dies geht Sie nichts an?

„Nein! wahrhaftig nicht! Dies ist die Sache des Fumiste (Rauchfangkünstlers).

Dieser Mann hatte unstreitig auch seine Studien gemacht, und hatte keinen geringern Rang als der Architekt; hätte jemand daran gezweifelt oder hätte er ihm widersprochen, so würde er bald gesehen haben, wie tief er in die Grundsätze seiner Kunst eingeweihet sey.

Solche hochklingende Phrasen beschränken sich aber nicht bloß auf die Architekten und Rauchfangkünstler. Wer neuerlich durch das Louvre nach der Kirche St. Germain l'Auxerroix gegangen ist, der wird sich erinnern,

da

da einen alten Tisch gesehen zu haben, auf welchem eine Büchse mit dem Bildnisse eines Zahnarztes nebst Aufschriften und andern Verzierungen stand. Das Ganze sah äußerst elend aus; dies war aber nicht mit den Worten der Fall. Der Eigenthümer dieser Einrichtung, mit welcher auch seine Gestalt übereinstimmt, sitzt gewöhnlich auf einem Kaffeehause oder in einer Schenke und schwatzt da oder spielt. Der Mann heißt Thierry, und nennt sich einen Gesundheitsbeamten, einen Zögling und Nachfolger des berühmtesten Zahnarztes seiner Zeit, Herr Brocard u. s. w.

Noch pomphafter kündigt sich der Naturphilosoph Chamois an, der noch weit tiefer in seine Kunst eingeweihet ist.

„Der Naturphilosoph Chamois und seine Frau erkennen mit Dank das Zutrauen, mit dem sie das Publikum beehrt und melden ihm, daß sie noch immer fortfahren, die Kette der glücklichen und unglücklichen Ereignisse des menschlichen Lebens zu entwickeln; eine herrliche Wissenschaft, die alles zum Genuß des Glückes beiträgt oder die vermittelst eines physischen Gemähldes auf den Linien der Hände und im Gesichte alle Unglücksfälle verhütet. Sie kennen die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, und wissen Erbschaften, Heirathen, Neuigkeiten, Prozesse, Familienangelegenheiten u. s. w. voraus zu sagen. Sie lassen nichts zu wünschen übrig. Sie besitzen Geheimnisse, die niemand weiter weiß."

Alles, wovon ein Franzose spricht, muß vollkommen, ja noch mehr als vollkommen seyn; es muß Bewunderung, ja Erstaunen erregen. Bei der Ausführung aber überläßt man das meiste dem Zufalle. Man fängt oft eine Arbeit mit vieler Einsicht, mit Verstand, ja bisweilen mit Erfindungsgeist an; allein bald vernachlässigt man dieselbe, und das Werk bleibt nicht allein unvollendet, sondern wird auch oft in ei-

nem kläglichen Zustande gelassen. Dies ist in Frankreich mit vielen der größten Baue der Fall.

Bloß in einer Sprache, in der aufgeblasene Metaphern etwas gewöhnliches sind, konnten die närrischen und lächerlichen Redefiguren und Uebertreibungen, die man die Gasconischen nennt, entstehen. Ein Pariser zog einstmals auf der Straße den Degen gegen einen Gascogner, von dem er beleidigt worden war. Der Gascogner rufte einen Essenkehrer, gab ihm einen Sous und sagte: „Hier, nimm dies und geh einmal zum Todtengräber, sage ihm, er solle die Sterbeglocke läuten und diesen Leichnam holen," und wies hierbei auf den Pariser. „Mein Herr! erwiederte der Bote, der Herr da scheint noch ganz wohl auf zu seyn." „Dies ist wahr, sagte der Gascogner, hört ihr aber nicht, daß er mich heraus fordert?"

Ein Gascogner sagte, er habe einen ganzen Wald in der Tasche weggetragen; er hatte nämlich Eicheln darin.

Ein anderer beklagte sich, daß Gott im Anfange der Welt sein Gut zu schaffen vergessen hätte.

Ich weiß nicht, ob Peter de l'Ostal ein Gascogner war; allein in dem Sonnet an du Bartas, das vor den Gedichten dieses Mannes steht, sagt er ihm, daß sein Buch größer als das ganze Weltall sey. Dies Buch oder Gedicht, das den Titel Commentaire sur la semaine de la Création du monde (über die Schöpfungswoche) en sept livres führt, erhielt in fünf bis sechs Jahren dreißig Auflagen, wurde übersetzt, commentirt, nachgeahmt und allenthalben bewundert, ob es schon voll der lächerlichsten Gleichnisse, Metaphern und Gasconaden ist. Der Verfasser sagt, der Kopf sey der Wohnsitz der Seele, die Augen seyen zwei Spiegel oder zwei Zwillingssterne, die Nase sey die Dachrinne oder die Esse, die Zähne seyen ein paar Pallisaden die zu

Mühlsteinen für den Mund dienen, die Hände die Kammermädchen der Natur, die Hofsekretäre für den Verstand und die Lieferanten für den Körper, und die Knochen, die Haupt- und Querbalken und die Pfeiler dieses Fleischgebäudes.

Wer mit den Heiligen-Allegorien und Ergießungen des damaligen Zeitalters unbekannt ist, der wird nicht glauben, daß jemand du Bartas im Ausdrucke übertreffen könne; wenn er aber ein Gedicht „die Purpurinsel, von Fletcher lieset, das zum Erstaunen vor kurzem mit Aeußerungen der höchsten Bewunderung wieder abgedruckt worden ist, so wird er sehen, daß er sich geirrt hat.

Du Bartas schrieb auch ein einzelnes kleines Gedicht an die Königin von Navarra, bei Gelegenheit ihres öffentlichen Einzuges zu Nerac, worin drei Nymphen um die Ehre streiten, Ihro Majestät zu bewillkommen; die erste sprach Lateinisch, die andere Französisch und die dritte Gasconisch.

Der Präsident de Thou erzählt, daß ob er gleich in einem pomphaften aufgeblasenen Style geschrieben, er doch in seinen Sitten einfach und in seinen Unterhaltungen bescheiden gewesen sey.

Solche Beispiele könnte ich noch in's Unendliche vervielfältigen; denn man hat ganze Bücher voll Grascognaden gedruckt. Die Witz- und Anekdotensammlungen sind in Frankreich hauptsächlich mit Grascognaden, Zweideutigkeiten u. s. w angefüllt. Nach Dulaure's *) Erzählung schreibt man in die Sammlung von Anekdoten und Witzworten, die den Titel Momus François führt, und die bloß dem Pöbel Vergnügen gewähren kann, Gaston von Frankreich zu; dieser Mann, der durch seine politischen Ränke und seine Treulosigkeit seine Freunde aufs Schaffot brachte, und bloß durch seine Niederträchtigkeit einem ähnlichen Schicksale entging, war der

*) Curiosités, II. part. p. 336.

Freund und Gefährte aller Wüstlinge und Zechbrüder, fand großes Vergnügen an kindischen Spielen, und vertrieb sich sogar auf der neuen Brücke mit Raufen die Zeit. Er war der Bruder Ludwigs XIII.

Folgende Anekdote ist eine treue Darstellung des gasconischen Charakters. Colbert war unstreitig einer der größten Minister Frankreichs. Ein gasconischer Offizier hatte im Jahr 1680 von Ludwig XIV. ein Geschenk von hundert und funfzig Pistolen erhalten, und ging daher zu Colbert, um sich dieselben auszahlen zu lassen. Der Minister saß eben mit drei bis vier Herren bei Tische und speis'te. Der Gasconier trat ohne sich anmelden zu lassen, mit derjenigen Dreistigkeit in den Saal, welche die Gasconier auszeichnet. Seine Aussprache verrieth sogleich sein Vaterland. Er näherte sich der Tafel und fragte überlaut: „Um Verzeihung, meine Herr! welcher von Ihnen ist Colbert?"

Ich bin's, erwiederte der Minister, was steht zu Ihren Diensten?

„Eben nicht viel, erwiederte der Gasconier, nur ein kleiner Befehl von Sr. Majestät, mir fünf hundert Kronen auszuzahlen."

Colbert war bei guter Laune, er wollte sich daher ein Vergnügen machen und bat ihn, an der Tafel Platz zu nehmen, ließ ihm ein Gedeck bringen und versprach ihm, nach Tische das Geld auszahlen zu lassen.

Der Gasconier nahm die Einladung ohne alle Umstände an, setzte sich und fing unmäßig zu essen an. Als man wieder von der Tafel aufgestanden war, ließ Colbert einen Sekretär rufen; dieser nahm den Gasconier mit auf die Expedition und zählte ihm hundert Pistolen auf. Auf die Aeußerung, daß er hundert und funfzig bekomme, erwiederte der Sekretär, daß dies zwar wahr sey, daß aber funfzig für das Essen abgezogen würden.

Ei! zum Henker, rief der Gasconier aus, funf-

zig Pistolen für eine Mittagsmahlzeit! In dem Gasthofe, wo ich speise, bezahle ich bloß zwanzig Sous *).

„Dies glaube ich recht gern, erwiederte der Sekretär, Sie speisen aber auch da nicht mit dem Minister Colbert und diese Ehre ist es eben, die Sie bezahlen müssen."

„Nun gut! rief der Gascognier aus, wenn dies der Fall ist, so behalten Sie die ganze Summe; es verlohnt sich nicht der Mühe, hundert Pistolen anzunehmen. Ich will morgen noch einmal da speisen und einen Freund mitbringen. Auf diese Art wird unsere ganze Rechnung abgethan."

Man erzählte diesen gascognischen Einfall Herrn Colbert, der herzlich darüber lachte und dem armen Teufel die ganze Summe von hundert und funfzig Pistolen auszahlen ließ. Wahrscheinlich waren dieselben sein ganzer Reichthum. Colbert erwieß ihm nachmals viele Gefälligkeiten. Man erzählte Ludwig XIV diese Geschichte und man gestand, daß niemand als ein Gascognier so etwas zu thun im Stande sey *).

Der Gascognier ist auf der französischen Bühne ein eben so gewöhnlicher Charakter, als der Irländer auf der englischen, er gewährt aber nicht so viel Vergnügen. Seine Uebertreibungen sind nicht so lächerlich als die unabsichtlichen einfältigen Pinselstreiche des Irländers. Eines der neuesten Stücke dieser Art ist von Collin d'Harleville; die Hauptperson ist der Baron von Lasac. Sie gewährte mir nur wenig Vergnügen, selbst die Pariser schienen sich nicht so sehr darauf zu erinnern, als ich nach dem Rufe erwartete.

Im Jahre 1780 stifteten bei der großen Zusammenkunft der ehrwürdigen Augustiner-Mönche fünf bis sechs Personen eine philanthropische Gesellschaft, und nahmen dabei eine ähnliche, welche damals zu Strasb.

*) Ein Sous beträgt 5½ Pfennig.

*) Dictionnaire historique de la ville de Paris, Tom. II. p. 797.

Freund und Gefährte aller Wüstlinge u
fand großes Vergnügen an kindischen
trieb sich sogar auf der neuen Br
die Zeit. Er war der Bruder Lud

Folgende Anekdote ist eine
gasconischen Charakters. C
ner der größten Minister Fr
scher Offizier hatte im Je
ein Geschenk von hundert
und ging daher zu Co
len zu lassen. Der
Herren bei Tische
sich anmelden zu
den Saal, wel
Aussprache v
sich der Ta
meine H
Ihre
ei
blieb man jedoch nicht bei den Mitgliedern der Gesellschaft allein stehen.

„Um Antheil an der Unterstützung der Gesellschaft zu haben, muß man drei Jahre zu Paris gewohnt haben, ein Handwerker oder Tagelöhner, arm seyn und sich untadelich aufgeführt haben. Ueber alle diese Erfordernisse verlangt die Gesellschaft schriftliche Beweise und stellt selbst die sorgfältigsten Erkundigungen an, damit man sie nicht etwa hintergehe.“

Die Zweckmäßigkeit einer solchen Strenge läßt sich mit Recht bezweifeln. Wollte man bloß die ächt Tugendhaften unterstützen, so würden bald alle wohlthätigen Anstalten unnütz seyn; die Gesellschaft würde keinen einzigen Armen mehr finden, der ihrer Wohlthaten würdig wäre; da aber Worte hier wenig kosten, so haben sie auch wenig zu bedeuten.

Beispiele könnte ich nicht anführen,
sche und französische Nation ver-
lichen Ausdrucks ihrer Sprachen
n. In England begnügen
traßen einer Stadt zu ge-
an nichts geringeres, als
weiß, wie sicher man
von Paris rei-

ertriebene Ausdrücke aber
Charakter einer Nation nicht
o für die Sittlichkeit höchst nach-
betrug und wo dieser statt findet, da
n Zutrauen, keine Sicherheit geben *).

Ein Offizier jagte vor kurzem zu Paris in ei-
nem Cabriolet so unvorsichtig und sorglos dahin, daß
er beinahe eine Frau todtgefahren hätte. Ein solches
Verfahren mißbilligte man nicht; man machte dem
Manne, der das Leben anderer für eine solche Klei-
nigkeit hält, keine Vorwürfe, sondern man erzählte
(wenn ich mich recht erinnere, im Publiciste) den Vor-
fall mit den pomphaftesten Lobeserhebungen. Die Art,
wie er sein Pferd gelenkt hatte, seine Gegenwart des
Geistes, sein Sprung aus dem Cabriolet um die Frau
zu trösten, die nur leicht verwundet war, seine Men-
schenliebe, alles dies wurde gepriesen, kurz der Of-
fizier war ein ächter französischer Soldat.
Weiter kann man in der Sprache nicht gehen.

*) In moralischen Angelegenheiten ist viel daran gelegen, daß man ein Laster umschreibt oder seine Abscheulichkeit verschleiert. Der Ausdruck stellt den Begriff dar; ist jener mild, so verliert dieser seine wahre Bedeutung, und wenn man das Laster nicht mehr für häßlich oder schändlich hält, so kommt es auch in kurzem dahin, daß man es ohne Bedenken thut. Will man Abscheu gegen Unsittlichkeiten, gegen Laster, erregen, so muß man dieselben nach ihren eigenthümlichen Namen nennen, sie nackt und bloß hinstellen; dies spricht zum Gefühle und bringt den Lasterhaften zur Besinnung. D. Uebers.

Die Benennungen, die man Plätzen giebt, werden nicht etwa einfacher, sondern vielmehr noch bombastischer. Von solchen einfachen Namen als dem Hause der Repräsentanten, dem Hause der Gemeinen oder dem Hause der Lords, weiß man in Paris nichts; da hat man lauter Pallaste, da giebt es einen Pallast des gesetzgebenden Körpers, einen Pallast des Tribunats, einen Pallast des Senates. Ich gebe es zu, daß sich solche Corporationen (sobald sie nur ihr Amt gewissenhaft verwalten) an Orten versammeln müssen, die ihrer hohen Würde und ihrer wichtigen Bestimmung angemessen sind, allein der Unterschied in den Ausdrücken und in den Worten bleibt doch.

Die Nachahmung bringt oft viel Gutes, nicht selten aber auch viel Böses hervor. In England scheint man von den Franzosen bei den Eigennamen einen Theil von den pomphaften aufgeblasenen Ausdrücken entlehnt zu haben. Wir haben ein Fischrogenparadies, (Paradise Row) einen englischen Gartenplatz (Park Place); einen Lustberg (Mount Pleasant) und andere Namen, die, wenn man sie Straßen einer Stadt beilegt, nicht wenig lächerlich sind. Man lacht aber auch darüber und niemand läßt sich dadurch irre führen; denn wer sieht und nachdenkt, kann sich unmöglich des Lachens enthalten.

Ganz andere Ideen erregen die elisäischen Felder. So nennt man den Platz, der an den Eintrachtsplatz stößt, und der als Gemählde ein Ganzes ausmacht. Ueber die elisäischen Felder führen geräumige Wege mit ihren beiden Hauptzugängen, auf denen man nach St. Germain en Laye gelangt. Man betritt die elisäischen Felder zwischen hohen Fußgestellen, auf denen oben die Statuen, Castor und Pollux, stehen, die ihre ungeduldigen Rosse lenken. Südlich macht ihre Gränze die Seine

und eine andere große Straße aus, welche nebst ihren daran befindlichen Alleen nach Versailles führt, wovon eine den Namen Cours la Reine hat. Die Umgebungen gewähren größtentheils einen großen Anblick, und die Masse selbst, d. h. die Bäume, welche auf den elisäischen Feldern stehen, welche die Masse bilden, entsprechen dieser Größe.

Dies Gemählde enthält jedoch bloß dann Wahrheit, wenn man es in der Ferne sieht: denn befindet man sich auf den elisäischen Feldern selbst und untersucht die Schönheiten und Fehler des Platzes, so kann man kaum begreifen, wie man so viele Mühe und Kosten auf einen Entwurf wenden konnte, dem es so sehr an Erfindung und Mannigfaltigkeit fehlt, und der wegen seiner Einförmigkeit für das Auge so ermüdend ist. Nimmt man einige freie und offene Stellen aus, z. B. die geräumigen Wege, den Carré de Marigni und den Etoile, so ist das Ganze mit Bäumen bedeckt, die winkelförmig und zwar auf jene einförmig ermüdende Art angepflanzt sind, daß wo man sein Auge hinwendet, man immer das nämliche zu sehen bekommt; man hat beständig eine schmale geradlinige Aussicht, welche bisweilen hier und da ein armseliges Haus unterbricht; da sieht man keine einzige Einsiedelei, in der man ein nettes Zimmer und ein reinliches Milchhaus fände, in welchem die Milch noch einmal so gut schmeckt, sondern bloß eine Schenke, wo man ein dünnes Bier, das so genannte gute Märzbier (la bonne bierre de Mars) und braunes starkes pariser Bier schenkt; eine hölzerne Hütte, wo ein Traiteur oder Restaurateur wohnt, wo man aber, ob man gleich nur wenig gute Speisen hier erhält, Kegelbahnen, Kugeln ohne einen mit Rasen bewachsenen Kegelplatz und einen hölzernen Stand findet. Man spielt hier um eine Kleinigkeit, und man

sieht da Männer und Knaben unter einander, die einander große Bälle zuwerfen und Ball spielen.

Die Gesellschaft ist so bunt und paßt so wenig zusammen, als der Platz. Wann das Wetter schön ist, trifft man Jung und Alt, Gutgekleidete und Zerlumpte, Reinliche und Schmutzige unter einander in Menge an. Mag der Rock neu oder alt seyn, das Kleid weiß oder braun aussehen, alles sitzt im Grase oder im Staube mit schreiend gleich großer Gleichgültigkeit unter einander; oder schlendert zwischen den Bäumen herum oder nippt sein Bier oder geht seinem Vergnügen nach, bis die Abenddämmerung an das Nachhausegehen erinnert. Den ganzen Tag über bis gegen Abend, sobald der Boden nicht naß ist, sieht man hie und da Müßiggänger liegen, die auf untergeschlagenen Armen oder auf dem Rücken, mit dem Hute über das Gesicht, schlafen. Einen solchen Anblick und solche Vergnügungen gewähren die elisäischen Felder; sollte aber ein Pariser, der sich im Auslande befindet, und der ihren Genuß entbehren muß, auf den Einfall gerathen, sie zu schildern, wie sehr würde ihnen in seiner Beschreibung das Elisium der Dichter nachstehen!

Dieses Wortgepränge hat auf alle Handlungen der Pariser Einfluß, und dieser Einfluß ist bald nützlich bald schädlich.

Kein Zeitpunkt liefert eine solche Menge von Beweisen von diesen verschiedenen Wirkungen, als das Zeitalter Ludwigs XIV. Vielleicht haben nur wenige Menschen ein hochtrabend angenehmeres Schauspiel dieser Art gegeben, als dasjenige war, das zwischen dem Monarchen selbst und dem berühmten Le Notre, dem Intendanten der Tuillerien, Ritter des St. Michaelsordens, Generalcontrolleur von den königlichen Gebäuden und Gartenzeichner, vorfiel. Man sieht, daß sein Titel beinahe eben so lang, als der seines königlichen Protektors ist.

Wer mit der Gartenkunst bekannt ist, der kennt auch die gerade Linie, die zirkelförmigen Bassins, die verschnittenen Bäume und gezwungenen Narrheiten, die vielleicht alles andere an schlechtem Geschmack, so wie an Abgeschmacktheit und Kostspieligkeit übertreffen, und von denen dieser berühmte Le Notre der Urheber ist; wenigstens war er es, der durch seine Anlegung der Gärten zu Versailles sie in ganz Europa Mode machte, wo man sie jetzt noch häufig findet.

Während der Anlegung dieser Gärten brachte er es bei dem Monarchen dahin, daß dieser sie selbst besah, um ihre Einrichtung zu beurtheilen. Le Notre fing damit an, daß er ihm die beiden Wasserbecken unter der Schloßterrasse, ihre prächtigen Verzierungen und seine Zeichnung zu einer doppelten Treppe zeigte.

Wie Le Notre die Stellung bezeichnete und ihre idealischen Schönheiten schilderte, rief der entzückte Monarch bei jeder Pause, die jener machte, aus: „Le Notre, ich schenke ihnen 20000 Livres (5000 Thaler)!

Dies königliche Geschenk, sagt mein französischer Autor, wurde so oft wiederholt, daß es den würdigen Le Notre ärgerte, der eben so uneigennützig als sein königlicher Gebieter großmüthig war. Beim vierten Male unterbrach er kurz weg den König und sagte: „Ihre Majestät dürfen nicht weiter hören, ich richte Sie sonst zu Grunde *)."

Man kann sich kaum etwas Komischeres denken als den Gemüthszustand dieser beiden Männer; einen König, der alle fünf Minuten zu einem Gärtner sagt: „ich schenke Ihnen zwanzig tausend Pfund", und einen Gärtner, der seinem Könige erwiedert: „Sie dürfen nichts weiter von meinem erhabenen Plane hören; ich richte sonst Ihro Majestät zu Grunde." Diese Anekdote findet man in mehreren französischen Büchern, wo sie niemals ohne Aeußerung der höchsten Bewunderung des

*) Saint Foix. Vol. III. p. 392.

freigebigen Monarchen und der großen Uneigennützigkeit des erfinderischen Gärtners erzählt wird.

Dieser Gärtner und Ritter Andreas Le Notre war ein origineller und lustiger Mann. Sein Biograph erzählt, daß er in der Hoffnung nach Italien gereis't sey, um sich Kenntnisse zu erwerben, daß ihn aber sein schöpferisches Genie schon auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht gehabt hätte.

Niemand scheint nach seinem Betragen zu urtheilen, mehr von seiner Größe überzeugt gewesen zu seyn, als der Gärtner selbst. Als Innocenz XI zu Rom von seinen Verdiensten hörte, wünschte er ihn kennen zu lernen und gab ihm eine lange Audienz. Am Ende derselben wandte sich Le Notre an den Pabst und sagte: „ich habe die zwei größten Männer der Erde gesehen, Eure Heiligkeit und den König meinen Herrn." Der Pabst, der eben so demüthig als andere Päbste war, erwiederte: „es ist hier ein großer Unterschied; der König ist ein siegreicher Monarch, ich aber bin ein armer Priester, ein Knecht der Knechte Gottes."

Von dieser Antwort entzückt, vergaß sich der Gärtner, klopfte den Pabst auf die Achsel und sagte: „ehrwürdiger Vater! sie sind noch bei guter Gesundheit; Sie werden das ganze heilige Collegium überleben."

Der Pabst verstand, wie mein Autor erzählt, französisch und lachte über die Prophezeihung. Le Notre, den dessen Güte und seine Hochachtung gegen den König bezauberte, warf sich dem Pabste um den Hals und küßte ihn *).

*) Dictionnaire historique. Vol. VI. p. 529. Caen, 1789.

Neuntes Kapitel.

Das Sachgepränge hinkt dem Wortgepränge nur langsam und kraftlos hinten nach. Was sind die Nationalfeste, wenn man sie mit den Programmen vergleicht? Doch kann man die Anstrengung, in beiden gleichen Schritt zu halten, durch alle Stände hindurch verfolgen. Mit den pomphaften Verheißungen der Regierung, ist der Leser zum Theil bekannt; keine geringe Mühe aber kostet es, eine richtige Schilderung von dem prahlerischen Gepränge zu geben, das man unter den verschiedenen Classen der Gesellschaft bemerkt.

Die Geistesabwesenheit, welche die Nationen bei der Auswahl derjenigen Kennzeichen bewiesen haben, durch welche sie ihre vorzüglichsten Eigenschaften darstellen wollten, ist nicht wenig merkwürdig. Die Engländer, die Holländer und mehrere andere Nationen stellen sich unter einem Löwen vor, als ob sie stolz darauf wären, daß sie wilde blutgierige Raubthiere seyen. Das Wappen, das mehrere deutsche Fürsten führen, ist ein schwarzer Adler, der bis auf den Hinterknochen gespalten ist, woran er zusammen hängt. Ich weiß nicht, ob es ein treffenderes Sinnbild giebt, um den Ehrgeiz der kleinen deutschen Fürsten und den zerrütteten Zustand des deutschen Reiches darzustellen, als ein schwarzer Adler, der auf eine solche Art verstümmelt und getheilt ist.

Hätten die Franzosen eine immerwährende Satyre auf die Eitelkeit und die Prahlsucht machen wollen, so hätten sie kein besseres Sinnbild wählen können als sie gethan haben; sie haben einen Hahn gewählt, dessen Figur man in Stein gehauen und von Kupfer gegossen hat, und so sieht er über dem Hauptthore der Tuillerien und an einer Menge anderer öffentlicher Denkmäler, kräh't unaufhörlich und klappt mit den Flügeln. Wann wird der gesunde Menschenverstand so viel Ge-

Freund und Gefährte aller Wüstlinge und Zechbrüder, fand großes Vergnügen an kindischen Spielen, und vertrieb sich sogar auf der neuen Brücke mit Raufen die Zeit. Er war der Bruder Ludwigs XIII.

Folgende Anekdote ist eine treue Darstellung des gasconischen Charakters. Colbert war unstreitig einer der größten Minister Frankreichs. Ein gasconischer Offizier hatte im Jahr 1680 von Ludwig XIV. ein Geschenk von hundert und funfzig Pistolen erhalten, und ging daher zu Colbert, um sich dieselben auszahlen zu lassen. Der Minister saß eben mit drei bis vier Herren bei Tische und speis'te. Der Gasconier trat ohne sich anmelden zu lassen, mit derjenigen Dreistigkeit in den Saal, welche die Gasconier auszeichnet. Seine Aussprache verrieth sogleich sein Vaterland. Er näherte sich der Tafel und fragte überlaut: „Um Verzeihung, meine Herr! welcher von Ihnen ist Colbert?"

Ich bin's, erwiederte der Minister, was steht zu Ihren Diensten?

„Eben nicht viel, erwiederte der Gasconier, nur ein kleiner Befehl von Sr. Majestät, mir fünf hundert Kronen auszuzahlen."

Colbert war bei guter Laune, er wollte sich daher ein Vergnügen machen und bat ihn, an der Tafel Platz zu nehmen, ließ ihm ein Gedeck bringen und versprach ihm, nach Tische das Geld auszahlen zu lassen.

Der Gasconier nahm die Einladung ohne alle Umstände an, setzte sich und fing unmäßig zu essen an. Als man wieder von der Tafel aufgestanden war, ließ Colbert einen Sekretär rufen; dieser nahm den Gasconier mit auf die Expedition und zählte ihm hundert Pistolen auf. Auf die Aeußerung, daß er hundert und funfzig bekomme, erwiederte der Sekretär, daß dies zwar wahr sey, daß aber funfzig für das Essen abgezogen würden.

Ei! zum Henker, rief der Gasconier aus, funf-

zig Pistolen für eine Mittagsmahlzeit! In dem Gasthofe, wo ich speise, bezahle ich blos zwanzig Sous *).

„Dies glaube ich recht gern, erwiederte der Sekretär, Sie speisen aber auch da nicht mit dem Minister Colbert und diese Ehre ist es eben, die Sie bezahlen müssen."

„Nun gut! rief der Gascognier aus, wenn dies der Fall ist, so behalten Sie die ganze Summe; es verlohnt sich nicht der Mühe, hundert Pistolen anzunehmen. Ich will morgen noch einmal da speisen und einen Freund mitbringen. Auf diese Art wird unsere ganze Rechnung abgethan."

Man erzählte diesen gascognischen Einfall Herrn Colbert, der herzlich darüber lachte und dem armen Teufel die ganze Summe von hundert und funfzig Pistolen auszahlen ließ. Wahrscheinlich waren dieselben sein ganzer Reichthum. Colbert erwieß ihm nachmals viele Gefälligkeiten. Man erzählte Ludwig XIV diese Geschichte und man gestand, daß niemand als ein Gascognier so etwas zu thun im Stande sey *).

Der Gascognier ist auf der französischen Bühne ein eben so gewöhnlicher Charakter, als der Irländer auf der englischen, er gewährt aber nicht so viel Vergnügen. Seine Ueberredungen sind nicht so lächerlich als die unabsichtlichen einfältigen Pinselstreiche des Irländers. Eines der neuesten Stücke dieser Art ist von Collin d'Harleville; die Hauptperson ist der Baron von Lac. Sie gewährte mir nur wenig Vergnügen, selbst die Pariser schienen sich nicht so sehr daran zu ergötzen, als ich nach dem Rufe erwartete.

Im Jahre 1780 stifteten bei der großen Zusammenkunft der ehrwürdigen Augustiner-Mönche fünf bis sechs Personen eine philanthropische Gesellschaft, und nahmen dabei eine ähnliche, welche damals zu Stras-

*) Ein Sous beträgt 5½ Pfennig.

*) Dictionnaire historique de la ville de Paris, Tom. II. p. 797.

kurz existirte, zum Muster. Glücklicher Weise erhielt sie eine so gute Einrichtung, daß sie mehr als neunhundert Personen unterhielt oder unterstützte. Es war eine Art von kleiner Republik, worin kein Unterschied des Ranges statt fand.

Nach französischer Art mich auszudrücken, freue ich mich, eine ehrenvolle Meldung von einer solchen Gesellschaft zu thun; zugleich aber muß ich auch auf die pomphaften Ausdrücke aufmerksam machen, deren man sich in Menge und ohne Unterschied dabei bediente.

„Um zum Mitgliede dieser Gesellschaft aufgenommen zu werden, muß man ein ehrenvolles Geschäft treiben, eine ganz eigenthümliche Neigung zur Wohlthätigkeit und einen untadelhaften Ruf haben."

Diese Tugenden sollten alle Menschen, besonders aber die Mitglieder einer solchen Gesellschaft, besitzen; allein wie ist es möglich, streng auf die Beobachtung dieser Vorschrift, besonders in einem Lande, zu halten, wo man die Wahrheit gewöhnlich der Artigkeit zum Opfer bringt? Mit solchen strengen Vorschriften blieb man jedoch nicht bei den Mitgliedern der Gesellschaft allein stehen.

„Um Antheil an der Unterstützung der Gesellschaft zu haben, muß man drei Jahre zu Paris gewohnt haben, ein Handwerker oder Tagelöhner, arm seyn und sich untadelich aufgeführt haben. Ueber alle diese Erfordernisse verlangt die Gesellschaft schriftliche Beweise und stellt selbst die sorgfältigsten Erkundigungen an, damit man sie nicht etwa hintergehe."

Die Zweckmäßigkeit einer solchen Strenge läßt sich mit Recht bezweifeln. Wollte man bloß die ächt Tugendhaften unterstützen, so würden bald alle wohlthätigen Anstalten unnütz seyn; die Gesellschaft würde keinen einzigen Armen mehr finden, der ihrer Wohlthaten würdig wäre; da aber Worte hier wenig kosten, so haben sie auch wenig zu bedeuten.

Wie viele Beispiele könnte ich nicht anführen, worin sich die englische und französische Nation vermittelst des eigenthümlichen Ausdrucks ihrer Sprachen von einander unterscheiden. In England begnügen wir uns damit, auf den Straßen einer Stadt zu gehen; in Frankreich thut man nichts geringeres, als darauf zu reisen, z. B. „man weiß, wie sicher man jetzt des Nachts auf den Straßen von Paris reisen kann.

Solche pomphafte übertriebene Ausdrücke aber sind für den moralischen Charakter einer Nation nicht gleichgültig, sie sind für die Sittlichkeit höchst nachtheilig; es ist Betrug und wo dieser statt findet, da kann es kein Zutrauen, keine Sicherheit geben *).

Ein Offizier jagte vor kurzem zu Paris in einem Cabriolet so unvorsichtig und sorglos dahin, daß er beinahe eine Frau todtgefahren hätte. Ein solches Verfahren mißbilligte man nicht; man machte dem Manne, der das Leben anderer für eine solche Kleinigkeit hält, keine Vorwürfe, sondern man erzählte (wenn ich mich recht erinnere, im Publiciste) den Vorfall mit den pomphaftesten Lobeserhebungen. Die Art, wie er sein Pferd gelenkt hatte, seine Gegenwart des Geistes, sein Sprung aus dem Cabriolet um die Frau zu trösten, die nur leicht verwundet war, seine Menschenliebe, alles dies wurde gepriesen, kurz der Offizier war ein ächter französischer Soldat. Weiter kann man in der Sprache nicht gehen.

*) In moralischen Angelegenheiten ist viel daran gelegen, daß man ein Laster umschreibt oder seine Abscheulichkeit verschleiert. Der Ausdruck stellt den Begriff dar; ist jener mild, so verliert dieser seine wahre Bedeutung, und wenn man das Laster nicht mehr für häßlich oder schändlich hält, so kommt es auch in kurzem dahin, daß man es ohne Bedenken thut. Will man Abscheu gegen Unsittlichkeiten, gegen Laster, erregen, so muß man dieselben nach ihren eigenthümlichen Namen nennen, sie nackt und bloß hinstellen; dies spricht zum Gefühle und bringt den Lasterhaften zur Besinnung. D. Uebers.

Die Benennungen, die man Plätzen giebt, werden nicht etwa einfacher, sondern vielmehr noch bombastischer. Von solchen einfachen Namen als dem Hause der Repräsentanten, dem Hause der Gemeinen oder dem Hause der Lords, weiß man in Paris nichts; da hat man lauter Pallaste, da giebt es einen Pallast des gesetzgebenden Körpers, einen Pallast des Tribunats, einen Pallast des Senates. Ich gebe es zu, daß sich solche Corporationen (sobald sie nur ihr Amt gewissenhaft verwalten) an Orten versammeln müssen, die ihrer hohen Würde und ihrer wichtigen Bestimmung angemessen sind, allein der Unterschied in den Ausdrücken und in den Worten bleibt doch.

Die Nachahmung bringt oft viel Gutes, nicht selten aber auch viel Böses hervor. In England scheint man von den Franzosen bei den Eigennamen einen Theil von den pomphaften aufgeblasenen Ausdrücken entlehnt zu haben. Wir haben ein Fischrogenparadies, (Paradise Row) einen englischen Gartenplatz (Park Place); einen Lustberg (Mount Pleasant) und andere Namen, die, wenn man sie Straßen einer Stadt beilegt, nicht wenig lächerlich sind. Man lacht aber auch darüber und niemand läßt sich dadurch irre führen; denn wer sieht und nachdenkt, kann sich unmöglich des Lachens enthalten.

Ganz andere Ideen erregen die elisäischen Felder. So nennt man den Platz, der an den Eintrachtsplatz stößt, und der als Gemählde ein Ganzes ausmacht. Ueber die elisäischen Felder führen geräumige Wege mit ihren beiden Hauptzugängen, auf denen man nach St. Germain en Laye gelangt. Man betritt die elisäischen Felder zwischen hohen Fußgestellen, auf denen oben die Statuen, Castor und Pollux, stehen, die ihre ungeduldigen Rosse lenken. Südlich macht ihre Gränze die Seine

und eine andere große Straße aus, welche nebst ihren daran befindlichen Alleen nach Versailles führt, wovon eine den Namen Cours la Reine hat. Die Umgebungen gewähren größtentheils einen großen Anblick, und die Masse selbst, d. h. die Bäume, welche auf den elisäischen Feldern stehen, welche die Masse bilden, entsprechen dieser Größe.

Dies Gemählde enthält jedoch bloß dann Wahrheit, wenn man es in der Ferne sieht: denn befindet man sich auf den elisäischen Feldern selbst und untersucht die Schönheiten und Fehler des Platzes, so kann man kaum begreifen, wie man so viele Mühe und Kosten auf einen Entwurf wenden konnte, dem es so sehr an Erfindung und Mannigfaltigkeit fehlt, und der wegen seiner Einförmigkeit für das Auge so ermüdend ist. Nimmt man einige freie und offene Stellen aus, z. B. die geräumigen Wege, den Carré de Marigni und den Etoile, so ist das Ganze mit Bäumen bedeckt, die winkelförmig und zwar auf jene einförmig ermüdende Art angepflanzt sind, daß wo man sein Auge hinwendet, man immer das nämliche zu sehen bekommt; man hat beständig eine schmale geradlinige Aussicht, welche bisweilen hier und da ein armseliges Haus unterbricht; da sieht man keine einzige Einsiedelei, in der man ein nettes Zimmer und ein reinliches Milchhaus fände, in welchem die Milch noch einmal so gut schmeckt, sondern bloß eine Schenke, wo man ein dünnes Bier, das so genannte gute Märzbier (la bonne bierre de Mars) und braunes starkes pariser Bier schenkt; eine hölzerne Hütte, wo ein Traiteur oder Restaurateur wohnt, wo man aber, ob man gleich nur wenig gute Speisen hier erhält, Kegelbahnen, Kugeln ohne einen mit Rasen bewachsenen Kegelplatz und einen hölzernen Stand findet. Man spielt hier um eine Kleinigkeit, und man

sieht da Männer und Knaben unter einander, die einander große Bälle zuwerfen und Ball spielen.

Die Gesellschaft ist so bunt und paßt so wenig zusammen, als der Platz. Wann das Wetter schön ist, trifft man Jung und Alt, Gutgekleidete und Zerlumpte, Reinliche und Schmutzige unter einander in Menge an. Mag der Rock neu oder alt seyn, das Kleid weiß oder braun aussehen, alles sitzt im Grase oder im Staube mit schreiender gleich großer Gleichgültigkeit unter einander; oder schlendert zwischen den Bäumen herum oder nippt sein Bier oder geht seinem Vergnügen nach, bis die Abenddämmerung an das Nachhausegehen erinnert. Den ganzen Tag über bis gegen Abend, sobald der Boden nicht naß ist, sieht man hie und da Müßiggänger liegen, die auf untergeschlagenen Armen oder auf dem Rücken, mit dem Hute über das Gesicht, schlafen. Einen solchen Anblick und solche Vergnügungen gewähren die elisäischen Felder; sollte aber ein Pariser, der sich im Auslande befindet, und der ihren Genuß entbehren muß, auf den Einfall gerathen, sie zu schildern, wie sehr würde ihnen in seiner Beschreibung das Elisium der Dichter nachstehen!

Dieses Wortgepränge hat auf alle Handlungen der Pariser Einfluß, und dieser Einfluß ist bald nützlich bald schädlich.

Kein Zeitpunkt liefert eine solche Menge von Beweisen von diesen verschiedenen Wirkungen, als das Zeitalter Ludwigs XIV. Vielleicht haben nur wenige Menschen ein hochtrabend angenehmeres Schauspiel dieser Art gegeben, als dasjenige war, das zwischen dem Monarchen selbst und dem berühmten Le Notre, dem Intendanten der Tuillerien, Ritter des St. Michaelsordens, Generalcontrolleur von den königlichen Gebäuden und Gartenzeichner, vorfiel. Man sieht, daß sein Titel beinahe eben so lang, als der seines königlichen Protektors ist.

Wer mit der Gartenkunst bekannt ist, der kennt auch die gerade Linie, die zirkelförmigen Bassins, die verschnittenen Bäume und gezwungenen Narrheiten, die vielleicht alles andere an schlechtem Geschmack, so wie an Abgeschmacktheit und Kostspieligkeit übertreffen, und von denen dieser berühmte Le Notre der Urheber ist; wenigstens war er es, der durch seine Anlegung der Gärten zu Versailles sie in ganz Europa Mode machte, wo man sie jetzt noch häufig findet.

Während der Anlegung dieser Gärten brachte er es bei dem Monarchen dahin, daß dieser sie selbst besah, um ihre Einrichtung zu beurtheilen. Le Notre fing damit an, daß er ihm die beiden Wasserbecken unter der Schloßterrasse, ihre prächtigen Verzierungen und seine Zeichnung zu einer doppelten Treppe zeigte.

Wie Le Notre die Stellung bezeichnete und ihre idealischen Schönheiten schilderte, rief der entzückte Monarch bei jeder Pause, die jener machte, aus: „Le Notre, ich schenke ihnen 20000 Livres (5000 Thaler)!

Dies königliche Geschenk, sagt mein französischer Autor, wurde so oft wiederholt, daß es den würdigen Le Notre ärgerte, der eben so uneigennützig als sein königlicher Gebieter großmüthig war. Beim vierten Male unterbrach er kurz weg den König und sagte: „Ihre Majestät dürfen nicht weiter hören, ich richte Sie sonst zu Grunde *)."

Man kann sich kaum etwas Komischeres denken als den Gemüthszustand dieser beiden Männer; einen König, der alle fünf Minuten zu einem Gärtner sagt: „ich schenke Ihnen zwanzig tausend Pfund", und einen Gärtner, der seinem Könige erwiedert: „Sie dürfen nichts weiter von meinem erhabenen Plane hören; ich richte sonst Ihro Majestät zu Grunde." Diese Anekdote findet man in mehreren französischen Büchern, wo sie niemals ohne Aeußerung der höchsten Bewunderung des

*) Saint Foix. Vol. III. p. 392.

freigebigen Monarchen und der großen Uneigennützigkeit des erfinderischen Gärtners erzählt wird.

Dieser Gärtner und Ritter Andreas Le Notre war ein origineller und lustiger Mann. Sein Biograph erzählt, daß er in der Hoffnung nach Italien gereis't sey, um sich Kenntnisse zu erwerben, daß ihn aber sein schöpferisches Genie schon auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht gehabt hätte.

Niemand scheint nach seinem Betragen zu urtheilen, mehr von seiner Größe überzeugt gewesen zu seyn, als der Gärtner selbst. Als Innocenz XI zu Rom von seinen Verdiensten hörte, wünschte er ihn kennen zu lernen und gab ihm eine lange Audienz. Am Ende derselben wandte sich Le Notre an den Pabst und sagte: „ich habe die zwei größten Männer der Erde gesehen, Eure Heiligkeit und den König meinen Herrn." Der Pabst, der eben so demüthig als andere Päbste war, erwiederte: „es ist hier ein großer Unterschied; der König ist ein siegreicher Monarch, ich aber bin ein armer Priester, ein Knecht der Knechte Gottes."

Von dieser Antwort entzückt, vergaß sich der Gärtner, klopfte den Pabst auf die Achsel und sagte: „ehrwürdiger Vater! sie sind noch bei guter Gesundheit; Sie werden das ganze heilige Collegium überleben."

Der Pabst verstand, wie mein Autor erzählt, französisch und lachte über die Prophezeihung. Le Notre, den dessen Güte und seine Hochachtung gegen den König bezauberte, warf sich dem Pabste um den Hals und küßte ihn *).

*) Dictionaire historique. Vol. VI. p. 529. Caen, 1789.

Neuntes Kapitel.

Das Sachgepränge hinkt dem Wortgepränge nur langsam und kraftlos hinten nach. Was sind die Nationalfeste, wenn man sie mit den Programmen vergleicht? Doch kann man die Anstrengung, in beiden gleichen Schritt zu halten, durch alle Stände hindurch verfolgen. Mit den pomphaften Verheißungen der Regierung, ist der Leser zum Theil bekannt; keine geringe Mühe aber kostet es, eine richtige Schilderung von dem prahlerischen Gepränge zu geben, das man unter den verschiedenen Classen der Gesellschaft bemerkt.

Die Geistesabwesenheit, welche die Nationen bei der Auswahl derjenigen Kennzeichen bewiesen haben, durch welche sie ihre vorzüglichsten Eigenschaften darstellen wollten, ist nicht wenig merkwürdig. Die Engländer, die Holländer und mehrere andere Nationen stellen sich unter einem Löwen vor, als ob sie stolz darauf wären, daß sie wilde blutgierige Raubthiere seyen. Das Wappen, das mehrere deutsche Fürsten führen, ist ein schwarzer Adler, der bis auf den Hinterknochen gespalten ist, woran er zusammen hängt. Ich weiß nicht, ob es ein treffenderes Sinnbild giebt, um den Ehrgeiz der kleinen deutschen Fürsten und den zerrütteten Zustand des deutschen Reiches darzustellen, als ein schwarzer Adler, der auf eine solche Art verstümmelt und getheilt ist.

Hätten die Franzosen eine immerwährende Satyre auf die Eitelkeit und die Prahlsucht machen wollen, so hätten sie kein besseres Sinnbild wählen können als sie gethan haben; sie haben einen Hahn gewählt, dessen Figur man in Stein gehauen und von Kupfer gegossen hat, und so sieht er über dem Hauptthore der Tuillerien und an einer Menge anderer öffentlicher Denkmäler, kräh't unaufhörlich und klappt mit den Flügeln. Wann wird der gesunde Menschenverstand so viel Ge-

walt über den größten Theil der Menschen bekommen, daß sie die Verheerungen einsehen lernen, welche die Handlungen und Leidenschaften anrichten, auf welche sie so eitel und stolz sind?

Ich halte es für unmöglich, einen richtigen Begriff von dem Sachgepränge, so wie es sich in allen Ländern zeigt, zu geben. Allenthalben ist es verschieden; allenthalben richtet es sich nach den Sitten und nach der Denkart der verschiedenen Nationen. In Frankreich bemerkt man dabei noch eine besondere Leichtigkeit, die man nirgendwo wieder findet. Ein Engländer geräth in kein geringes Erstaunen, wenn er sieht, welches Aufsehen ein Franzose mit wenigem Gelde machen kann; man schenke einem armen Teufel, der weder Rock noch Schuhe noch Strümpfe hat, ein paar Livres, und er wird sich auf den Boulevards bald als modischer Herr zeigen; in acht Tagen aber ist er wieder ohne Rock, Schuhe und Strümpfe. Mit ein paar Louisd'or putzt er sich zu einem bal paré auf.

Es hat mir jemand folgenden Vorfall erzählt, von dem er selbst Augenzeuge gewesen war.

Eines Abends fand sich unvermuthet Gesellschaft bei einem Offizier ein. „Mein Gott! rief die Gebieterin des Hauses aus, was soll ich machen? Es sind meine vertrautesten Freunde; sie werden von mir eine Einladung zum Abendessen erwarten, und ich habe ihnen durchaus nichts vorzusetzen."

Ein Mädchen, das bei ihr von Kindheit auf lebte, wie dies in Frankreich als Folge der Feudalregierung gewöhnlich war, sah die Verlegenheit ihrer Gebieterin, und da sie die Geschicklichkeit, aus wenigem viel zu machen, im hohen Grade besaß, so fragte sie ihre Gebieterin, wie viel sie Geld habe? So viel als gar keines, erwiederte die Dame, ich habe bloß ein funfzehn Sousstück und drei Liards (gegen sieben Groschen).

Geben Sie mir nur diese schnell her, sagte das Mädchen.

Das Mädchen ging fort; man brachte sogleich einen Tisch, breitete ein reinliches Tuch darüber weg, holte silberne Gabeln und Messer, Brod, Butter, Neufchateller Käse, Sallat, zwei Teller, die dünn mit Erdbeeren bestreuet waren und ein Ragout, das wie bloße Knochen aussah. Der Anblick ging an; man sah vielerlei, ob schon darunter nichts zu essen war; das Mädchen schien höchst ärgerlich zu seyn und machte sich selbst wegen seiner Nachlässigkeit Vorwürfe. „Sie hat alles vergessen gehabt, und die Läden sind nunmehr geschlossen; es war eine Schande für sie! Ihre Frau ist die gastfreieste Dame von der Welt, es war nicht ihr Fehler; denn diese hatte streng befohlen, daß Speise und Trank vorräthig seyn sollten."

Es lag so etwas Verständiges, Gutmüthiges und Liebenswürdiges in allem diesem, daß es, so sehr man auch die Wahrheit ehren muß, kaum Betrug genannt werden konnte.

Ich darf hier nicht vergessen, ein Wort von dem Gang, dem Schritt und dem Tragen der Franzosen, von der Art, wie sie in ein Zimmer treten, wie sie einander umarmen, von ihrer Portraitmahlerei und von ihrem Betragen überhaupt zu sprechen.

Mit großem Vergnügen bemerkte ich, daß sich ihr Schritt und ihr Gang innerhalb der letzten zwanzig Jahre gar sehr verändert hatte. Mannspersonen und Frauenzimmer hatten sonst einen außerordentlich kurzen Schritt; ihr Gang war eine Art von Trippeln; er war ein Springen, das dem Fremden als der höchste Grad von Ziererei vorkam. Die Frauenzimmer trugen damals Pantoffeln mit hohen Absätzen und ohne Quartiere; wollte man sie an den Füßen behalten, so war dies bloß durch das leichte und schnelle Trippeln möglich. Alles, was in Frankreich den Beifall ei-

der Dame erhält, müssen die Mannspersonen nachstehen. Die letztern hatten daher ebenfalls einen kurzen Schritt, doch brauchen sie etwas männliche Springen nicht durchgängig nachzuahmen. Jetzt tragen die Damen Schuhe mit niedrigen Absätzen und mit Quartieren, und obgleich ihr Gang vielleicht nie Würde erhält, so hat er doch oft eine sehr angenehme Leichtigkeit und Grazie. Die Mannspersonen haben in Ansehung ihres Ganges nicht geringere oder vielmehr noch grössere Fortschritte gemacht.

Die Art, wie man in ein Zimmer tritt, ist ebenfalls nicht mehr die nämliche; man zeigt nicht mehr den hohen Grad von Selbstgenügsamkeit und lächerlichen Ansprüchen, und man macht nicht mehr die Forderung, sogleich auf der Stelle bewundert zu werden, ob man schon dergleichen Gesichter noch immer viel zu häufig zu sehen bekommt.

Die Stellung, in der man sich mahlen läßt und die Miene, die man den Portraitköpfen leiht, ist noch immer weit von jener ungekünstelten Einfachheit entfernt. In einer gezierten d. h. ungewöhnlichen Stellung zu stehen, oder mit hervorragender Brust, mit dem Hintertheil des Kopfes in die Höhe gerichtet, dem Kinne einwärts gebogen und mit einem Auge voller Eitelkeit und Unwillen, aufrecht zu sitzen, ist eben so thöricht, als lächerlich. Wie groß aber muß die Macht der Gewohnheit seyn, wenn selbst ein Mirabeau, der, was man auch von seinen moralischen Eigenschaften denken mag, doch einen großen Verstand und vielen Scharfsinn besaß, sich wirklich in der Stellung mahlen ließ, in der wir ihn so häufig auf den Kupferstichen sehen! Ich habe mehrere gesehen, die wenigstens eben so beleidigend und abgeschmackt waren. Hierunter gehören die Brustbilder und Kupferstiche von Berlin. Ich hatte die Ehre, (ich sollte vielmehr sagen, das Vergnügen, denn Ehre ist die gewöhnliche Phrase) mit seiner verehrten Tochter,

die Frau von Staël bekannt zu seyn; ihre Talente und ihre Schriften sind sehr rühmlich bekannt. Daß sie das Bildniß und die Büste ihres Vaters in ihren Zimmern hatte, konnte man leicht denken; daß sie aber nicht den sonderbaren Charakter bemerkte, den der Künstler ihrem geliebten Vater gegeben hatte, war auffallend.

Die Umarmungen der Franzosen haben sehr viel Charakteristisches. Begegnen sich zwei Personen, die einander wirklich lieben, und die sich eine Zeit lang nicht gesehen haben, so küssen sie einander recht herzlich; man küßt sich aber auf die beiden Wangen; denn einen Kuß auf die Lippen, vor den Augen der Leute, sieht man für eine Unanständigkeit an; bisweilen lassen sie dies doch geschehen, wenn der Andere ein Ausländer ist, halten sich aber unter einander nicht wenig über seinen Mangel an feiner Erziehung, ja vielleicht über den barbarischen Zustand seiner Nation auf.

Zwischen Personen, die ebenfalls einander zärtlich lieben, aber Mitglieder einer und derselben Familie sind, oder einander täglich sehen, gilt ein Kuß auf die Stirne oft als ein Zeichen der Zärtlichkeit und der liebevollen Gesinnung. Begegnen einander Personen, die gegen einander Freundschaft heucheln, nie aber etwas dieser Art empfanden, so ist die gewöhnliche kalte Art, wie sie den Hals ausstrecken und den Backen hinhalten, bisweilen eine lächerliche Farce, bisweilen aber auch eine verächtliche Heuchelei.

Nicht bloß, um die Art der Umarmung, sondern auch um mehrere andere charakteristische Züge der Nation zu schildern, kann ich nichts besseres thun, als einen neuligen Aufsatz übersetzen, der den 22sten Vendemiaire Jahr X im Publiciste stand.

„Ich lege wiederum die Civilité puérile et honnête aus der Hand; dies ist ein nützliches, obschon verkanntes Buch. Man findet alles mögliche darin, von den Höflichkeits-Formen, die man in der Gegenwart des

Königes zu beobachten hat, bis zu der Art, wie man einen Tisch decken muß. Selbst der Weltschöpfer ist nicht darin vergessen. Niemand sollte, heißt es in diesem Buche, in der Messe sitzen, weil es eine Unanständigkeit gegen das heilige Sacrament ist; auch sollte niemand das Zeichen des Kreuzes hinter seinem Rücken machen." Dies sah ich niemals jemand thun.

Wenn man jemand in Gesellschaft sitzen sieht, der die Hände vor sich hinhält; der mit den Knieen ein Viereck beschreibt; der die Beine nah an einander, und die Zehen in eine gerade Linie setzt; der sich nie an den Ofen stellt; der, wenn er essen will, sich dem Tische mit Vorsicht nähert, so daß bloß seine beiden Hände darauf ruhen; der in dieser Stellung recht sorgfältig wartet, und seine Serviette nicht eher auseinander legt, als bis andere dasselbe zu thun anfangen; der keinen Löffel Suppe ißt, bis die Gesellschaft die ihrige kostet; der keinen Tropfen trinkt, bis andere durstig sind; der bloß von dem Gerichte ißt, das gerade vor ihm steht und der Niemand beizustehen wagt, bis er gewissermaßen die Erlaubniß dazu hat: so kann man mit Recht annehmen, daß er die Civilité puérile et honnête gelesen hat.

Ein ehrlicher Professor am königl. Collegium, der vor kurzem gestorben ist, und der unstreitig dies Buch gelesen, aber nur sehr wenig von der Welt gesehn hatte, ging eines Tages mit seinem Rektor nach Versailles, wo er mit einem königlichen Minister speis'te. Als er wieder nach Hause kam, fragte ihn der Abbé de Lille, der sein guter Freund war, und der ihn gewöhnlich wegen seiner Unwissenheit in der Lebensart und in allem demjenigen, was auf der Erde vorgeht, lächerlich machte, wie er sich da betragen habe.

„Betragen! Warum thust du eine solche Frage an mich? Ist es denn so etwas Schweres, zu Versailles zu speisen.

„Ja! ja! deine Unwissenheit hierin ist nur zu bekannt. Ich merke, Du hast Dir hundert närrische Dinge zu schulden kommen lassen.

„Ach! warum nicht gar!

„Nun, laß hören! Wie saßest Du bei Tische?

„Ich saß doch auf meinem Stuhle?

„Nun! was machtest Du alsdann?

„Ich breitete die Serviette aus.“

„Wie machtest Du das?

„Auf die gewöhnliche Art.

„Wie denn?

„Ich steckte das eine Ende durch ein Knopfloch.

„Gerade das thut jetzt niemand mehr! und was weiter?

„Ich aß meine Suppe.

„Wie aßest Du sie?

„Wie andere Leute: mit einem Löffel und einer Gabel!

„Dies thut wiederum kein fein gebildeter Mann mehr; wenn man Suppe ißt, so nimmt man keine Gabel mehr dazu. Ach! armer Freund Cosson, wie werden sie Dich ausgelacht haben! Nun weiter!

„Ich aß mein Rindfleisch.“

„Und als Sie Ihr Rindfleisch gegessen hatten, was machten Sie mit Ihrem Messer?

„Mit meinem Messer? welche sonderbare Frage? Was sollte ich anders damit machen, als dasselbe abwischen?

„Ich wette, Sie haben dies an dem Brodte gethan.

„Was der Teufel! ich sollte es doch nicht am Rockärmel thun?

Der Professor fing ärgerlich zu werden an, und der Abbé lachte nur noch mehr. Es würden noch mehrere Fragen und Antworten über die Art zu trinken, und über das Reden beim Trinken gethan.

„Was thatst Du, als Du durstig warst?

„Thun! Ich hat den Bedienten hinter meinem Stuhle, mir ein Glas Wein zu geben.

„Da betrugst Du dich wieder nicht als ein fein gebildeter Mann. Erinnerst Du dich nicht mehr an das, was Madame de Deffant einstmals bei einer solchen Gelegenheit sagte?

„Ich habe es vergessen.

„Die war gegenwärtig, als sich zwei junge Herren, denen nach einem großen Gastmale der Wein etwas den Kopf erhitzt hatte, darüber stritten, ob es anständig sey, zu dem Bedienten zu sagen, „gieb mir etwas zu trinken, oder, habe die Gewogenheit, mir etwas zu trinken zu geben." Meine Herren! rief sie aus, machen Sie ihrem langen und langweiligen Streite ein Ende; solche Personen, wie Sie, sollten allemal sagen: führe mich zum Trinken. Du weißt, mein guter Freund, setzte der Abbé hinzu, ein durstiges Pferd würde jederzeit so sprechen, wenn es reden könnte.

Der arme Professor, der über alle Mißgriffe, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, etwas beschämt war, sagte endlich, „ich sehe wohl ein, daß ich nicht alles wußte, was man wissen muß, wenn man bei einem Minister speisen will.

In großen Städten lernen, aus der Civilité puérile et honnête, selbst Handwerker und Krämer Lebensart; denn wenn Einer aus dieser Klasse in einem Anfalle von Galanterie auf die Gesundheit seiner Frau trinkt, so nimmt er den Huth ab, steht auf, wischt sich den Mund ab, macht eine Verbeugung, nähert sich ihr, giebt ihr einen Kuß, und verbeugt sich nochmals. Hierauf machen beide sich wiederum eine Verbeugung, und sagen einander eine Schmeichelei; endlich geht jeder an seinen Sitz.

Wenn zwei Damen nach einer langen Abwesenheit auf der Straße oder im Hause einander begegnen, so vergessen sie niemals, sich einander zu umarmen; besonders ist dies zu Genua der Fall, wo geschehe aber

mahl erwähnt, wenn sie einander um Erlaubniß gebeten haben. Jede berührt hierauf leicht die Wangen der Andern, und macht eine artige, d. h. eine förmliche Verbeugung.

Folgende Anekdote, die den Herrn von Rulhiers betrift, wird hier nicht an der unrechten Stelle seyn. Eine Dame, die sich von ihm für beleidigt hielt, verbot ihm ihr Haus, und ließ ihn nicht vor sich. Er schickte ihr dafür die Civilité puérile et honnête mit folgenden Zeilen:

„Ce livre peut vous être utile,
Et vous en avez grand besoin;
Dans-être il vous rendra civile,
Honnête, c'est un autre point!"

Dies ist ein launiges, aber treues Gemälde. Es stellt ganz der Natur gemäß, jene jämmerlichen Kleinigkeiten dar, durch deren kindische Beobachtung sich die mittlern und niedern Volksklassen für gebildete Leute halten; es fällt ihnen nicht einmal ein, daß eine vollkommen gute Erziehung in der Freiheit des Betragens, das niemand Zwang auflegt, und in der Entfernung aller der Formalitäten und Ceremonien besteht, die nichts weiter als eine Comödie sind. Dies sind wahrhaft kindische Höflichkeiten, die man, mit dem größten Unrechte, feine Lebensart nennt. Ueber diesen Gegenstand habe ich jedoch noch viel zu sagen.

Als einen National-Charakterzug habe ich die zweite Person Du beobbahten; Freunde und Anverwandte nennen sich in Frankreich gewöhnlich Du; in der feinen Welt aber zeigt diese Redart entweder Zuneigung oder Spottsucht. In einigen Fällen, wie in dem oben angeführten Dialog, hat sie beides zu bedeuten; will man es deutsch brauchen, so muß man mit jemand entweder in dem Verhältnisse eines Anverwandten oder Freundes, oder Vertrauten stehen, sonst findet es bloß in Fällen, wo jemand ärgerlich ist, ohne unter dem Pöbel

statt. In Paris macht man beinahe den nämlichen Gebrauch davon, wie in einigen Grafschaften Englands, die von London ziemlich entfernt liegen.

Eine andere Folge dieser Paradesucht ist ein kleinliches Betragen, kleinlich, sowohl in Wort als That, sowohl gegen sich selbst, als gegen Andere. Unter den Krämern ist es Sitte, daß sich ihre Weiber in den Läden aufhalten, und die Kunden bedienen; das ist für beide Partheien nicht unangenehm. Die Frau putzt sich aus, setzt sich in den Laden, und nimmt gewöhnlich den Besuch von unthätigen und galanten Männern an, deren Weiber sich ebenfalls anputzen, und in den Laden setzen und die nämliche Rolle spielen, Besuche annehmen und mit ihnen klatschen, oder ein Liebesgespräch führen.

Ich behaupte nicht, daß es darunter keine Ausnahmen giebt. Viele Männer bleiben zu Hause und besorgen ihre Geschäfte; ich habe aber nur sehr wenige Läden gesehen, worin nicht die Frau die Hauptrolle spielte. Ein Engländer machte die witzige Bemerkung, daß man die Weiber die thätige, die Männer aber die schlafende Hälfte nennen könnte. Die meisten von diesen Weibern sind auch wirklich sehr thätig.

Das kleinliche Wesen erstreckt sich nicht bloß auf Dinge, die an und für sich selbst sehr wenig Werth haben, sondern auch auf alle Verhältnisse des menschlichen Lebens. Wenn man einen Dienst verlangt, so untersucht man nicht vorher, ob man ihn leisten kann oder nicht, sondern man verspricht ihn sehr häufig unbesonnener Weise, ohne daß man nur im geringsten die Absicht hat, das Versprechen zu halten: man will dadurch den Andern nicht etwa hintergehn, man hat aber nicht die gehörige Stärke, ohne welche die Ehrlichkeit häufig verletzt werden muß. Auf diese Art treiben die Franzosen, mit ihrem eignen Charakter, mit der Ruhe und der Sicherheit ihrer Freunde, mit der Wahrheit und der gemeinen Ehrlichkeit ihr Spiel. Zum großen Unglück

Mit das Versprechen und sein Wort nicht halten eine so gewöhnliche Sache, daß man deshalb die geringste Entschuldigung für hinreichend hält. Den festen, standhaften Charakter der Engländer nennen die Franzosen leur grande vertu. Leicht gesagt und leicht gethan sind die Ausdrücke, womit wir sie zu charakterisiren glauben. Eines Tages wollte meine Frau einige Fische kaufen; während sie noch unentschlossen war, was sie thun sollte, sagte das Mädchen zu ihr: „Kaufen Sie nur, Ihr Mann ist ein braver Mann." Meine Frau erwiederte: „Ja! das kann möglich seyn, aber woher wissen Sie, daß er ein braver Mann ist?" „O, das hat nichts auf sich! So etwas hört man gern." Die Maxime dieses Mädchens hält man allenthalben, wo ich in Frankreich gewesen bin, für moralisch gut.

Eine von den kindischen Moden, die ich oft mit einem gewissen Grade von Schmerz und Widerwillen bemerkt habe, ist die Menge und Behandlung der Schooßhündchen. Wenn man solche Thiere hält, so muß man sie zwar nicht mißhandeln; aber ist es wohl anständig, sie wie Kinder zu liebkosen, sie zu küssen, und sie auf den Lippen ihrer Gebieter oder Gebieterinnen lecken zu lassen, als ob man einen innigen Genuß dabei hätte? Ich habe so etwas auch in England gesehen, aber in Frankreich bekommt man dergleichen alle Augenblicke zu sehen. Gegen eine Frau, die ein Kind trägt, sieht man in Paris zehn, ja hundert Männer, wovon jeder einen kleinen Hund unter dem Arme hat, oder wenn es an einem schönen Tage an einem öffentlichen Spaziergange ist, ihn neben sich herlaufen läßt: je kleiner er ist, für desto artiger, für desto allerliebster hält man ihn.

Ich besuchte einst des Morgens einen vornehmen Franzosen, und fand ihn auf dem Sopha mit seinem Schooßhündchen an der Seite liegen, das er streichelte, und in den kläglichsten Tönen anredete.

Bei meinem Eintritt stand er auf und bot mir die Hand. „Ach, mein Herr, Sie finden mich höchst unwohl! Was fehlt Ihnen denn?“ „Mein armer Hund ist so krank! Ja so krank! ich habe ihm so eben eine Pille eingegeben; wenn er sich morgen nicht besser befindet, so werde ich ihm ein Clystier setzen.“

Mit diesem Unglück konnte ich nicht sympathisiren. Die Schmerzen der Thiere gleichgültig mit anzusehen, und ihnen keinen Beistand zu leisten, ist unmoralisch; deshalb sollen wir aber doch keine Trauerlieder auf ihr Uebelbefinden machen.

Unter den verlornen Sachen, die man öffentlich anzeigt, machen die Hunde den gewöhnlichsten Gegenstand aus, wobei man dem Finder nicht selten eine Belohnung von nicht weniger als einem Louisd'or verspricht. In einer dieser Anzeigen hieß es nach der Beschreibung des Thieres: „daß der Hund eine Krankheit habe, für die nur der wahre Eigenthümer ein Mittel wisse.“

Unthätigkeit ist ein so gewöhnliches Laster, daß man es allenthalben bemerkt. Der geringste Vorfall zieht die Aufmerksamkeit der Arbeiter von ihrer Arbeit ab. Die Anzahl der Müßiggänger ist so groß, daß die gewöhnlichen Taschenspieler den ganzen Tag über auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, an den Straßenecken, und auf den Boulevards einen Kreis von Zuschauern um sich stehen haben. Es kostet ihnen nicht wenig Mühe, die Liards oder auch die Deniers einzusammeln.

Oft habe ich Leute sehr eilfertig gehen sehen, als ob sie ein dringendes Geschäft hätten; plötzlich aber bleiben sie stehen, sahen zu und gingen nicht weiter, und zwar bloß deshalb, weil andere über die Brustwehr der neuen Brücke nach Dingen sahen, die man alle Tage sehen kann.

ich mich noch genau mit den Ausdrücken von Paris bekannt machte, hörte ich eines Tages ein Frauenzimmer schreien, die rief: Voilà le plaisir, Mesdames! voilà le plaisir! Dies kam mir sehr wunderbar vor; ich mußte daher einen Blick, und wollte sehen was dieser Ausruf zu bedeuten habe. Als ich die Frau erhohlte, fand ich, daß sie alt, häßlich und nichts weniger als reinlich aussah; immer fuhr sie zu rufen fort: Voilà le plaisir! Sie ging auf den Kay Malaquay hin, ich folgte ihr nach, um doch zu erfahren, was für eine Art von Vergnügen sie denn zu verkaufen habe. Endlich kam ein Käufer; es war ein kleines Mädchen, das ei- nen Sou und nahm dafür einen mürben runden Kuchen erhielt, der außerordentlich dünn, und wie ich nachher fand, eine Gattung von Pfefferkuchen war.

Ich setzte meinen Weg fort, und sah eine Menge Menschen, die von der neuen Brücke und über die Mauer sahen, die sich von da bis an die Tuillerien-Brücke erstreckt. Und was war es denn, das so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog? Es war ein Brennholz-Floß, das achtzig bis hundert Ellen lang war, und den Fluß herab kam. Es wurde von drei Leuten gerudert, und sah in der Ferne wie Schleifen aus. Die Geschicklichkeit, mit der sie die Brücken-Bogen zu vermeiden, den Fahrzeugen auf dem Flusse auszuweichen und den Strom zu benutzen wußten, war für mich neu; dies war aber nicht der Fall bei den Parisern; sie hatten dies schon tausendmal gesehn; denn zu gewissen Jahreszeiten bekommt man täglich dies Schauspiel mehrmals zu Gesichte. Wozu verschwendeten sie also ihre Zeit und warum lehnten sie sich an die Mauer? Die Pariser denken selten an so etwas als die Zeit ist, und wenn sie es ja thun, so halten sie es für keine Zeitverschwendung, sobald sie nur das finden, was ihr Vergnügen neuen, Holzflösse, badende Knaben und schwimmende Pferde im Flusse, und Rei-

ihren vom Mädchen und Weibern, die das Kaffeezeug nicht reiben, sondern schlagen *), sind für sie ein unfehlbares Vergnügen; sie bleiben stehen, und sehen ihnen die Tage zu; glücklicher Weise können sie auch stehen bleiben und zusehen, wenn nicht etwa ihre Leidenschaften nur ihre Wünsche sie wo anders hintreiben. Viele suchen sie Geschäfte zu verrichten, aber es hat nicht den Anschein, wenigstens ist dies bei einer grosen Menge der Fall, obschon ihr Gesicht und ihr Gang sehr viel Eile und Geschäftigkeit zu verrathen scheint, wenn sie in Bewegung sind. Ihre Neugierde wird eben so leicht gereizt als sie verschwindet oder sich in Träumereien verwandelt.

Den ganzen Tag werden die Kaffeehäuser nicht leer, obschon viele darunter eben keine starken Einnahme haben können. Nach dem Frühstück kommt daselbst eine Menge Menschen zusammen, und wenn sie die Zeitung gelesen haben oder haben lesen hören, so bleiben viele den ganzen Vormittag da und spielen Domino oder sehen dem Spiele zu. Das Domino ist ein sehr abgeschmacktes Spiel, das sich für einen vernünftigen Menschen gar nicht schickt **).

Nachmittags ist die Anzahl der Müßiggänger beinahe unzählig. Die Sucht nach Neuigkeiten treibt eine Menge Menschen, die keinen Heller in der Tasche zu haben scheinen, oder wie ich glaube, gewöhnlich keinen haben, nach den Gärten der Tuillerien, wo sie grosse geschlossene Zirkel bilden, in deren Mitte Journale und

*) An beiden Seiten der Seine sieht man beständig eine Menge Wäscherinnen, die mit Waschbläuel aus Leibeskräften auf die Leinwand schlagen, um den Schmutz heraus zu bringen. Wenn sie nun die Leinwand eine zeitlang so durchschlagen haben, reiben sie dieselbe mit einem groben Tuche. Es ist daher kein Wunder, daß die Franzosen grobe und schmutzige Wäsche tragen, und daß ihre Hemden nicht lange halten. Ein Hemde, das fünf bis sechsmal auf diese Art gewaschen worden ist, ist ganz unbrauchbar. D. Uebers.

**) Dies ist unstreitig das Spiel, der Knochendreher genannt, wo man 21 Stück weißer Knochen nimmt, auf denen die Augen der Würfel eingegraben sind. D. Uebers.

Zeitung vorlesen, für die sie, wenn ich nicht irre, einen Sous geben. Die Anzahl der Zuhörer ist gewöhnlich so groß, daß, wenn ja die eine Hälfte etwas hören kann, es daher kommen muß, weil die Franzosen die Töne weit schneller auffangen, als ich, wie ich dies aus der Erfahrung weiß.

Die Ursachen und Folgen des Müssiggangs sind für die Staatswirthschaft und die Moral ein sehr interessanter Gegenstand. Unmäßige Arbeit ist ein großes Uebel, so wie dies auch mit übertriebenem Müßiggange der Fall ist. Der nützliche Gebrauch der Zeit ist die größte Wohlthat für den Menschen, die ihm aber nur selten zu Theil wird. In England arbeitet der Arme zu viel, doch befindet er sich am besten, wenn er arbeiten kann; denn, wenn er nichts zu thun hat, so übt er nicht etwa seinen Körper oder Geist, um ihre Kräfte dadurch zu stärken, sondern sucht sein Hauptvergnügen in Bier- und Branntweinhäusern, wo die Geistes- und Körperkräfte geschwächt und endlich ganz unbrauchbar werden.

Nach der Bemerkung von Reisenden ist die Faulheit in Italien, Spanien, Portugal und mehrern andern Ländern ein so herrschendes Laster, daß, wenn man die Franzosen mit den Einwohnern dieser Länder vergleicht, sie ein sehr fleißiges Volk sind.

Ich habe bemerkt, daß die Faulheit, wie jedes andere Laster und wie jeder andere Fehler mit der Unwissenheit in Verhältniß steht und das Resultat derselben ist. Man kann niemanden faul nennen, der entweder seinen Körper oder Geist nützlich beschäftigt, oder der von Einem von beiden Gebrauch macht, mag nun die Beschäftigung nützlich seyn oder nicht.

Was die Nationen, die ich als faul angeführt habe, gewesen sind, wissen wir aus der Geschichte; was sie jetzt sind, ist hauptsächlich das Werk des Fanatismus und des Ehrgeizes ihrer Priester und Helden. Wo es Schwarmen von Mönchen gegeben hat, da sind auch

Mißgängern entstanden. Die mildthätigen Gaben, die die Klöster austheilten, und mit der Arme so sehr zählte, sind das Verderben dieser Armen; sie gewöhnen sich an übermäßige Trägheit oder vielmehr Faulheit, die, wenn sie sich heilen verbreitet, unter allen Krankheiten die meisten Verheerungen anrichtet; denn sie rafft nicht etwa die Unnützen weg, sondern sorgt für ihre größere Verbreitung und vermehrt ihr Elend. Ist meine Beobachtung richtig, so sind die Franzosen jetzt weniger unthätig; die Müßiggänger sind nicht mehr so zahlreich und das herzelhafte Ansehn nimmt ab *).

Es giebt noch einen Zug, der Paris charakterisirt und der das Resultat von dem Gepränge und der Schauflichkeit ist. Nirgends habe ich denselben noch deutlich und bestimmt herausgehoben gefunden. Paris liegt zu weit vom Meere entfernt als daß es eine Handelsstadt seyn könnte, und doch ist die Anzahl seiner Einwohnwohner, London ausgenommen, größer als in irgend einer Stadt Europens. Man hat Paris bald fünfmal hunderttausend, bald sogar eine Million Einwohner zugeschrieben **). Fünfmal hunderttausend ist eine ungeheure Menge, wovon ein großer Theil doch von einer Art Beschäftigung leben muß. Von großen Manufacturen, wo jede viele tausend Menschen beschäftigt, habe ich nirgends etwas gehört. Manchester und Birmingham, die kaum den fünften Theil so viel Einwohner haben, enthalten jede mehr als zehnmal

*) Unstreitig hat die Faulheit und viel mehr die Trägheit in heißen Ländern auch ihren Grund mit in dem schwächenden Einflusse des Klima's; so wie in Spanien, Portugal u. s. w. in der geringen Sicherheit des Eigenthumes und der geringen Aufmunterung zum Fleiße und zur Thätigkeit.

**) Paris hat jetzt, nach Peuchet's Statistique élémentaire de France 1805, 546,856 Einwohner, London, die gegen 864,845 und zur Zeit wo das Parlament versammelt ist, über eine Million.

mehr Manufakturarbeiter. Wie kann man dies Räthsel lösen? Es muß für die Beschäftigung des großen Haufens in Paris einen sogenannten Stuhlhandel geben, und es giebt auch Einen, und dieser Stuhlhandel heißt Vergnügen. Solche Gewerbe, welche für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens sorgen, muß es in allen Städten, folglich auch in Paris geben, allein die einzige Zuflucht derjenigen die überflüssig sind, und deren Anzahl, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ungeheuer ist, besteht darin, daß sie für das Vergnügen sorgen. Zum Glück für sie ist das Vergnügen ein nothwendiges Bedürfniß für jeden, der einen Sous mehr hat, als er zu Brodte braucht. Die Sorge für schon vorhandene Vergnügungen, die Bemühung sie zu vermannigfaltigen, und das Studium, neue zu erfinden, machen die Beschäftigung vielleicht von der Mehrheit der Einwohner aus.

Der Zusammenfluß einer so ungeheuren Menge von Menschen, in einer einzigen Stadt, wo es weder Handlung noch Manufakturen giebt und wo die Lebensmittel nicht wohlfeil sind, wenn man die Seltenheit des Geldes bedenkt, muß mancherlei Folgen haben. Der Arme muß von seinem geringen Verdienste leben lernen, viele Tausende hingegen müssen alle ihre Gewandtheit, all ihre Erfindungskraft aufbieten, um auf listige Streiche zu sinnen, kleinliche Verschönerungen ausfindig zu machen oder gute Arbeiten zu liefern.

Wenn es wahr ist, (und sowohl Thatsachen als Theorie bestätigen es) so vermehrt eine Menge Menschen, die man täglich in Paris zu sehen bekommt, worunter Einige den Zuschauern die Zeit zu vertreiben suchen, Andere Gaukler, Taschen- und Puppenspieler machen, welche sämmtlich durch die elendesten Kunstgriffe den Leuten das Geld aus der Tasche locken, wozu noch die Tänzer, die Tanzsäle, die Kaffehäuser und alle diejenigen Künstler, die den Körper zu verschönern oder

zu entstellen sich angelegen seyn lassen, Blumenverfertiger, Spielsachenmacher und Verkäufer, nebst tausend Andern, die nicht sowohl unsere natürlichen als vielmehr unsre künstlichen Bedürfnisse, unsere Vergnügungen und unsern Luxus befriedigen, diese Menge, sage ich, vermehrt den Handel, von dem sie leben, mustert Städte und sich selbst auf, nach Vergnügungen oder was man hier so nennt, lüstern zu seyn und sie zu kaufen; und da nun hierdurch sowohl der Absatz der Waaren als die Versorgung des Marktes vermehrt wird, so machen sie das Vergnügen, wie ich schon gesagt habe, zur Stapelwaare dieses Orts.

Spricht man mit einem Franzosen über Paris, so ist sein erstes und letztes Wort, das er im Munde hat, sein Vergnügen. Rühmt man irgend eine andere Stadt, Madrid oder Neapel, London oder Rom, so sehen alle diese nach seiner Meinung Paris weit nach, sie besitzen nicht die Vergnügungen, die man zu Paris findet, es fehlt ihnen seine große Oper, seine Gärten, seine elisäischen Felder, seine Boulevards; alles dies kann er nicht vergessen.

Der Liebe des andern Geschlechts hält er sich jederzeit für versichert; denn man mag ihm glauben oder nicht, nach seiner eignen Behauptung kann ihm kein Frauenzimmer widerstehen; aber ach! nirgends besitzt das schöne Geschlecht so viel Grazie, so viel Witz, so vielen Zauber, als in Frankreich! Nur in Paris kann man die ununterbrochene Reihe von Vergnügungen finden, ohne welche nach seiner Versicherung das Leben kaum irgend einen Werth hat.

Es giebt nur ein Paris! So ruft beständig der Franzose aus, der in dieser Stadt gewohnt hat und dem man Gelegenheit giebt, sie mit andern Städten zu vergleichen. Für ihn giebt es keine Welt als Frankreich, und ganz Frankreich ist in Paris vereinigt.

Am Ende dieses vorigen Jahrhunderts schrieb Duclos jun. vortheilhaft bekannte Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts (Considérations sur les mœurs de ce siècle). Er war ein rechtschaffener Mann, aber nun gleich, wie andere rechtschaffne Männer, seinen Fehler seiner Nation aufdeckte, so hat doch die Gewohnheit einige Gegenstände dieser Art in seinen Augen verkleinert, andere waren für ihn gänzlich unsichtbar geworden. Er schrieb mit philosophischem Geiste, aber im Hoftone, und doch beschuldigten ihn mehrere von seinen Landsleuten, daß es ihm an jener Annehmlichkeit des Vortrages fehle, die das Laster nur sanft berührt und die nicht den geringsten Unwillen erregt.

Aus diesem Buche will ich folgende Stelle mittheilen, weil sie von einem Franzosen herrührt, der ein denkender Kopf, aber doch kein kühner oder strenger Mann ist. „Es würde ein sehr interessanter Gegenstand seyn, wenn man die verschiedenen National-Charaktere und die physische und moralische Ursache ihrer Verschiedenheiten untersuchte; ein solches Unternehmen aber wäre eine Verwegenheit, wenn man nicht die Völker, die man mit einander vergleichen wollte, genau kennte; man würde sich stets der Partheilichkeit verdächtig machen. Wenn wir uns bloß auf die französische Nation einschränken, welch ein großes, fruchtbares Feld eröffnet sich vor uns! Wer hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt lebt, der ist in Ansehung seiner Denkart und seines Betragens ein Jahrhundert zurück. Ich leugne nicht, daß es Ausnahmen giebt, ich spreche nur im Allgemeinen; noch weniger will ich über den Vorzug des Einen vor dem Andern entscheiden, ich mache bloß auf den Unterschied aufmerksam.

Kommt Jemand nach einer langen Abwesenheit nach Paris zurück, so findet man eine sogenannte rouille *) an ihm; vielleicht ist er bloß vernünftig geworden;

*) Einer, der auf dem Lande gleichsam verrostet ist.

gewiß aber unterscheidet er sich von dem, was er sonst war. In Paris muß man den Franzosen studiren, weil er da mehr als an jedem andern Orte Franzose ist. Meine Bemerkungen beziehen sich nicht auf diejenigen die ununterbrochen beschäftiget sind und die beschwerliche Arbeiten verrichten und durchaus an nichts anders als an ihre Lage, an ihre Bedürfnisse denken, und die ganz von ihren Wohnörtern abhängig sind. Und an keinem Orte in der Welt findet man so viele Schlachtopfer beschwerlicher Arbeiten als in Paris.

Meine Untersuchungen haben vorzüglich diejenigen zum Zwecke, denen Reichthum und Müßiggang eine Mannichfaltigkeit von Ideen, eine Sonderbarkeit der Urtheile, eine Unbeständigkeit in der Denk- und Sinnesart verschafft, und ihnen Gelegenheit giebt, ihren Charakter vollkommen zu entwickeln; solche Menschen machen eine besondere Nation in der Hauptstadt aus. Bald überlassen sie sich voller Wuth der Zerstreuung, bald dem Ehrgeize, bald ihrer sogenannten Philosophie, das heißt, der Laune, der Misanthropie; da sie sich nun ganz vom Vergnügen hinreißen und sich bald von nichtigen Gegenständen, bald von kindischen Einfällen narren lassen, so findet in ihren Gedanken nie ein gehöriger Zusammenhang statt; diese stehen mit einander im Widerspruch, und doch halten sie dieselben nach und nach für gleich ausgemacht.

Zwischen den Geschäften in Paris und in der Provinz findet ein Unterschied statt; selbst der Müßiggang ist an beiden Orten verschieden; an dem einen ist er eine Erschlaffung, eine Trägheit, eine bloße materielle Existenz; an dem andern eine Thätigkeit ohne Absicht, eine Bewegung ohne einen Gegenstand. Zu Paris fährt man mehr als man denkt, handelt mehr als man auf Entwürfe sinnt; sinnt mehr auf Entwürfe, als man sich entschließt. Man schätzt bloß Talente und schöne Künste; kaum hat man einen Begriff von de

nothwe

nothwendigen Künsten, man genießt die Vortheile davon, ohne sie zu kennen.

Die Bande der Blutsverwandschaft entscheiden nichts in Absicht der Freundschaftsbande; sie verpflichten blos zu Anstandsverbindlichkeiten; in der Provinz hingegen erfordern sie Dienstleistungen. Dies rührt nicht etwa daher, daß man sich einander mehr als in Paris liebt, ja man haßt sich daselbst oft um desto mehr, weil man mehr Verwandtes ist.

Zu Paris herrscht eine gewisse allgemeine Gleichgültigkeit, die den flüchtigen Geschmack begünstigt und die Menschen mehr zu Bekannten als zu Freunden macht, und vermöge welcher jemand nur soviel in Gesellschaft kommt, als er darinn nothwendig ist. Jedermann ist darinn willkommen und niemand wird vermißt. Die außerordentliche Zerstreuung, in der man lebt, ist Ursache, daß sich keiner für den andern so stark interessirt, um entweder in der Wahl schwierig oder in den Verbindungen beständig zu seyn.

Man sucht sich wenig, man sieht sich einander mit Vergnügen, man empfängt einander mit mehr Lebhaftigkeit als Wärme, man trennt sich ohne Bedauern, ja selbst ohne darauf zu merken. Zu Paris richten die Sitten das aus, was in London der Geist der Regierung bewirkt; in der Gesellschaft leben alle Stände, die im Staate einen höhern oder niedern Rang haben, unter einander und sind einander gleich. Zu London leben alle Stände mit einander auf einem vertrauten Fuß, weil alle Bürger einander nöthig haben, ein gemeinschaftliches Interesse sie beide vereinigt.

Zu Paris bringen die Vergnügungen die nämliche Wirkung hervor; jeder, der die Gesellschaft angenehm zu unterhalten weiß, ist willkommen, nur findet der Unterschied dabei statt, daß die Gleichheit ein Gut ist, wenn sie sich auf einen Grundsatz der

Regierung gründet, hingegen ein großes Uebel, sobald sie ihren Grund in den Sitten hat; denn der letztere Fall tritt nur dann ein, wenn Sittenverderbniß überhand nimmt.

Der große Fehler des Franzosen besteht darin, daß er immer einen jugendlichen Charakter behält; daher ist er zwar oft liebenswürdig, selten aber kann man sich auf ihn verlassen; es giebt bei ihm beinahe gar kein reifes Alter, sondern bloß Jugend und Hinfälligkeit. Alle unsere verschiedenen Talente entwikkeln sich frühzeitig; wegen der Zerstreuung aber vernachlässigt man sie lange Zeit, und kaum fängt man einen nützlichen Gebrauch davon zu machen an, so ist es nicht mehr Zeit dazu. Es giebt unter uns wenige Personen, die Vortheile von der Erfahrung ziehen.

Ich will hier eine Bemerkung mittheilen, die vielleicht nicht so gegründet ist als sie mir vorkömmt; es scheint mir, als ob diejenigen von unsern Talenten, die Uebung erfordern, ihre ganze Stärke gewöhnlich nicht bis ins sechzigste Jahr behalten. Alles, was wir thun, gelingt uns niemals besser als in mittlern Jahren, die aber nur kurz sind, noch mehr aber in der Jugend als im Alter.

Verdienstvolle Männer, zu welcher Nation sie auch gehören mögen, machen unter sich nur Eine Nation aus. Sie wissen nichts von der kindischen Nationaleitelkeit; diese überlassen sie dem Pöbel und solchen, die keinen persönlichen Werth haben, und sich deshalb den Ruhm ihres Vaterlandes zu Nutze machen müssen. Man sollte sich daher niemals eine beleidigende unbesonnene Vergleichung erlauben; wenn man aber auf die Fehler seiner Nation aufmerksam machen darf, so ist es nicht weniger Pflicht, ihre Verdienste zu erheben. Der Franzose besitzt einen ganz besonders ausgezeichneten Vorzug.

„Die Franzosen sind das einzige Volk, dessen

Sitten sich verschlimmern können, ohne daß ihr Herz verdorben wird und ihr Muth verlohren geht. Sie vereinigen Heldentugenden mit den Vergnügungen, dem Luxus und der Weichlichkeit; ihre Tugenden haben wenig Festigkeit, ihre Laster keine Wurzeln. In Frankreich ist der Charakter des Alcibiades keine Seltenheit. Liederliche Sitten und eine ausschweifende Einbildungskraft vernichten nicht die Offenherzigkeit und die natürliche Güte des Franzosen, seine Eigenliebe trägt zu seiner Liebenswürdigkeit bei; je mehr er zu gefallen glaubt, desto mehr wünscht er zu lieben. Der Leichtsinn, der der Entwickelung seiner Anlagen und seiner Tugenden schadet, bewahrt ihn zugleich vor schwarzen ausstudirten Verbrechen; er weiß nichts von Treulosigkeit, er wird bald der Ränke überdrüßig. Wenn man bisweilen unter uns schändliche Verbrechen gesehen hat, verdanken wir ihre Vertilgung mehr dem Nationalcharakter als den strengen Gesetzen."

Wer sich die Mühe geben will, dies ganze Werk durchzulesen, der wird mehrere solche Stellen und charakteristische Schilderungen darin finden. Duclos behauptet, daß wenn die Franzosen in ihrer Jugend mehr nachdächten und von gewissen Fehlern geheilt würden, sie das erste Volk auf der Erde seyn würden, weil sie selbst bei diesen Fehlern von keiner andern Nation übertroffen werden. Ich habe nicht Lust, den Franzosen solche Vorzüge abzustreiten die sie besitzen, allein unbestreitbare Thatsachen kann man nicht läugnen. Es ist ausgemacht, daß sie in denjenigen Künsten, die den meisten Nutzen gewähren, in dem Betragen, das das meiste Nachdenken erfordert, und in der Art von Regierung und Privateinrichtungen, die am sichersten das allgemeine Beste befördern, unglücklicher Weise weit hinter den Engländern zurück sind.

Selbst aus Duclos Schilderung läßt sich schließen, daß die Franzosen oberflächlich und leichtsinnig sind, und daß es ihnen an der Energie des Charakters gebricht, die sowohl den öffentlichen als den Privatanstalten Festigkeit, Ordnung und Dauer verschafft.

Wenn ich mich indessen nicht irre, so fangen sie jetzt an, diese Nationalenergie zu bekommen; die Fortschritte darin werden aber langsam seyn.

Nach der Geschichte machen die Franken einen besondern Stamm von den Galliern aus, die sie unterjochten; man darf nur die Charakterschilderung lesen, die Julius Cäsar *) von den Galliern entwirft, so wird man sehen, daß noch viele Züge daraus auf die neuern Franzosen passen.

Durch alle Zeitalter hindurch hat man die nämliche Schilderung von den Franzosen gemacht. Ich brauche aber in dieser Hinsicht kein Heer von Zeugen aufzuführen, noch die Beweisstellen zu vervielfältigen, wovon die Franzosen selbst die meisten liefern würden, sondern ich will bloß einen Schriftsteller anführen, der in der Charakterschilderung ein Meister ist. Shakespeare sagt in dem Kaufmann von Venedig **):

„Nerissa. Was sagen Sie zu dem französischen Herrn Monsieur Le Bon.

Portia. Gott schuf ihn, also lassen Sie ihn für einen Menschen gelten. Aber Er! Er ist Jedermann und Niemand. Wenn eine Drossel singt, so macht er gleich Luftsprünge, er ficht mit seinem eigenen Schatten. Wenn ich ihn heirathete, so nähme ich zwanzig Männer.

Nerissa. Was sagen Sie denn zu Falconbridge dem jungen englischen Baron?

Portia. Sie wissen, ich kann nichts zu ihm sa-

*) De bello Gallico Lib. VI. C. XI. etc. D. Ueberf.

**) Erster Aufzug. Scene 2.

gen, denn er versteht mich nicht und ich ihn nicht. Er kann weder Lateinisch, noch Französisch, noch Italienisch, er ist eines feinen Mannes Bild, aber ach! wer kann sich mit einer stummen Figur unterhalten! Wie seltsam ist er gekleidet! Ich glaube, er kaufte sein Wamms in Italien, seine Pumphosen in Frankreich, seine Mütze in Deutschland und sein Betragen allenthalben."

Solche Thorheiten und solche Unwissenheit, die für den Menschen nachtheilig sind, lächerlich zu machen, ist das ehrenvolle Geschäft des dramatischen Dichters. Die charakteristischen Züge, die in dieser kurzen Stelle von den Franzosen und Engländern enthalten sind, passen jetzt noch vollkommen auf beide Nationen. Bei vielen Franzosen trifft man nur zu häufig das Caprivlenschneiden, das Luftgefechte, die Unbeständigkeit und den Leichtsinn an, den Shakespeare hier in wenigen Zügen geschildert hat; so wie man bei vielen jungen Engländern, wenn sie ihren ersten Ausflug machen, noch jene Unwissenheit, jene Zurückhaltung, jenen sonderbaren Anzug und jenen Mangel an Weltkenntniß so auffallend bemerkt.

Ich kann mich nicht enthalten, noch folgende Stelle aus Shakespeare anzuführen, die so vollkommen paßt, daß, einige Züge abgerechnet, man wetten sollte, sie wäre in den beiden letzten Jahren als eine Satyre auf die Franzosen und Engländer geschrieben worden; so zeigen sich die erstern jetzt in Paris, während ihrer Festlichkeiten, die letztern wie sie von Paris zurückkommen. Die Stelle ist aus Heinrich VIII *) genommen.

„Lord Kämmerer. Ist es möglich, daß die zauberischen Gaukeleien Frankreichs, Männer zu solchen seltsamen Possenspielen verleiten können?

Sands. Neue Moden macht man mit, mögen

*) Erster Aufzug. Scene 3.

sie auch noch so lächerlich, ja mögen sie sogar unmännlich seyn.

Kämmerer. So viel ich sehe, bestehen alle die Vortheile, die unsere Engländer von der neulichen Reise gehabt haben, bloß in einer oder in ein paar Grimassen, die häßlich genug sind; denn wenn sie sie machen, so sollte man wahrhaftig schwören, ihre Nasen selbst wären Pipins oder Clotars geheime Räthe gewesen, so gesetzt thun sie.

Sands. Sie haben alle neue und lahme Beine; wer sie vorher nie hat gehen sehen, der sollte glauben, die Kniesucht und das Kernschwinden gehe unter ihnen im Schwange.

Kämmerer. Wahrhaftig, Mylord! ihre Röcke haben einen so heidnischen Schnitt, daß ich gewiß glaube, sie haben ihr Christenthum ganz abgetragen. (Sir Thomas Lovel kommt). Was giebt's? Was bringen Sie Neues, Sir Thomas Lovel?

Lovel. In der That, Mylord, ich höre von nichts als von der neuen Bekanntmachung, die am Thore des Hofs angeschlagen ist.

Kämmerer. Was betrifft sie?

Lovel. Die Reform unserer gereis'ten jungen Herren, die den Hof mit Geschwätz, Zänkereien und Schneidern anfüllen.

Kämmerer. Ich freue mich, daß dies geschehen ist. Jetzt möchte ich wohl unsere feinen Herren zu bedenken bitten, daß ein englischer Hofmann weise seyn kann, ohne jemals das Louvre gesehen zu haben.

Lovel. Es ist zur ausdrücklichen Bedingung gemacht worden, daß sie entweder die Reste von Thorheiten und Federbüschen, die sie sich in Frankreich angeschafft haben, sammt allen den ehrenvollen Erfindungen der Unwissenheit, die dazu gehören, ablegen müssen, — als Fechten und Feuerwerke, wodurch sie sich über bessere Leute, als sie werden können, mit ih-

rer ausländischen Weisheit hinwegsetzen wollen, — daß sie durchaus den Glauben abschwören müssen, den sie an Federbälle und lange Strümpfe, an kurze gepolsterte Beinkleider und dergleichen ausländische Vorbilder haben, und nun wieder so vernünftig werden als andere ehrliche Leute, oder sich wieder zu ihren alten Spielkameraden packen müssen. Dort, glaube ich, können sie cum privilegio das noch übrige Ende ihrer Liederlichkeit zubringen und sich auslachen lassen.

Sands. Es ist Zeit ihnen Arznei zu geben, ihre Krankheiten sind schon gar zu ansteckend worden.

Kämmerer. Wie viel werden aber nicht unsere Damen bei diesen schimmernden Possen verlieren!

Lovel. Ja wahrhaftig, meine Herren! das wird ein Jammer werden; die verschmitzten Buben verstanden sich ganz vortrefflich darauf, schnelle Eroberung bei den Damen zu machen. Ein französisches Liedchen und eine Geige haben nicht ihres Gleichen."

Ich glaube, jeder denkende Leser wird zugeben, daß die Sitten der Nationen am richtigsten und trefflichsten von den besten Romanschriftstellern und Schauspieldichtern geschildert werden. Ein komischer Dichter ist zwar ein Satyriker, der bloß das Fehlerhafte herausſucht, weil das Lachenerregen seine Absicht ist; ich habe aber einsehen lernen, daß meine Untersuchungen mich auf den nämlichen Punkt führten. Wenn ich Nationalfehler rüge, so geht mein Zweck dahin, daß man sich entschließe sie abzulegen. Jeder Versuch, Nationen herabzuwürdigen ist eine Niederträchtigkeit; allein ihnen ihre Verirrungen fühlbar zu machen, ist ein ehrenwerthes Geschäft. Wer die Folgen bedenkt, die Nationalhaß nach sich zieht, der wird sich sehr in Acht nehmen, ein solch verderbliches Laster zu unterhalten; bei allen Nationen trifft man viel tadelnswerthes, aber noch weit mehr bewunderuswürdiges an.

Männern, die entweder schon jetzt oder in Zukunft mehr Kenntniß besitzen als ich, lege ich folgende Fragen vor:

Läßt sich wohl zweifeln, daß die Vergnügungssucht in einer andern Stadt Europens größer und anhaltender als in Paris ist?

Sollte man nicht, wie ich schon oben gesagt habe, das Vergnügen die Stapelwaare von Paris nennen? Ist es nicht die Hülfsquelle jener Menge von Menschen, die keine andern Unterhaltsmittel ausfindig machen können?

Muß nicht die Menge Einwohner, die man für eine Stadt ohne Handel oder ausgebreitete Manufakturen mit Recht für übermäßig halten kann, seine Zuflucht dazu nehmen?

Ist es nicht das Resultat der Sitten der Franzosen, ihr Leichtsinn, ihr Hang zu Veränderungen, ihr Abscheu gegen ernsthafte Beschäftigungen, welche Geduld erfordern, und die Begierde, mit der sie Vergnügungen nachjagen, und ihre immerwährende Bewegung, von welcher Unthätigkeit unzertrennlich ist, daß diese übermäßige Volksmenge lebt und leben kann? Würde sonst nicht die Noth eine Menge von Menschen zwingen, anderwärts Beschäftigung zu suchen?

Wenn es wahr ist, daß solche Nationalcharakter-Gebrechen die Bevölkerung von Paris vermehren und unterhalten, ist es nicht auch wahr, daß die Mühe, die man sich giebt, um durch die Abwechselung und die Erfindung von Vergnügungen sein Leben zu erhalten, auch diese nämlichen Gebrechen vermehren und aufrecht halten?

Es ist sowohl unter den französischen Politikern, als unter denjenigen, die zur Regierung gehören oder die es mit ihr halten, so wie auch unter denen, die sich über ihre Maaßregeln beschweren oder ihnen Widerstand leisten, ein gewöhnlicher Glaube, daß die fran-

zösische Regierung ihre Sicherheit dadurch befördert, daß sie das Volk zu vergnügen, das heißt, seine Aufmerksamkeit wo anders hin zu lenken sucht. Alle Regierungen sind ängstlich bemüht, ihrer Macht Dauer zu geben; jede dauerhafte Macht hat ihren Ursprung und ihre Fortdauer im Volke. Ein Regent hat nicht mehr Gewalt, als eine einzelne Person, sobald ihn andere nicht unterstützen; je größer die Anzahl seiner Hülfsgenossen und je größer ihre physische und moralische Stärke ist, desto mächtiger und furchtbarer wird er. Läßt sich also wohl zweifeln, daß jeder Regierung selbst daran gelegen seyn muß, die Aufmerksamkeit des Volkes nicht auf Dinge, welche Trägheit und Gedankenlosigkeit befördern, sondern auf dasjenige zu lenken, was ihm Festigkeit und Standhaftigkeit des Charakters verschafft?

Zehntes Kapitel.

Bei der gegenwärtigen unvollkommenen Beschaffenheit der menschlichen Sprachen, giebt es in der That nur wenige Wörter, ja vielleicht gar keine, die eine feste und bestimmte Bedeutung haben. Wer nicht über den Gegenstand nachgedacht hat, dem wird die Behauptung, daß eine solche Zweideutigkeit der Sprache das größte Unglück sey, das die Menschen je betreffen kann, sonderbar vorkommen.

Durch die Kenntniß dessen, was Wahrheit ist, d. h. solcher Thatsachen, die wir so oft wahrgenommen haben, daß wir sie für völlig ausgemacht halten, gelangen die Menschen dahin, der Unwahrheit oder dem Irthume, d. h. der Unkunde solcher Thatsachen auszuweichen. Es giebt scharfsinnige, ja ich möchte sagen schlaue Grübler, die, wenn sie das Wort Wahrheit hören, voller Freude fragen: was denn Wahrheit sey? Sie frohlocken, weil sie überzeugt sind,

daß niemand ihre Frage in dem Sinne, in welchem sie das Wort Wahrheit gewöhnlich nehmen, beantworten kann; d. h. als ein Abstraktum, unter dem eher alle möglichen Dinge, worüber jedermann streiten kann, als Thatsachen begriffen sind, worüber alle übereinstimmen.

Eins von diesen zweideutigen Wörtern ist das Wort Ehre; Ehre läßt sich vielleicht so erklären, daß man sagt: es sey die Selbstachtung, wenn die Handlung gut, und die Eitelkeit, wenn die Handlung schlecht ist, nach welcher die Menschen ihr öffentliches Betragen bestimmen.

Das Wahre und Falsche der Ehre ist bei dem englischen gemeinen Volke ein charakteristisches Kennzeichen, das dasselbe vielleicht von allen andern Nationen unterscheidet. Wenn Leute aus den untern Volksklassen mit einander einen Streit haben, so sind vielleicht die Engländer die einzigen, die keine Waffen bei sich führen, oder die keinen Gebrauch davon zu machen gedenken, um einander den Hals zu brechen oder zu morden, und gleichwohl sind sie unter allen Völkern am meisten geneigt, einander herauszufordern und den Streit durch einen Zweikampf zu endigen.

Dieser Kampf ist sowohl ein Beweis von Muth als Geschicklichkeit, und so sehr man ihn auch mit Grund als grausam tadeln mag, so bringt er doch Seelenstärke, Gleichmuth in Gefahren und Unabhängigkeit des Charakters hervor, welche bei dem gegenwärtigen Zustande der menschlichen Gesellschaft selbst wohlthätige Folgen hat. Ich spreche von der Vergangenheit, ich bin weit entfernt seine Fortdauer zu vertheidigen; Dinge, die in einem gewissen Zeitpunkte der Cultur höchst vortheilhaft waren, sind in einem andern im höchsten Grade nachtheilig.

Diese Kämpfe locken gemeiniglich eine Menge Menschen zusammen; jede Gruppe nimmt sogleich das

Schiedsrichteramt und den Gewahrsam der Ehre über sich. Man fordert die Streitenden zum Kampf auf, es steht in ihrem Belieben, was sie thun wollen; sollte aber einer davon die Gesetze der Ehre verletzen, z. B. sollte der eine den andern schlagen, ehe er noch wieder aufgestanden ist, oder stoßen, oder beißen, oder sonst etwas unerlaubtes thun, so würde sich der Pöbel darin mischen und ihn als eine feige Memme durchprügeln.

Das Boxen ist in England ein Vergnügen, an dem selbst reiche und angesehene Personen Antheil nehmen; die letztern haben zu viel Geld und zu viel Zeit, und wissen daher nicht, wie sie sich ein Vergnügen machen sollen, außer wenn sie heftige Bewegungen in sich erregen, dergleichen Entführungen von Mädchen, Duelle, Hazardspiele u. s. w. verursachen. Daß Männer von Stande andere zum Boxen ermuntern, ist nichts neues; der bekannte Broughton, von dem ich folgende Anekdote gehört habe, wurde von dem Onkel des jetzt regierenden Königs von England, dem Herzoge von Cumberland, begünstigt.

Als er die Armee auf dem festen Lande kommandirte, fand sich ein Ungar ein, der eine ungeheure körperliche Stärke besaß; da er nun hörte, daß die Engländer tüchtige Faustkämpfer wären, forderte er den geschicktesten heraus. Der Herzog nahm die Ausforderung an, und wählte Broughton zu seinem Secundanten; nach der Sage kam der Ungar nach England oder wurde dahin gebracht; als der kluge Broughton die athletische Gestalt seines Gegners betrachtet hatte, war es ihm darum zu thun, die beste Art des Angriffs ausfindig zu machen. Er gab daher einem tüchtigen Kärrner fünf Schillinge, um zu dem Ungar zu gehen, den Broughton auf der Straße erwartet hatte, und ihm einen Schlag zu versetzen. Der Ungar packte sogleich den Kärrner, und warf

ihn mit solcher Gewalt zur Erde, daß ihn der arme Teufel herzlich gern wegen der Beleidigung um Verzeihung bat. Broughton wußte nunmehro, wie er es machen mußte; der Ungar aber war in diesem Stücke eben so unwissend als vorher der Kärrner.

Man darf aber ja nicht glauben, daß wenn man die Sitte des Boxens aufmuntert, man dadurch jene Nationaltapferkeit erhalte, die es mit der Vertheidigung der Nation zu thun hat. Gefällige Sitten und Aufklärung sind die großen Stützen des Menschengeschlechts. Auch kann ich nicht wohl begreifen, warum man der englischen Nation die Sitte des Boxens als einen Charakterzug von Wildheit angerechnet hat. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß alle Kriegsentscheidungen durch den Kampf Wildheit verrathen; gewiß aber ist der Kampf, der die geringste Gefahr bei sich führt, am wenigsten wild.

Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß die Sitte des Boxens ein Fortschritt in der Kultur ist, den andere Nationen in dem Fortgange ihrer Aufklärung ebenfalls machen müssen*). Als ich die beiden ersten Male zu Paris war, habe ich heftige Zänkereien mit angesehen; bei einigen raufte man sich tüchtig durch, und niemand dachte an's Schlagen mit geballter Faust, bei meiner letzten Anwesenheit hingegen habe ich mehr als einmal Knaben gesehen, die mit einander fochten. An dem Thore von St. Denis sahe ich zwei Männer alle ihre Kräfte aufbieten, um mit einander zu boxen, doch hatten diese Anstrengungen wenig zu sagen; bei einem Engländer erregte ihre Ungeschicklichkeit keine Furcht sondern Lachen: sie streckten ihre

*) Dies kann unmöglich der Fall seyn; denn wenn mit dem Fortschreiten in der Kultur die Herrschaft der Vernunft immer ausgebreiteter und allgemeiner wird, so läßt sich nicht wohl begreifen, warum eine Sitte aufkommen müsse, die eben so viel Rohheit als Widernatürlichkeit der menschlichen Denkart verräth. D. Uebers.

Arme nicht gerade vorwärts aus, sondern hoben sie entweder in die Höhe, um sie wie ein Methodistenprediger auf das Kanzelpult fallen zu lassen, oder schwangen sie in der Runde herum.

Das gemeine Volk fing sich beinahe eben so zu betragen an wie das Englische; es machte den Kämpfern Platz und schien die Aufsicht über sie zu führen, und an ihrer Bravheit Theil zu nehmen; doch dauerte der Kampf nur sehr kurze Zeit, durch einen unglücklichen Schlag fing einem der Kämpfenden die Nase zu bluten an und nun konnten es die Weiber nicht länger mehr mit ansehen.

Durch meine obigen Bemerkungen habe ich nicht die Absicht, der Sitte des Boxens Beifall zu geben oder sie an irgend einem Orte aufzumuntern; könnte man aber durch das Fechten mit der Faust das Fechten mit dem Degen außer Gewohnheit bringen, so wäre der Tausch sicherlich nicht zu beklagen. Bei dem gemeinen Volke sitzt der Ehrenpunkt in der Zunge; wer am längsten und am lautesten schreien kann, der hat gesiegt; wird aber jemand Soldat und trägt einen Degen, so fährt alsdann der Ehrenpunkt in die Degenspitze. Ein Herr, der zu Chaillot lebte, sagte mir, es verginge kaum ein Morgen, an welchem sich nicht auf den Feldern hinter seinem Hause Soldaten duellirten.

Die Duellwuth geht oft so weit, daß ein Corps das andere herausfordert; die Regimenter, die in einer Stadt oder in deren Nachbarschaft stehen, müssen oft nach verschiedenen Plätzen verlegt werden, um der drohenden Gefahr eines allgemeinen Kampfes vorzubeugen. Ich sprach einst mit einem angesehenen Offizier und fragte ihn: wie er als ein aufgeklärter Mann das Duell vor sich selbst vertheidigen könne? Er gab mir die gewöhnliche Antwort und sagte: es sei nothwendig, um zu beweisen, daß man würdig

sey, einen Degen zu tragen. Was für eine Satyre auf das Menschengeschlecht ist eine solche Antwort! Wie sehr charakterisirt sie seine jetzige Unwissenheit! Wie gefährlich ist die Macht des Beispiels! Kann es wohl einen stärkern Beweis davon geben, als folgende Anekdoten?

Die Revolution hatte auf die Einbildungskraft der pariser Knaben einen so großen Eindruck gemacht, daß sie sich gewöhnlich auf allen Straßen versammelten und mit Trommeln, scharfen hölzernen Degen und blechernen Piken einherzogen. Sie hielten in den Gärten von Luxemburg einen Aufzug, und trugen an einer von den Piken einen Katzenkopf. Die Katze hatte sich der Ermordung eines Kanarienvogels schuldig gemacht.

Ihre militärischen Spiele gaben oft zu hitzigen Streitigkeiten, ja bisweilen zu ernsthaften Vorfällen Veranlassung. Alle wollten Offiziere seyn, und stritten sich über diesen Punkt mit den Waffen in der Hand. Zwei riß man von einander, weil sie so hitzig fochten, daß Blut zum Vorscheine kam; als man sie um die Ursachen ihres Streites fragte, so rief der eine aus: „Parbleu! Vor einer Stunde war die Reihe an mir Oberster zu seyn!"

Die Franzosen werden schnell heftig aufgebracht, aber ihre Hitze verschwindet bald wieder. Bemerken sie, daß sie sich in den Augen ihrer Mitbürger oder Kameraden entehrt haben, so giebt es sicherlich kein Volk, das diesen Schimpf tiefer fühlte oder eine Zeitlang den Ehrenpunkt mit mehr Entschlossenheit vertheidigte, als die Franzosen.

Einstmals machte auf der Wachparade auf dem Hofe der Tuillerien ein Soldat beim Exerziren einen Fehler, weil er des Morgens etwas zu viel getrunken hatte; er erhielt daher einen Verweis, mußte aus dem Gliede heraus treten und mit der Weisung

nach Hause gehen, daß er niemals die Ehre wieder haben sollte, vor Bonaparte aufzuziehen. Dies Urtheil war in den Augen des Regiments so erniedrigend, und der arme Teufel zog sich dasselbe so zu Gemüthe, daß er sich erschoß. Dieser Vorfall trug sich bei meiner Anwesenheit in Paris zu. Zwischen einem gemeinen französischen Soldaten und seinem Offiziere herrscht eine Vertraulichkeit, die man vielleicht bei keinem andern Militär bemerkt*); er darf mehr als anderwärts seinen Verstand brauchen, er ist weniger Sklave und keine Maschine, die bloß mit der Erlaubniß seines Befehlshabers zu denken, ja stehen zu bleiben oder zu sehen wagt. Wie sich in Frankreich Bediente mit ihrem Herrn oder mit ihrer Gebieterinn streiten, ihr Verfahren mißbilligen, und ihnen sagen, wie sie es hätten machen sollen, eben so untersucht der Soldat im Felde die Vortheile des Lagers und der Stellung, und am Tage der Schlacht zeigt er sogar auf die Stelle hin, die er in Gefahr hält, und schlägt zweckmäßige Bewegungen vor; dies erzählt er andern mit einer Miene als hätte man seinen Rath befolgt, und er sich durch seine Klugheit oder Bravheit ausgezeichnet. Wäre der Krieg etwas Gutes, so ließe sich nichts vernünftigeres oder richtigeres denken.

Es ist eine alte Bemerkung, daß sich das lebhafte Gefühl eines Franzosen nicht so unterdrücken läßt, daß man ihn so abrichten könnte wie den geduldigen Deutschen, noch mehr aber den sclavischen russischen Soldaten.

Die zahme Unterwürfigkeit der letztern geht in der That ins Unglaubliche. Im siebenjährigen Kriege wurde gerade damals, als das Glück Friedrich II. gänzlich verlassen zu haben schien, Schweidnitz von den

*) Dies hat sich jetzt sehr geändert. Der Offizier und gemeine Soldat haben keinen Umgang mit einander. Es ist in dieser Hinsicht jetzt ganz so wie bei andern Armeen. D. Uebers.

Russen belagert; die Vertheidigung war hartnäckig, der russische Befehlhaber konnte die Stadt bloß durch Sturm erobern, wobei er über einen Wassergraben setzen mußte. Die russischen Soldaten erhielten daher Befehl, den Angriff durch den Wassergraben zu machen, bis er ganz mit Todten angefüllt war; ihre Kameraden marschirten nachher über sie hinweg und eroberten die Stadt. Ich würde diese Anekdote nicht zu erzählen gewagt haben, hätte sie mir nicht der Herr von Archenholz mitgetheilt, der bei diesem Vorfalle Augenzeuge gewesen ist *).

Die folgende Anekdote ist von der nämlichen Art; nur unterscheidet sie sich darin, daß es weniger empörend ist, Gefangene, Fremde und Feinde als Vertheidiger, Landsleute und Freunde aufzuopfern. Die Normänner blühten im barbarischen Zeitalter und begingen kein so schändliches Verbrechen, ob dasselbe gleich größern Abscheu erregt zu haben scheint.

„Da sie sich des großen Thurmes des großen Chatelets zu Paris nicht Meister machen konnten, so suchten sie vorher nach Abbons Erzählung, der ein Zeitgenosse, vielleicht ein Augenzeuge war, die Wassergräben mit Faschinen, ja mit Ochsen und Kühen auszufüllen, die sie deshalb schlachteten und warfen die Leichname von einem Theile ihrer Gefangenen, die sie ermordeten, hinein, um ihnen zur Brücke zu dienen. Der Bischof von Paris, Gozlin, den eine solche Unmenschlichkeit mit Abscheu und Unwillen erfüllte, ergriff einen Wurfspies, rief die Jungfrau Maria an, und brachte eins von den Ungeheuern um, dessen Leichnam sogleich unter die übrigen geworfen wurde **)."

Allent-

*) Man sehe über die Einnahme von Schweidnitz Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges. in Deutschland im historisch-genealogischen Kalender aufs Jahr 1789 S. 236 u. f. D. Uebers.

**) Saint Foix. B. 2. S. 81.

Allenthalben bemerkt man bei kriegerischen Einrichtungen die Vereinigung zwischen Kriegsehre und Eitelkeit, besonders deutlich sieht man dies bei der Fechtkunst und bei ihren Lehrern. Platon trug in den lieblichen Gärten der Akademie seine Philosophie vor, und da jetzt die Franzosen das Beispiel gegeben haben; so ist Akademie allenthalben das Lieblingswort: die geringste Straße, das ärmste Dorf hat seine Akademie, nicht etwa in lieblichen Gärten, sondern in Dachstuben, Hütten oder halb zerstörten Meierhöfen; hier lehrt man nicht etwa die göttliche Philosophie des Platon, sondern das Tanzen, Fechten, Haarkräuseln u. s. w. Für alle diese Künste erinnere ich mich Akademien gesehen zu haben.

Zur Zeit Carls IX. lesen wir von Fechtmeistern zu Paris. Der Verfasser setzt aber hinzu, daß sie weder Privilegien noch Statuten gehabt, die ihnen Erlaubniß dazu gegeben hätten. Unter Heinrich III. bildeten sie sich in eine besondere Gesellschaft, die von Heinrich IV. und Ludwig XIII. bestätigt wurde. Diese Gesellschaft bestand aus zwanzig Meistern; dies konnten sie aber nicht werden, wenn sie nicht vorher unter andern Meistern Prevots (Vorfechter) gewesen waren.

Von Ludwig XIV. erhielten sie das Vorrecht, adeliche Wappen zu führen, und im Mai des Jahres 1636 wurden Patentbriefe ausgefertigt, daß wenn ein Fechtmeister seine Kunst zwanzig Jahre lang getrieben habe, er für sich und seine Nachkommen den Adel erhalte.

Ich kann keinen Fechtmeister seinen Schülern seine Kunst lehren sehen, ohne zu lachen; er kommt mir wie ein Hanswurst vor, der sein Gift unter dem Volke vertheilt und sich dafür bezahlen läßt. Zugleich macht mich aber auch sein Anblick traurig, und ich kann mich nicht genug über die Kurzsichtigkeit und die Ver-

blendung der Menschen wundern. Die Regierungen begünstigen die Vorurtheile ihrer Unterthanen und handeln denselben gemäß; ich hoffe aber, daß das englische Volk und seine Regierung einst der Welt das Beispiel geben werde, jene Künste abzuschaffen, die die Menschen einander methodisch zu morden lehren. Man darf nicht befürchten, daß dies ihrer Bravheit Abbruch thun werde. Diese beruht auf der Thätigkeit des Körpers und Geistes, wird durch moralische Grundsätze verstärkt, und beschränkt sich nicht bloß auf das Fechten.

Von der Duellwuth und von den schrecklichen Folgen der aufbrausenden Eitelkeit erzählt Saint Foix mehrere Beispiele; ich will einige davon anführen, weil sie zur Schilderung der Sitten und der Denkart der Franzosen beitragen.

„Aus den sieben tausend Begnadigungsbriefen, die in der Kanzlei ausgefertiget worden waren, sah Heinrich IV., daß innerhalb achtzehn Jahren zwischen sieben und achttausend Menschen im Duell umgekommen waren."

„Heinrich II., der sich über den Tod seines Lieblings La Chataignraie sehr betrübte, welcher in einem Duell mit Gui Chabot umgekommen war, hob diese Kampfart auf. Duelle waren selten, während sie erlaubt waren; denn jedermann würde sich für entehrt und sich als einen Meuchelmörder angesehen haben, wenn er sich heimlich in einen Kampf eingelassen hätte, da es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, öffentlich eine ehrenvolle Genugthuung zu verlangen."

Einige von den Einrichtungen, die bei diesen gerichtlichen Kämpfen Statt fanden, sind ein starker Beweis von der Finsterniß der Zeit, wo sie entstanden.

„Die Kämpfenden sollten mit erlaubten Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung versehen, sich auf ihre Pferde setzen und langsam Schritt vor Schritt

herumtrieben; das Zeichen des Kreuzes machen oder das Bild des Heiligen bei sich tragen, dem sie die höchste Ehrfurcht erwiesen und zu dem sie das meiste Zutrauen hätten."

„Sie sollten bei dem Kreuze, bei dem Sacramente der Taufe, bei ihrem Leben, ihrer Seele und ihrer Ehre schwören, daß sie ihren Streit für gerecht und erlaubt hielten, und daß sie weder bei sich noch auf ihrem Pferde, noch an ihren Waffen Kräuter, Zaubereien, Worte, Steine, Beschwörungen, Verträge oder Bezauberungen bei sich führten, um durch sie Vortheile zu ziehen."

„Der Ueberwundene sollte mit den Beinen an einem Galgen aufgehangen, sein Vermögen confiscirt, und seinem Leichnam ein christliches Begräbniß verweigert werden: seine Besiegung, sagten die Geistlichen, war der Ausspruch der Gottheit; er fiel mit dem Willen Gottes, weil sein Streit ungerecht war."

Selbst die Geistlichen nahmen zu solchen Zweikämpfen ihre Zuflucht.

„Der Pabst Nicolaus sah Duelle als rechtmäßige Kämpfe an, die durch die Gesetze gestattet seyen. Peter der Sänger, der um's Jahr 1180 lebte, erzählt, daß einige Kirchen das Duell zuerkennen und anbefehlen und Secundanten herbei kommen lassen, um im Gerichtshofe des Bischofs oder des Archidiaconus zu kämpfen, wie es zu Paris der Fall ist; und daß der Pabst Eugen III., den man darüber befragt, erwiedert hätte: es wäre recht, sie sollten nur beim alten Gebrauche bleiben *)."

Die Vertheidiger der strengen Anhänglichkeit an alte Gebräuche, sind ein ehrenwerther Schlag von Menschen, und vormals eben so weise als sie es jetzt sind. Kann man irgend einen Fall ausfindig machen, wobei alle Umstände stets dieselben bleiben, und wo

*) St. Foix. Vol. III., p. 223.

es keine Möglichkeit einer Veränderung giebt, so mag man immer den vorhergehenden und alten Gebrauch als ein untrügliches Gesetz darauf anwenden.

„Innerhalb Einfassungen errichtete man Bühnen, wo die Kämpfer auf Kosten der Ankläger vor dem Könige den Richtern, den Damen, den Hofleuten und dem Volke fochten; bisweilen drang auch der Angeklagte trotzig darauf, die Hälfte zu den Kosten beizutragen. Sauval sagt: daß allem Anscheine nach die Rennbahnen und die eingeschlossenen Plätze von St. Martin des Champs und der Abtei St. Germain des Prés, jederzeit dazu bereit standen; die Mönche dieser Abtei und Priorei hatten unstreitig die Gefälligkeit, sie zu vermiethen und diesen heiligen Männern lag die Verbindlichkeit ob, Plätze für einen mäßigen Preis bereit zu halten, wo sich Menschen einander ermorden konnten *)."

„Unter der Regierung Ludwig des Jüngern erboten sich die frommen Mönche von St. Geneviéve, durch einen Zweikampf zu beweisen, daß die Einwohner eines kleinen Dorfs bei Paris Leibeigene ihrer Abtei seyen."

„Unter der nämlichen Regierung verlangten die Mönche von St. Germain des Prés ein Duell, um zu beweisen, daß Etienne de Maci kein Recht hätte, einen ihrer Leibeigenen einzukerkern. Die Kämpfenden fochten lange mit gleichem Vortheile; endlich aber stieß der Stellvertreter der Abtei mit Gottes Hülfe, sagt der Geschichtsschreiber, seinen Gegner in's Auge und nöthigte ihn, sich für überwunden zu erklären **)."

Es ist kaum nöthig uns in weitere Erörterung über die Verbindung zwischen der Eitelkeit, der Paradesucht und dem Zweikampfe einzulassen, oder noch ferner auf die verderblichen Folgen aufmerksam zu machen, welche

*) P. 216.

**) Vol. III. p. 224.

die Erlaubniß der Errichtung von Fechtböden nach sich zieht. Fechtakademien sind immer noch in Paris gewöhnlich, scheinen aber doch wegen der Veränderung in den Sitten in Abnahme zu kommen.

Ich habe den Hang zu allem, was ich wissenschaftliches Geschwätz genannt habe, schon bemerkt; mit demselben steht die Streitsucht, die unter allen Ständen gewöhnlich ist, und die Haranguirsucht in genauer Verbindung, die unter allen denen herrscht, welche die Geschicklichkeit besitzen, Zuhörer um sich zu versammeln und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Straßenredner sind zu Paris zahlreich; man wird sich eine Vorstellung von ihnen machen können, wenn man sich der fremden Gaukelspieler erinnert, die nach England kommen und die Zauberlaterne zeigen, oder wenn man an die Tausendkünstler denkt, die ihre Kunststücke den Engländern für fünf Schillinge oder zweimal so viel sehen lassen. Solche Kunststücke bekommt man zu Paris auf allen offenen Plätzen zu sehen. Man hat aber sehr viel Geduld nöthig; ein solcher Taschenspieler stellt einen Tisch hin, legt seine Sachen darauf, fängt an zu sprechen und da Müßiggänger und Vorbeigehende sogleich herbeiströmen, um ihm zuzuhören, so läßt er sie um sich herum treten, um sein kleines Theater zu errichten. Beinahe immer erzählt er ihnen, mit welcher Schnelligkeit es aufgebauet und mit welcher Leichtigkeit es wieder weggeschaft werde, und wie sehr es in der Gewalt der Zuschauer stehe, das Schauspiel angenehm und lustig zu machen.

Dann sieht er sich unter den Knaben und Weibern um, und sucht eine Gelegenheit, welche ihm selten fehl schlägt, seine Zuhörer durch eine närrische Bemerkung zu lachen zu machen.

Er fängt mit einer Rede voller Blumen an, macht gewaltige Gebehrden und thut den Vorschlag, irgend ein außerordentliches Kunststück zu machen, ob es schon

gewöhnlich von der Art ist, dergleichen Jedermann tausendmal gesehen hat; da er aber die Aufmerksamkeit einmal erregt hat, so sucht er einen Aufschub, anstatt sein Versprechen sogleich zu erfüllen; er macht eine Menge Abschweifungen, um die Zuschauer zur Freigebigkeit zu bewegen. Gelingt dies ihm nicht, so läßt er zwei bis drei von seinen Kunststücken sehen, verspricht wiederum noch etwas Außerordentlicheres und fängt nochmals zu reden an; er scherzt dabei über die Unmöglichkeit, seine ganze Wissenschaft zum unendlichen Vergnügen des Publikums weiter zeigen zu können, wenn es ihm nicht ein Geschenk mache; denn, fährt er fort, ob ich schon so oft ganz Paris bewiesen habe, daß ich die erstaunlichsten Dinge verrichten kann, so mache ich doch nicht auf das Wunder, ohne Essen zu leben, Anspruch. Versteht jemand eine solche Kunst, so will ich augenblicklich sein Schüler werden; er lehre mich nur das, und ich will ihm alles lehren, was ich gelernt habe.

Solche Reden waren so weitschweifig und wortreich, daß ich selten die Geduld hatte, bis zur Ausführung des Kunststückes zu warten. Beide, sowohl der Taschenspieler als seine Zuhörer trauen einander nicht; der erste weiß, daß wenn er alles sogleich zeigt, er wenig oder gar nichts bekommt, und die letztern sind ebenfalls durch die Erfahrung gewitzigt worden, daß, sobald der Tausendkünstler alle Pfennige und Dreier eingenommen hat, auf die er sich Hoffnung machen kann, er mit seinem Theater verschwindet.

Man kann sich kaum etwas jämmerlicheres als die Kleidung und das Aussehen solcher Tausendkünstler denken, und doch setzt niemand in ihre Ehrlichkeit ein Mißtrauen. Verlangen sie ein Geldstück, ein Schnupftuch oder sonst etwas, um ein Kunststück zu machen, so giebt dies ihnen jedermann ohne Bedenken. Ich habe bemerkt, daß die jungen Weiber gewöhnlich am bereitwilligsten waren, das Verlangte herzugeben.

Die Straßenrednerei erstreckt sich nicht bloß auf die Taschenspieler, Gaukler und ihre Sippschaft, auch einige Bänkelsänger, besonders die Pamphlets-Verkäufer, sind nicht weniger geschwätzig.

Als ich eines Tages auf den Boulevards ging, hörte ich zwei Jungen einer bewundernden Gesellschaft Fragen und Antworten aus einem Pfennig-Büchlein hersagen, das sie verkauften und von dem ich unten unter dem Abschnitte Erziehung sprechen werde. Um den Fragen und Antworten in dem Buche Geist und Leben zu geben, vergaßen sie nicht, ihre eigenen Anmerkungen und Raisonnements darunter zu mischen, und da sie wissenschaftlich waren, so übertrafen sie an Prahlerei und Abgeschmacktheit diejenigen, die ich schon angeführt habe. Unter diesen Straßenrednern habe ich einen angetroffen, der mich eben sowohl durch seine Abgeschmacktheiten als zum Theil auch durch seine Talente, seine fließende Beredsamkeit und seine Laune in großes Erstaunen setzte, und mir vieles Vergnügen machte. Dieser Mann sahe elend aus, ging schlecht gekleidet, war klein von Statur und lahm: er spielte die Violine und war von seiner Frau begleitet, die vorn große Taschen hängen hatte, in denen sich eine kleine Flugschrift befand, die sie verkaufte. Der Titel derselben war folgender: Ursprung und Alterthümer von Paris, von Poirier, genannt der Lahme, von neuem durchgesehen und vermehrt von dem Verfasser. Der Herausgeber hat zwei Exemplare an die National-Bibliothek abgeliefert *).

Diese Geschichte von Paris ist in Versen geschrieben, aber mit Zusätzen und Anmerkungen in Prosa versehen. Das Gedicht ist nach einer alten Melodie ein-

*) L'Origine et les Antiquités de Paris: par Poirier, dit le boiteux. Revue et augmentée de nouveau par l'Auteur. Deux exemplaires ont été fournis à la Bibliothèque Nationale par l'Editeur.

gerichtet, und mit Hülfe seiner Geige und seiner Frau sang und sagte er genug, um die Aufmerksamkeit von weisern Männern auf sich zu ziehen als diejenigen waren, die gewöhnlich seine Zuhörer auf den Straßen von Paris ausmachten.

Ich kaufte mir sein kleines Buch, um seinem mächtigen Wortstrome folgen zu können; dies half mir aber nichts, denn er blieb nicht bei seinem Texte stehen, sondern schaltete lange Commentare ein, die mir aus dem Stegreife gemacht zu seyn schienen, die er aber, wie ich glaube, täglich wiederholte. Ich hörte ihm sehr aufmerksam zu und gieng darauf sogleich nach Hause, um das Gehörte so viel ich mich davon erinnern konnte, niederzuschreiben. Folgendes ist ein Bruchstück davon: Als er auf einem gewissen Zeitpunkte in der Geschichte der Stadt kam, fuhr er folgendermaßen fort:

„Dies ist der Zeitpunkt, wo man die Straßen zu pflastern begann, allein mit welchen Materialien? Mit Diamanten? Nein. Man hatte dergleichen nicht genug für die Damen, ob diese schon damals so schön, so gut und so vernünftig waren, wie uns die Geschichte sagt."

„Mit Gold also? Nein, wahrhaftig nicht; auch nicht mit Silber."

„Doch aber wenigstens mit Zucker? Nein, Bürger! der Regen würde dies Pflaster bald zerstört haben."

„Wir sind jetzt sehr gelehrt; o ja! sehr gelehrt! Ihr wißt das selbst, Bürger, nicht wahr? Ja, ja, es ist nicht im geringsten daran zu zweifeln, aber verzeihen Sie mir, die damaligen Menschen hatten gesunden Verstand genug, die Straßen mit Steinen pflastern zu lassen, wie Sie dieselben noch jetzt sehen."

„Doch weiter, Bürger, wenn die Sonne uns näher kommt (denn von den Astronomen wissen wir, daß die Sonne beständig auf Reisen ist), wenn sie uns näher kommt, sage ich, so nähert sich uns auch das Licht und

die Finsternis fängt an zu verschwinden; dies geschieht aber langsam, nach und nach, allmählig. Die alte vergangene Zeit ist der Morgen, und Sie sehen wohl, daß es jetzt Mittag ist, daher sind wir auch recht aufgehellt."

„Es giebt Leute, welche sagen, die Sonne der Wahrheit sey noch nicht aufgegangen oder sie verberge sich hinter sehr dicken Wolken. Andere behaupten wieder, die Nacht der menschlichen Kenntnisse fange einzutreten an. Entscheiden Sie selbst, ich gestehe meine Unwissenheit darin. Die Geschichte von Paris aber habe ich tüchtig studirt, und ich will Ihnen einiges von dem, was ich gelernt habe, mittheilen, um Sie, Bürger, zu unterhalten. Wohlan, wir wollen eins singen:"

Hier spielte und sang er; machte aber plötzlich wieder eine Pause.

„Ich gebe es zu, Bürger, daß Sie die Straße, in der Sie wohnen, Ihre Hausthür und den Weg dahin kennen, und nun glauben Sie wohl, eine Kenntniß von Paris zu besitzen; wie sehr aber, Bürger, irren Sie sich! Nein, dies ist bloß eine unbedeutende Kenntniß, eine Kenntniß der Nothwendigkeit. Wollen Sie Paris recht kennen lernen, so müssen Sie Untersuchungen anstellen, ungeheure Arbeiten übernehmen, Tag und Nacht studieren und lesen; bei der Lampe, wenn Sie eine haben, oder bei Mondenscheine, wenn Ihre Augen gut genug sind."

Wer hat wohl jemals auf den geschäftigen Straßen von London einen Redner, einen Autor und einen Dichter von so vielem Talent gehört? Der Genius beider Städte ist verschieden. Zur Bildung eines solchen Charakters, wie der eben geschilderte, ist geschwätzige Trägheit nöthig, die über allerlei Kenntnisse schwatzt, die alles, was sie gelernt hat, herplaudert, und die bei einem guten Gedächtnisse und einem mehr als mittelmäßigen Verstande, eine sehr täuschende Miene annimmt.

Engländer, die Paris besucht haben, haben häufig bemerkt, daß die untere Volksklasse in England bei weitem nicht so schnell antworten und so leicht eine Sache fassen kann, als das gemeine Volk in Frankreich. Wenn man aber glaubte, daß dies von ungleichen Geisteskräften herrühre, so würde man sich sehr irren. Die Anlagen beider Nationen haben eine verschiedene Richtung; von der Wiege an lernt der Franzose schwatzen, der Engländer aber arbeiten, oder er wird gewöhnlich einer von den unternehmenden Räubern, die eine Geißel der Gesellschaft sind.

Gäbe es in London einen Mann, wie der arme Teufel von Poeten, den ich oben angeführt habe, so würde man seine Talente nicht übersehen, es würde sich ein Geschäft finden, das ihm die gehörige Aufmunterung und die verdiente Belohnung gewährte. Man kann zwar in England Männer von Verdienst, ja sogar von Genie finden, die in Dunkelheit schmachten; allein solche Beispiele sind selten, und die Ursache ihrer Vernachläßigung ist gewöhnlich ein auffallender, anstößiger Fehltritt, der wenig geringer als ein Laster ist. Ich meine nicht jugendliche Talente, denn diese werden eine Zeitlang vernachläßigt; dies rührt aber mehr davon her, daß sie noch nicht gehörig ausgebildet, als daß sie unbekannt sind. Es giebt in den Reden dieses Redners zwei charakteristische Züge, die besondere Aufmerksamkeit verdienen, weil sie ein merkwürdiger Beweis von der angewohnten Paradesucht sind, welche den Gegenstand meiner gegenwärtigen Untersuchung ausmacht. Dieser Mann hatte in Sauval, Pignatiol und in andere Geschichtschreiber von Paris geguckt, wie man aus den Thatsachen und Mährchen sieht, die in seiner Flugschrift vorkommen. Wenn er aber das wiederholt, was er von Schwätzern gelernt hatte, so erhält man einen augenscheinlichen Beweis von seiner Unwissenheit. Er spricht von Astronomen, erzählt aber, daß die Sonne

gegen die Erde hinwandere und daß sie stets auf Reisen sey. Dies ist ein Irrthum, der unter dem unwissenden Haufen, vielleicht aller Nationen, gewöhnlich ist, vorzüglich aber hat es der geschwätzige Pariser in der Gewohnheit, ihn zu wiederholen.

Ich blieb einmahl in der Vorstadt St. Antoine stehen, und hörte einem Sackpfeifer zu, der den lumpigten Gästen einer Kneipe die Zeit vertrieb. Ich hielt irrigerweise die Sackpfeife für ein Instrument, das in Paris wenig bekannt sey und hörte mit besonderer Aufmerksamkeit zu, um mich nicht zu betrügen. Einer der Gäste kam an die Thüre, besah mich und errieth unstreitig, daß ich nicht sein Landsmann sey. An Verstand glauben die Franzosen alle andere Nationen zu übertreffen und daher ein Recht zu haben, jedermann zu foppen; mit dieser Einbildung näherte sich mir, wie ich glaube, auch der Mann, sah zuerst mich, dann die Sonne an, die zwar verdunkelt, aber nicht mit Wolken bedeckt war und fragte:

„Was denken Sie davon, mein Herr?"

„Was meinen Sie, mein Herr?"

„Diese Erscheinung dort oben (indem er nach der Sonne wies)."

„Ihr Spaß ist zu grob, mein Herr!"

„Nein, ich bin ein Franzos und ein ehrlicher Mann, ich wünsche aber Belehrung. Nähert sich uns jetzt die Sonne oder entfernt sie sich von uns?"

Die Selbstzufriedenheit und der Selbstdünkel dieses Mannes bei seiner impertinenten Anrede an mich, die mit seinem erbärmlichen Ansehen und seiner unbedeutenden Figur in gewaltigem Contraste stand, mußte jeden Zuhörer zu einem herzlichen Lachen bewegen; ich lachte selbst und verließ ihn.

Um wieder auf meinen Straßen-Poeten zu kommen, so bestand der zweite charakteristische Zug darin, daß er zwei Exemplare von seiner Pfennigs- und Zwei-

pfennigsschrift an die National-Bibliothek abgeliefert hatte; denn er verkaufte zwei Ausgaben, die eine, die noch einmal so viel kostete, hatte einen Nachtrag und war gerade noch einmal so stark.

Kann irgend ein Umstand einen Franzosen ein Ansehen von Wichtigkeit oder Größe geben, so läßt er ihn selten aus der Acht. So ungereimt, abgeschmackt oder lächerlich eine solche Prahlerei auch seyn mag, er ist mit Willen oder aus Gewohnheit blind; seine Nachbarn sind es auch, und da alle auf ausgezeichnete, bewundernswürdige und ehrenvolle Eigenschaften Anspruch machen, so geben alle dieser Verblendung gegen Inkonsequenz Nahrung, und halten diejenigen, die sich oft rühmen und die keine Vorwürfe machen, für die artigsten und wohlerzogensten Leute von der Welt.

Jedes vernünftige Wesen giebt sich mehr oder weniger Mühe, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sich auszuzeichnen und eine Ueberlegenheit zu erhalten. Unter allen den verschiedenen Mitteln aber, wodurch man diese Absichten erreicht, ist Reichthum das gewöhnlichste. Die Menge der Ursachen von der Armuth bis zu dem Reichthum scheint bei einem flüchtigen Ueberblick beinahe unzählbar zu seyn; doch zweifle ich, ob die meisten nicht ihren Grund in der Eitelkeit oder in dem Stolze haben, der nach Ueberlegenheit strebt, nicht nach der Ueberlegenheit in der Weisheit oder Tugend, sondern in dem Gepränge, das die Narrheit charakterisirt, von welcher selbst nur wenig weise und tugendhafte Männer frei sind.

Nationen haben, so wie einzelne Personen, ihre besondere Eitelkeiten, auf deren Befriedigung sie ihren Reichthum verwenden. Ich meine damit nicht die Schätze, die die Regierungen besitzen oder erpressen, sondern jene gesammte Masse des individuellen Reichthums. In England herrscht glücklicherweise die Sitte, die Befriedigung der Eitelkeit in etwas, das einem rastlo-

sen Streben nach dem Nützlichen gleicht, zu suchen; allein selbst dies hat sein Uebermaaß. Die Bequemlichkeiten des Lebens sind so vervielfacht worden, daß obschon jedes Stück Hausgeräthe, jede Erfindung ihren Nutzen haben mag, doch die Grenzen der Einfachheit überschritten werden und den gesunde Verstand beleidigt wird, auch die Geräthschaften selbst etwas lästiges sind. Die Verschwendung von Mühe und Arbeit auf die kleinlichsten Dinge wird so allgemein aufgemuntert, daß die wahre Arbeitsamkeit vernichtet und die stolze Trägheit genährt wird. Ein Engländer muß eine Maschine haben, um die Arbeit mit den Händen zu ersparen, sollte er auch bloß einen Kork herausziehen wollen; hierin herrscht, so wie in den meisten Gewohnheiten, eine Uebertreibung, die aber doch auch mit außerordentlich großem Vortheile verbunden ist.

In Frankreich findet gerade das Gegentheil statt; es fehlt da an einer Menge der gewöhnlichsten Bequemlichkeiten; in den französischen Häusern sind einige verloren gegangen, andere zerbrochen und noch andere verlegt, mehrere hat man niemals angeschafft, ja nicht einmal daran gedacht. Anstatt der Menge von Geräthschaften, an die ein Engländer gewöhnt ist, findet man z. B. etwas so nothwendiges, als eine Pfefferbüchse ist, bloß auf einigen Tischen; verlangt man Pfeffer, so bekommt man ihn in einer Untertasse und streut ihn oft mit den Fingern auf die Speise; ja in mancher angesehenen Familie läuft man Gefahr, nichts zu essen zu bekommen, wenn man nicht ein Messer mitbringt; silberne Tischlöffel aber und schwere vierzinkige Gabeln trifft man in jeder honetten Familie an. Bei Tische bekommt jedermann eine reine Serviette, obschon alle ihre Gabeln und schmutzige Taschenmesser, die man niemals reinigt, am Brode abwischen. Einige wenige modische und reiche Leute nehmen so viel von den englischen Sitten und Gebräuchen an als sie kennen und als sich mit

ihren Sitten verträgt: in solchen Familien wechselt man Messer und Gabeln mit den Tellern, der grosse Haufe aber hat von einer solchen Einrichtung weder etwas gesehen noch gehört.

In England giebt es keinen Hausvater und keine Hausmutter, die es nicht für eine Schande hielte, wenn nicht alles in Ansehung des Hausgeräthes und des Tischzeuges, ihrer Anordnung, ihrer Reinlichkeit und ihres ganzen Ansehens mit einander übereinstimmte. In Frankreich geht die Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht so weit, daß ein Engländer über diese Disharmonie in das gröſste Erstaunen geräth. Glanz und Armseligkeit findet man häufig beisammen, Vergoldung und Spinngewebe, finstere Gänge und schmutzige Treppen führen nach geräumigen Zimmern, worin prächtige Sachen unordentlich und vernachläßigt unter einander liegen. Auf solche Widersprüche stößt der Beobachter beständig, und bekommt beinahe stets ein Gemälde von Gröſse und Bettelhaftigkeit zu sehen.

Mit Vergnügen bemerke ich jedoch, daß so auffallend diese Widersprüche auch sind, sie sich doch vermindern. Im Jahre 1783 waren sie so zahlreich, daß ich das, was ich sah, kaum glauben wollte. Ich gieng damals oft auf der Terrasse der Tuillerien spazieren; dies war der Ort, wo Pracht und Gröſse alles aufgebothen hatte, um Bewunderung zu erregen. Die Gärten, die Statuen und die Gebäude wetteiferten mit einander um den Vorzug; die Vorderseite des Pallastes ist einige hundert Ellen lang und mit Gallerien, Vorsälen, Säulen, Pfeilern und einer Menge anderer Verzierungen bis zum Erstaunen verschönert, und dennoch sah man täglich aus den Fenstern dieses Pallastes alte Hemden, geflickte Strümpfe, schmutzige und abgetragene Beinkleider und andere solche Sachen herabhängen, die es den Leuten, die darinnen wohnten, öffentlich sehen zu lassen, gefiel. Niemand machte eine Be-

merkung darüber, niemand verrieth die geringste Aeußerung über das Unschickliche; es war nichts weiter, als was man in jedem andern Theile der Stadt zu sehen bekam.

Im Sommer des nämlichen Jahres wurde auf den Ebenen von Sablons eine Musterung gehalten, der die königliche Familie und der vornehmste Adel Frankreichs beiwohnten. Ganz Paris strömte dahin, ich war auch dabei, und war nicht wenig über das, was ich sah, erstaunt. Es sollte unstreitig ein prächtiges Schauspiel seyn; der Adel, der sich durch die Gegenwart des Monarchen geehrt fühlte, sollte alle seine Pracht aufbieten, und da, wie man mir sagte, nichts dem Glanze Frankreichs gleich käme, so war meine Erwartung aufs höchste gespannt.

Ich wohnte dem Aufzuge bei, folgte ihm, untersuchte ihn, starrte an und gerieth in Erstaunen; dies war aber nicht die Art von Erstaunen, die ich erwartet hatte. Worte können das Gemälde nicht schildern.

Man denke sich eine Reihe von schwerfälligen, schlecht gebauten plumpen Wagen, wovon die meisten alt und ehemals vergoldet gewesen waren; das Gold aber war durch die Zeit und durch die Witterung halb zerstört worden. Es waren mehrere sechsspännige Wagen darunter, jedes Pferd schmückte ein Federbusch, der ehemals weiß ausgesehen hatte, jetzt aber noch mehr als schmutzig aussah. Die Pferde waren auf eine noch widersprechendere Art angeschirrt, das eine hatte altes, das andere neues Geschirr und das dritte gieng an Stricken. Einige von den Livreen der Kutscher, der Bedienten und der Postillions waren mit Tressen überladen; die Röcke waren vielleicht neu, der Huth und die übrigen Theile aber alt. Einige giengen in glänzenden Scharlachkleidern und weißen Strümpfen mit großen Löchern an den Fersen. Beinahe auf jedem Wagen standen hinten drei bis vier Bediente und so viele schmutzige

Savoyarden, als Platz hatten; man denke sich nun alles dies und noch weit mehr, und man bleibt immer noch weit von der Wahrheit entfernt. Der damalige französische Adel war gewohnt, die Unterhaltung und Bekanntschaft von Gelehrten zu suchen und glich hierin gar nicht dem englischen Adel. Fremde finden im Auslande, besonders aber in England eine weit günstigere und leichtere Aufnahme als in ihrem Vaterlande. Unter andern Personen dieser Klasse wurde ich bei meinem ersten Aufenthalt zu Paris mit einem jungen Edelmanne bekannt, der nachmals in der Revolution als Befehlshaber fiel, und dessen Namen ich aus Achtung nicht nenne. Er war ein jüngerer Zweig von einer der ersten Familien Frankreichs, besaß gefällige Sitten, ein gutes Herz und einen mittelmäßigen Verstand.

Er wünschte mir eine Gefälligkeit zu erzeigen und lud mich daher schriftlich zu einem Frühstücke ein, und ob ich schon keinen Titel hatte, so fand er es dennoch für gut, mir einen zu geben; er setzte zu meinem Namen: ein englischer Gelehrter, weiter konnte in diesem Lande die Artigkeit nicht gehen.

Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an und gieng an dem bestimmten Morgen nach seinem Hotel in der Nähe der Vorstadt St. Honoré. Er war zwar verheirathet, allein seine Gemahlin lebte bei ihren Anverwandten und er schien als Junggeselle zu leben. Als ich mich nach ihm erkundigte, so sagte mir der Schweizer, er sei noch nicht aufgestanden, rufte aber den Bedienten, der mir sein Zimmer zeigte. Er entschuldigte sich und aus seinem Betragen konnte ich errathen, daß er die Einladung vergessen hatte, nachher aber verwandelte sich mein Zweifel in Gewißheit.

Das Hotel, in dem er lebte, war groß, das Meublement war von der nämlichen Art gewesen, fand sich aber jetzt in einem Zustande von Verfall; es muste sehr alt seyn, denn in Frankreich sind alle Geräthschaften

so

so schwerfällig, daß sie gemeiniglich ein Jahrhundert dauern können.

Der Marquis kleidete sich an, sprach mit seinem Bedienten, schickte ihn fort und sagte zu mir, das Frühstück werde sogleich bereit seyn.

Der Bediente kam gleich nachher wieder zurück und zischelte seinem Herrn etwas ins Ohr, der ihn unwillig anzuhören schien und ihn nochmals fortzugehen befahl, um ein Frühstück zu holen. Der Mensch kam zum zweiten und drittenmal mit leeren Händen zurück; der arme Marquis konnte seinen Unwillen nicht länger mehr so ganz unterdrücken, und ich erfuhr den Grund des Streites und der Verlegenheit. Das Frühstück, das er mir geben wollte, bestand blos in einer Bouteille Wein, in Brodt, einigen Aepfeln oder Weintrauben; aber selbst diese konnte er nicht erhalten. Der Marquis hatte kein Geld, war wahrscheinlich schon im Rückstande und der unverschämte Schweizer wollte durchaus nicht seinen Credit weiter für ihn verbürgen.

Der unglückliche gutlaunige Marquis entschuldigte sich gegen mich und mußte selbst gehen; er erreichte wirklich seinen Zweck und man brachte endlich Brodt und Wein. Bei einer andern Gelegenheit aber waren seine Finanzen oder sein Credit in bessern Umständen: denn er gab ein öffentliches Frühstück, wozu der Herzog und die Herzogin von Chartres, nachher Orleans und mehrere Anverwandte und Freunde des Marquis eingeladen waren. Man forderte mich auf, eine Scene aus dem Macbeth vorzulesen, wobei man mir vielen Beifall ertheilte, ob man schon von dem armen Shakespeare sehr wenig verstand. Ich befand mich in einer sehr unangenehmen Lage. Der Graf von Cazuelan war zugegen, der damals den Protektor der englischen Literatur in Frankreich machte und an der Spitze einer Art von Parthei stand; denn alle solche Dinge sind dort Parthei- und Factionssachen. Er hatte

sogar eine Uebersetzung Shakespears versucht und mit Othello angefangen; diesem Stücke setzte er im Französischen seinen Namen vor; nachmals aber nahm er Le Tourneur zum Gehülfen an, der in Frankreich wegen seiner Uebersetzungen aus dem Englischen, besonders aber der Nachtgedanken von Young vortheilhaft bekannt ist. Mit diesen beiden Männern wurde ich genau bekannt. Der Graf sollte die beste englische Bibliothek in Paris besitzen, und Le Tourneur war ein höchst gutmüthiger und artiger Mann und von den Franzosen als Uebersetzer sehr bewundert.

Eilftes Kapitel.

Die eben angeführten Anekdoten dienen zur Erläuterung des Contrastes, den man in den Nationalsitten und in der Nationaldenkart bemerkt. Der erwähnte Edelmann gehörte zu dem höhern Adel; dies war eine Classe von Menschen, mit deren Vorrechten die englische Peerschaft in neuern Zeiten gar nichts ähnliches hat: ihre herrschaftlichen Rechte, ihre besondere Gerichtsbarkeit, ihre Macht zu strafen und ihre Territorialgebräuche waren die Geißel der Monarchie.

Wie widersprechend und sonderbar kommen uns alle diese Einrichtungen vor! Wie schrecklich muß die Tirannei in solchen Fällen gewesen seyn, wo sie alle ihre Macht gebrauchten, wo sie sich alle Frevel erlaubten, und Strafen verfügten, die eine verderbliche Gewohnheit eingeführt und das Gesetz gestattet hatte; wie unbedeutend aber mußte bisweilen auch ihr Ansehen seyn, da Bediente und Portiers einem so bevorrechteten Herrn eine Bouteille Wein abzuschlagen wagten!

Ein englischer Peer, wie zusammengeschmolzen auch sein Vermögen und wie gebeugt auch sein Stolz seyn möchte, würde unstreitig einen solchen Vorfall nicht gelassen ertragen haben; er hätte sich aber leicht einen an-

dern gefallen lassen, den ein Franzose von gleichem Range für sehr viel erniedrigender gehalten haben würde; allein die Umstände und die Sitten ändern sich. Ich lese jetzt z. B. in einer Zeitung von einer Frau, die vor einem englischen Gerichtshofe einen Eid abgelegt hat, daß ein Graf, der so weit herabgekommen ist, daß er in möblirten Miethszimmern wohnen muß, seinen Hauszins nicht bezahlt, und daß sie ihm nicht so viel Credit geben will, als ein paar Schuhe werth sind. Unter der ehemaligen französischen Regierung würde man in einem Gerichtshofe eine solche Aussage nicht allein nicht angenommen, sondern sie würde auch, wenn sie gegen einen Peer des Reichs gerichtet gewesen wäre, die persönliche Freiheit des Zeugen in große Gefahr gesetzt haben.

Ein adlicher Emigrant, der einen Theil seiner Grundstücke gerettet hatte, erhielt von seinem Pachter ein Paar welsche Hähne zum Geschenk; diese verkaufte er ohne alle Umstände an den Restaurateur, bei dem er gewöhnlich speis'te. Ein Engländer, der dies wußte, bemerkte, daß das, was dieser Edelmann ohne alles Bedenken, und als ob nicht die geringste Schande damit verbunden wäre, that, kein brittischer Peer gethan haben würde.

Als ich diese Bemerkung hörte, glaubte ich dasselbe; nachdem ich aber den oben angeführten Fall von einem Peer in den englischen Zeitungen gelesen habe, fange ich stark an dem zu zweifeln an, was möglich oder nicht möglich ist. Vor dem gesunden Menschenverstande that der Emigrant nichts, was ihm Schande machte; dies war auch in den Augen seiner Landsleute nicht der Fall, ob es schon gewiß ist, daß einem angesehenen Engländer, der sich so etwas hätte zu Schulden kommen lassen, eine solche Handlung würde für höchst niedrig ausgelegt worden seyn; dieser Unterschied hat seinen Grund in der Verschiedenheit der Nationaldenkart.

Die Nachbarschaft und die Verbindung des Großen und Kleinen, oder wenn ich so sagen darf, die Größe und die Bettelhaftigkeit ist allenthalben sichtbar, wo sich in Frankreich die Größe zeigt. Der Anzug des gemeinen Volks sieht außerordentlich schlecht aus; dies rührt nicht bloß davon her, daß er aus groben abgetragenen und oft ausgeflickten Zeugen besteht, gewöhnlich tragen die Mannspersonen eine Jacke oder Weste mit Aermeln, Beinkleider, die bloß bis an die Knie reichen und nicht zugeschnallt sind, bisweilen ohne Strümpfe und im Winter Holzschuhe. Der Anzug der Weiber ist der nämliche; sie tragen ein leinenes oder wollenes Camisol oder Corset, das schmutzig oder schlecht aussieht, mit Aermeln oder ohne Aermel, Holzschuhe oder Pantoffeln, keine Schnürbrüste, keinen Huth, bisweilen Strümpfe, bisweilen auch nicht, und rechnet man den Mangel an Strümpfen ab, so kann jeder, trotz seines schlechten Anzuges oder seiner Lumpen die Museums, die Gärten und die öffentlichen Plätze besuchen. Hierüber habe ich eine herzliche Freude, der Anblick aber bleibt nicht weniger schreiend und widersprechend.

Was das Louvre anbetrifft, so ist dieser Pallast seit der Revolution bis neuerlich von Künstlern bewohnt worden *); unter seinen Säulenhallen findet man Antiquare, Buchhändler und Kleinhändler. Nach der Meinung der Franzosen ist die Vorderseite das größte Meisterstück der neuern Baukunst Außer den angeführten Buch- und Kramläden, sind die Verhältnisse der Hallen dieser Vorderseite durch Bretter gänzlich zerstört, die man als einen einstweiligen Thorweg aufgenagelt hat, damit man des Nachts zumachen kann: die gegenüberstehenden Gebäude sind nicht allein schlecht und wenig übereinstimmend, sondern der offene Platz oder das un-

*) Im Herbste des Jahres 1805 mußten alle Künstler und Gelehrte, die darin wohnten, schnell ausziehen, weil die Regierung das Louvre ausbauen und für sich behalten will. D. Uebers.

regelmäßige Viereck, das dazwischen liegt, ist auch mit einem elenden hölzernen Geländer eingefaßt, das sich eher für einen Pachterhof als für einen Pallast schickt. Die Fenster dieser berühmten Vorderseite waren zerbrochen, mit Papieren verklebt oder mit Brettern verschlagen, oder mit alten Hemden, Strümpfen und dergleichen Sachen verziert.

Ich kannte verschiedene Künstler, die im Louvre wohnten und habe sie besucht. Ihre Wohnzimmer waren geräumig, und wenn Meubles darinnen waren, so glichen diese denen ihrer Mitbürger. Wollte man sie besuchen, so mußte man bisweilen finstere und schmutzige Treppen hinaufsteigen, durch öde Gallerien und Vorsäle gehen, wo man unbearbeitete Queerbalken, rohe Stämme, unvollendete Mauern und jede Art von Armseligkeit beisammen antraf. Bekam man sie zum erstenmale zu Gesichte, so gewährten sie das Bild von gefährlichen Ruinen, dergleichen bloß Räuber und verwegene Banditen zu bewohnen wagen. Diese finstern Treppen und dunklen endlosen Gänge mußte ich hinaufgehen, als ich zum erstenmale einen Mann von Genie besuchte, der schon einer der ausgezeichnetesten Künstler Frankreichs ist und vielleicht in Zukunft der erste seyn wird; ich meine Gerard, der von Geburt ein Italiener und, wenn ich mich recht erinnere, ein Römer ist. Ich würde ihn nicht gefunden haben, wenn mich nicht zum Glück einige Schüler David's zurecht gewiesen hätten, die aus ihrer Mahlerstunde kamen. Sie dachten nicht im geringsten daran, daß sie in einem dunkeln beschwerlichen Labyrinthe wanderten, sie waren daran gewöhnt; erinnerten sich aber sogleich daran, sobald sie hörten, daß ein verirrter Fremder nach einem Künstler fragte, den sie so hoch schätzten und mit dessen Wohnung sie in diesen wilden und ungeheuern Ruinen so genau bekannt waren.

Die reinliche und gesunde Sitte des warmen Ba-

dens ist in Frankreich sehr gewöhnlich. Gerard befand sich in seinem Badezimmer; man brachte mich zu ihm; er bat mich, ich möchte mir einige Minuten in dem Zimmer die Zeit vertreiben, wo einige von seinen Gemählden hingen. Meine kleinen Beschwerlichkeiten wurden mir durch den Anblick seines Portraits, von Madame Bonaparte, seines Belisarius und durch andere seiner Arbeiten reichlich vergolten.

Was St. Cloud jetzt ist, weiß ich nicht; allein als ich Paris verließ, gab es keinen Pallast oder irgend ein öffentliches Gebäude daselbst, das die geringste Aufmerksamkeit verdient hätte. Ueberhaupt that man damals noch nichts für die Ausbesserung der Gebäude die verfallen waren, bloß der Pallast der Tuillerien ausgenommen; allein selbst hier, wo Bonaparte seine Residenz aufgeschlagen hatte, waren die Gärten im Lenotreschen Geschmack eingerichtet und machten keinen angenehmen Eindruck; sie waren mit einer leichten schmutzigen Lattenflackete umgeben. Zwar bemerkte man endlich diesen Uebelstand; denn man fing an der Stelle, zunächst dem Pallaste, ein eisernes Geländer zu errichten an; allein es ist höchst unwahrscheinlich, daß es jemals vollendet werden wird. Ob ich schon genug Widersprüche in den Sitten und in der Denkart der Franzosen angeführt habe, so kann ich doch folgenden Zug nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er einen Mann betrifft, der durch seine philologischen Untersuchungen in ganz Europa bekannt worden ist.

Bei meinem ersten Aufenthalte zu Paris, that mir ein gelehrter Freund den Vorschlag, mich bei Court de Gebelin einzuführen, der damals einige von seinen Quartbänden über Sprache und grammatische Forschungen herausgegeben hatte. Seine Gelehrsamkeit war bei weitem nicht sein einziges Verdienst; er besaß einen sanften Charakter, ein wohlwollendes

Herz und wahrhaft gesellige Eigenschaften. So hörte ich ihn bei seinen Lebzeiten schildern und dies dient zum Beweise, daß das Lob, das man ihm nach seinem Tode ertheilte, wohl verdient war. Noch nicht ein Jahr nach meinem Besuche, fiel er, wie man sagt, im neun und funfzigsten Jahre seines Alters, als ein Opfer der Versuche, die ihn sein Zutrauen zu dem Magnetism an sich selbst zu machen oder machen zu lassen verleitete.

Er hatte von der französischen Akademie den Preis erhalten, und stand an der Spitze eines Museums. Ich hatte nicht bloß die Absicht, diesen würdigen Gelehrten zu besuchen, sondern auch das Museum zu besehen, an dessen Spitze er stand.

Der Name Museum spornte meine Erwartung; ob ich gleich keine solche Wissenschaften getrieben hatte, so hatte mir doch oft die Mannigfaltigkeit und der Reichthum des brittischen *) und leverianischen **) Museums Vergnügen gemacht; die Ausdrücke, mit denen man mir Court de Gebelin und die Anstalt unter seiner Aufsicht beschrieb, leiteten mich auf die Vermuthung, daß ich Dinge zu sehen bekommen würde, die es mit allem, was ich gesehen hatte, aufnehmen, wo nicht dasselbe übertreffen würden. Dies Museum lag in der Straße Dauphine, jetzt Thionville, der neuen Brücke gegenüber, und hier hatte er auch seine Wohnung. Bei meiner Ankunft zeigte er mir zuerst sein Studierzimmer; dies war eine kleine Stube mit einigen Bücherbrettern, in denen hauptsächlich die Manuscripte seines Monde primitif***) und andere Werke standen, die als die Ar-

*) Enthält Schriften und Seltenheiten, und wurde im Jahre 1752 errichtet. D. Uebers.

**) Enthält bloß Naturseltenheiten, und verdankt seine Entstehung dem Sir Ashton Lever. D. Uebers.

***) Monde primitif analysé et comparé avec le monde moderne. Paris 1774, 4. D. Uebers.

Reisen eines einzigen Mannes zahlreich genug waren; was die Bücher- und Schriftsteller-Anzahl betraf, die er anzuführen, so hatte er schon anfänglich seine Zuflucht zu den öffentlichen Bibliotheken in Paris genommen, zu denen jedermann leicht Zugang haben kann. Wir kamen bald auf das Museum zu sprechen und er sagte mir, daß es noch nicht ganz in dem vollkommenen Zustande sey, den es erhalten könne und in dessen Hinsicht er sich für die Zukunft die größten Hoffnungen machte. Ich fand, daß der Zweck der Anstalt nicht bloß auf ein Cabinet von Merkwürdigkeiten ginge, sondern daß es ein Ort seyn sollte, wo sich die Gelehrten zu philosophischen Untersuchungen versammelten, und in dieser Absicht sollte das Museum mit Allem reichlich versehen werden.

Nach dieser Einleitung verfügten wir uns nach dem Saale selbst, der wie gewöhnlich prächtig, herrlich und groß war, mein Erstaunen war es auch; dies rührte aber nicht von der Menge der Naturmerkwürdigkeiten her, die ich darin fand, denn es war gänzlich leer, es enthielt weiter nichts als einen einzigen fossilen Knochen, übrigens sah man nichts als eine große Halle mit einer Menge hölzerner Bänke.

Ich ärgerte mich und machte über diese Nationalsmart und die pomphaften Versprechungen, über die Vereinigung des Großen und Kleinen sehr bittere Bemerkungen. Man muß viel mit der Welt umgegangen seyn und richtig denken gelernt haben, wenn man nicht eine Nation auslachen und verachten soll, sobald man Beispiele bemerkt, die so unvernünftig, lächerlich oder abgeschmackt sind. Dieser Fall gleicht in der That zehntausend andern, die man in Frankreich antrifft, wo man täglich große Entwürfe macht, welche man kaum gefaßt hat, als man sich schon einbildet, sie seyn wirklich ausgeführt und sie auch so beschreibt.

Woher mag es wohl kommen, daß man die Folgen der verderblichen Art von Heuchelei, die man Galanterie nennt, so unvollständig einsieht? Wie gieng es zu, daß Frankreich die alte eingewurzelte Eifersucht in Italien, Portugal und Spanien zum Schweigen brachte, und eine Zügellosigkeit einführte, die für die Sittlichkeit höchst verderblich ist, ob sie schon das physische Leben mit keiner so grossen Gefahr bedroht?

Das Unheil, das die Eifersucht anrichtet, scheint man eingesehen zu haben; dasjenige aber, das die Galanterie bewirkt, wird noch täglich durch alle mögliche Kunstgriffe der Falschheit verkleistert, und ihre Vertheidiger lassen sich von den glänzenden Farben, womit sie das Laster schildern, und es Tugend nennen, hinreissen.

Die Charakterzüge der Eifersucht sind wild, schrecklich und daher häßlich; die Galanterie scherzt und lächelt, ihre Sprache bezaubert durch ihre Sanftheit und ihre Süßigkeiten haben allen möglichen Reiz der Schmeichelei; sie erinnert an alles, was angenehm seyn kann, erregt die zartesten Empfindungen im Gemüth, nimmt die Larve des reinsten Wohlwollens an, und flößt die ausschweifendsten Hoffnungen und Träume einer ewigen Glückseligkeit ein. Da nun die Galanterie sich aller möglichen Kunstgriffe bedient, so sollten wir auf ihre Folgen höchst aufmerksam seyn.

Entgegengesetzte Sitten bewirken eine entgegengesetzte Denkart und einen gegenseitigen Tadel. Die Franzosen beschuldigen die Engländer, daß sie die Frauenzimmer vernachlässigten, ihre Unterhaltung verachteten und ihren Umgang mieden, um sich der gehässigen Sitte des Trinkens zu überlassen, wodurch das Blut entflammt, die zarten Empfindungen des Gemüths ausgetilgt und die Gesundheit auf Generationen zerstöhrt wird. Diese schwere Beschuldigung ist

unglücklicher Weise nur zu sehr gegründet; wir haben aber den Trost, daß dies Unglück täglich abnimmt.

Wie ganz anders fällt das Gemählde aus, das die Engländer von den Franzosen entwerfen und was nicht weniger Wahrheit hat! Wenn die Franzosen auch die Frauenzimmer durch Vernachlässigung nicht beleidigen, so fügen sie ihnen dennoch ein weit größeres Unrecht zu; sie entehren sie durch Heuchelei, sie muntern sie zur Gefallsucht auf, sie gewöhnen sie an Ränke und indem sie vorgeben, daß Anbetung ihnen gebühre, und daß sich nur Barbaren ihrem Vergnügen und ihrem Geschmacke widersetzen, geben sie ihnen zu einer Menge Kunstgriffe Veranlassung, welche die Aufklärung verhindern und die Eintracht in den Familien zerstören.

Das ist noch nicht alles Unglück, das die Galanterie anrichtet: da die Männer den Weibern stets vorplaudern, so werden sie selbst Schwätzer, sie tändeln so lange mit ihnen, bis sie selbst Kinder werden, sie lehren ihnen Heuchelei, bis sie alle Aufrichtigkeit vernichtet haben; durch die Aufmunterung der Gefallsucht haben sie sich zu einer Nation von männlichen Koketten gemacht, ja sie sind sogar noch stolz auf diesen verächtlichen Namen, und durch die Erfindung und Bekanntmachung der schändlichsten Kunst, nämlich der Verführung, haben sie Frankreich an eine systematische häusliche Verrätherei gewöhnt, und die ganze bürgerliche Gesellschaft damit angesteckt; will man diese wieder ausrotten, so wird man viel Zeit und Geduld nöthig haben.

So schwer dieser Vorwurf auch ist, so ist er doch nicht übertrieben, ja er bleibt noch hinter der Wahrheit zurück; allein hier bleibt uns wieder der Trost, daß jetzt die Künste der Galanterie, so verwegen sie auch noch sind, doch weder so viele Frechheit noch so mächtige Beschützer, als in alten Zeiten mehr haben,

und da die Aufklärung immer weitere Fortschritte macht, so sind ihre Lobredner weder so zahlreich, noch können sie so leicht hintergehen als vormals. Ich will hier einige Thatsachen anführen, die meine Behauptung hinlänglich rechtfertigen sollen.

Daß die Künste der Verführung noch immer in Frankreich sehr im Schwange gehen, weiß jeder, der da gewesen oder auf die öffentlichen Ereignisse aufmerksam gewesen ist, welche niemand, der lesen kann, unbekannt seyn können; doch bemerkt man eine Veränderung in den Sitten und eine Abnahme der höchst verderblichen Folgen dieser Künste. Daß eine solche Veränderung schon lange vor der Revolution sichtbar war, sieht man aus folgender Stelle, des St. Foix — einer Stelle, die sich durch die sonderbare Klage des Verfassers auszeichnet.

„Es ist noch kein halbes Jahrhundert, wo man Mühe gehabt haben würde, funfzig bis sechszig unterhaltene Maitressen in Paris aufzufinden, und wer hielt sie? Glückspilze oder alte Herren, die sich vom Hofe zurückgezogen hatten und die froh waren, eine Art von Haus zu halten, und nach ihrer Bequemlichkeit mit einen oder zwei Freunden zu speisen. Diese Frauenzimmer giengen einfach gekleidet, hielten keine Equipagen und vermieden alles öffentliche Aufsehen. Der feine gebildete Mann war galant, wünschte zu gefallen, hing sich an Frauen von Stande und suchte sich das zu verschaffen, was man damals des bonnes fortunes *) nannte; dies verrieth Delikatesse und eine gewisse Selbstachtung. Jetzt ist dies ganz anders. Wer hätte es wohl glauben sollen, daß sich ein Franzose so tief erniedrigen würde? Man behauptet, es gäbe jetzt in Paris beinahe dreitausend Frauenzimmer, die sich von Mannspersonen unterhalten liessen."

*) D. h. so viele tugendhafte Weiber als möglich zu verführen.

„Wer ist dies Frauenzimmer in der nächsten Loge, und mit so vielen Diamanten geschmückt ist?"

„Wie, Sie kennen es nicht? Es ist ja die Maitresse Ihres Mannes!"

„Jenes dort ist die Maitresse Ihres Vaters," sagte ein wilder Jüngling zu einem seiner Freunde *).

Die hier geschilderte Frechheit des bis auf den heutigen Tag unterhaltenen Frauenzimmers, ist ein sehr nachtheiliges Uebel; allein die Klage, daß jetzt weniger von unsern Weibern und Töchtern verführt werden als ehemals, dient zum Beweise einer Nationaldenkart, welcher die fürchterlichen Folgen dieser Sitte auf die auffallendste Art zeigt. Wenn es Personen giebt, die solche zügellose Lüste oder eine so verdorbene Denkart haben, daß sie behaupten, daß dies freie gemeinschaftliche Beisammenleben beider Geschlechter ein Glück und kein Unglück sey, so können sie doch schwerlich behaupten, daß Betrug, Verrätherei, Familienuneinigkeiten, häusliche Zwistigkeiten, Haß und getheiltes Interesse, keine Uebel seyn: dies sind die Resultate der Künste der Verführung und dies werden sie, wie man kühn behaupten kann, stets bleiben; hier aber nennt man sie Delikatesse und Selbstachtung.

Daß jene höchst verderbliche Art von Galanterie von der St. Foix sagt, sie sey in Abnehmen, alle Gunst genoß, welche Macht, Größe und Reichthum verleihen kann, davon giebt es mehr Beweise, als zu manch Zeit zu sammeln oder Lust durchzulesen hat; doch will ich einige Thatsachen anführen, welche obige Behauptung bestätigen sollen.

In der französischen Geschichte ist die Aufeinanderfolge der königlichen Maitressen vielleicht eben so vollständig, und sicherlich weit zahlreicher als jene der Königinnen. Die Geliebte eines Königs zu seyn, war eine Ehre, nach der jedes schöne Frauenzimmer am Hofe

*) Vol. III. p. 444.

stobte; gab es einmal eine, deren Tugend sich durch eine solche Auszeichnung beleidigt fühlte, nach welcher so viele eifrig rangen, so führte man sie als ein seltenes Beispiel an; ob aber dieser Widerwille in ihren Launen oder in ihrer Tugend seinen Grund hatte, schien schwer auszumachen zu seyn. Unter diesen Sonderbarkeiten zeichnet sich die Antwort aus, welche Catharina von Roham, Schwester des Vicomte von Rohan gab. Dieser jungen Dame machte Heinrich IV., einer der galantesten Fürsten der damaligen Zeit, sagt mein französischer Autor, eine Liebeserklärung. Sie erwiederte: „um ihre Gemahlin zu werden, Sire, bin ich zu arm, und für ihre Maitresse von einer zu guten Familie*)."

Ich weiß nicht, wie man folgende Thatsache mit St. Foix's Behauptung vereinigen soll; allein das Beispiel, das der König gab, stand in solchem Ansehn, daß ich von verschiedenen Personen gehört habe, jeder Hofmann der dem Monarchen, besonders unter der Regierung Ludwig XV. zu gefallen wünschte, habe es für eine Art von öffentlicher Pflicht gehalten, eine Maitresse zu haben. Hiervon konnte ihn keine andere auch noch so heilige Pflicht, freisprechen; Abbés, Erzbischöfe, Cardinäle hielten Maitressen, und es war gar keine Frage, ob sie Lust dazu hatten oder nicht. Niemand fühlte sich darüber beleidigt, die Erfüllung dieser Pflicht forderte der Hofanstand. Man suchte die Sache gar nicht geheim zu halten und diese Sitte war so fest eingewurzelt, daß sie alles Ansehen der Hofetiquette erhielt. Als wir Versailles besuchten, zeigte uns der Schweizer, der noch an dem ehemaligen Hofe gewesen war, besonders die Stelle, die der königlichen Maitresse in der Capelle des Königs angewiesen gewesen war, und erzählte uns von der Menge ihrer Begleiter nebst allen Ceremonien und Ehrenbezeugungen, die ihr erwiesen worden.

*) Moeurs et coutumes etc. Vol. III, p. 30.

Dies war jedoch bloß bei der erklärten Maitresse der Fall, die oft die Geschicklichkeit besaß, ihren Einfluß noch nach dem Verlust ihrer Reize zu behaupten; nicht selten erreichte sie diesen Zweck dadurch, daß sie für neue Liebschaften sorgte, und sorgfältig dahin sah, daß diese häufig wechselten, weil sonst eine neue Maitresse hätte Zeit erhalten können, ihr ihr Amt und ihre Gewalt zu nehmen. Solche zügellose Ausschweifungen an dem französischen Hofe waren so bekannt, daß jeder Bediente davon wußte und sich darüber aufhielt.

Die Buchdruckerkunst und die Aufklärung wird endlich dieser schändlichen Sitte ein Ende machen, denn man wird einsehen lernen, daß sie im höchsten Grade schändlich und nachtheilig ist. Aus dem wenigen, was uns die Geschichte von Frauen, wie Fredegonde aufbewahrt hat, kann man mit Recht schließen, daß, wenn man damals die öffentlichen Ereignisse aufgeschrieben, man sehen würde, daß sie eben so wenig tugendhaft und in ihren Liebschaften noch weit verdorbener als nachher waren.

Die französischen Schriftsteller sind sehr geneigt, leichtsinnig über den Mangel an Keuschheit hinwegzufahren, und die Verletzung aller Treue und alles Glaubens, welche Handlung sie Liebe nennen, als weibliche Schwächen zu schildern, die das andere Geschlecht nur um so liebenswürdiger mache. Wenn St. Foix von Gisla und Rotrude, Töchtern Karls des Großen spricht, denen der Vater ihr lockeres Leben aus Liebe nachgesehen hätte, so fährt er folgendermaßen fort:

„Als Ludwig der Fromme den Thron bestiegen hatte, nahm er sich vor, sie zu bessern; er fing damit an, daß er zwei Herren zum Tode verurtheilte, die ihre Liebhaber seyn sollten. Er glaubte, dies Beispiel werde andere abschrecken, und sie würden keine

Liebhaber mehr bekommen; allein er scheint sich geirrt zu haben. denn es fehlte ihnen nie daran."

„Diese Prinzessinnen besaßen großen Verstand, liebten die Wissenschaften und waren herablassend, großmüthig, freigebig und gut, kurz so wie gewöhnlich alle galanten Frauen sind, ohne Ränke, Eigennutz oder Ehrzeiz *)."

Johanna von Burgund, Gemahlin Philipps des Langen von Frankreich, wird von Brantome und St. Foix der schändlichsten Ausschweifungen beschuldigt.

„Nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie im Hotel de Nesle, das in der Nähe der Stelle stand, wo jezt die Münze ist, die sich auf der Südseite der Seine befindet. Hier paßte sie gewöhnlich auf die Vorbeigehenden; sah sie nun eine Mannsperson vorbeigehen, die ihr gefiel, so schickte sie ihr nach, sie mochte nun von einem Stande seyn, von welchem sie wollte. Hatte sie ihre Lüste befriedigt, so warf man sie von dem Thurme in den Fluß. Ich habe, sagt Brantome, diese Nachricht von sehr vielen Personen in Paris bestätigen hören; niemand besteigt den Thurm, ohne die Sache zu erzählen **)."

Ein neuerer Schriftsteller Du Radier scheint unwillig zu seyn, daß St. Foix oder ein anderer neuer Schriftsteller solche Beschuldigungen wiederholt, die verschiedene Geschichtschreiber, wie er sagt, der berüchtigten Königin von Navarra gemacht haben; die Galanterien dieser letzten Königin werden wegen ihrer Talente und Geschicklichkeit theils geläugnet, theils entschuldigt ***).

Es giebt wenige Frauen, die sich mehrerer Verbrechen schuldig gemacht haben, wenn die Geschichte

*) Vol. III. p. 253.
**) Vol III. p. 148.
***) Dictionaire Histor. Vol. IV. p. 694.

nicht ganz lügt, als Johanna von Neapel, die in ihrem neunzehnten Jahre den Thron bestieg. Nachdem der obige Schriftsteller die Ermordung ihres Gatten, Andreas Königs von Ungarn, ihre Vermählung mit Ludwig von Tarent, ihre Entthronung durch Andreas Bruder, ihre dritte und vierte Vermählung und die Art erzählt hat, wie sie von ihrem angenommenen Anverwandten Duras zwischen Matrazen erstickt wurde, fährt er folgendermaßen fort:

„Diese Prinzessin wurde von den Gelehrten außerordentlich bedauert, die an ihrem Hofe eine Freistatt fanden. Sie war eben so schön als einsichtsvoll und besaß beinahe jede Tugend. Die Nachwelt, die immer gerecht verfährt, sobald sie gehörig unterrichtet ist, bemitleidet sie, weil die Ermordung ihres ersten Gemahls mehr die Folge ihrer Schwachheit als ihrer Verderbtheit war, weil sie erst neunzehn Jahr alt war, als sie in das Verbrechen willigte, und weil man ihr nachmals keine Ausschweifung, keine Grausamkeit oder Ungerechtigkeit mehr vorwarf *)."

Es ist merkwürdig, daß die Namen, mit denen wir durch die französischen Dichter, Geschicht- und Romanschreiber als Frauen von ungewöhnlichem Rufe am meisten bekannt sind, königliche Maitressen sind. Der Agnes Sorel schreibt man jede Tugend, ausgenommen die Keuschheit zu, die von solchen Schriftstellern kaum für eine Tugend gehalten wird. Fontenelle preis't sie als die Retterin der Monarchie. Franz I. machte ein Gedicht auf sie; selbst der Abbé Millot schreibt ihr einen Theil von dem Ruhme ihres Geliebten Karls VII. zu; er macht jedoch die traurige aber richtige Bemerkung: „Carls Maitresse theilte den Ruhm seiner Regierung, während seine Gemahlin Maria von Anjou, eine vortreffliche Prinzessin, sich mit dem unbe-

*) Dict. Hist. Vol. IV. p. 697.

unbedeutenden Verdienste begnügen mußte, die Treulosigkeit ihres Gemahls geduldig zu ertragen." Agnes Sorel starb im Jahre 1450. *)

Ludwig XI., Agnes bekannter Feind, befand sich in der Kirche zu Loches, wo sie begraben lag; die Canonici glaubten sich ihm gefällig zu machen, und baten daher, er möchte den Leichnam aus dem Chor der Kirche wegschaffen lassen, wodurch er so geschändet worden sey. „Ich will dies, erwiderte der König, sobald Ihr alles das zurück gebt, was Ihr von ihr erhalten habt." Damit sie in dem Chor der Kirche begraben würde, hatte Agnes ihr einen prächtigen Teppich, mehrere Juwelen und zweitausend Goldkronen vermacht.

Die Gemahlinn Karls VIII. und Ludwigs XII., Anna von Bretagne hatte einen ungeselligen zurückstoßenden Karakter, wünschte aber doch die Ehre der Frauen zu retten; sie stiftete daher, zu Gunsten aller Damen, die ihre Tugend frei von Tadel oder Verdacht erhalten hatten, eine Art von religiösem Orden: dieser Orden, setzt St. Foix etwas boshaft hinzu, dauerte nur so lange, als die Königinn lebte; denn man fand es außerordentlich schwer, Beweise zu liefern.

Nach ihrem Tode vermählte sich Ludwig XII., der damals dreyundfunfzig Jahr alt war, und einen Nachfolger wünschte, mit der Schwester des Königs von England, Heinrichs VIII., Maria. Obschon Ludwig einer der besten Monarchen war, die Frankreich jemals gehabt hat, so hatte er sich doch in seiner Jugend Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen; er besaß eine schwache körperliche Constitution, und starb in noch nicht ganz drei Monaten nach seiner Vermälung. Seine Lobredner beklagten ihn, als

*) Millot Elémens de l'histoire de France T. II. p. 259.

habe er sich für das Beste seines Volks aufgeopfert; Andere behaupten spöttisch: Heinrich habe ihm einen Paßgänger geschickt, um ihn in den Himmel oder in die Hölle zu bringen *).

Franz I. war ein gewaltiger irrender Ritter; er zeigte sich sowohl im Kriege als in der Liebe als ein Held, d. h. als ein Mann, der leidenschaftlich Böses thut, aber auf eine solche Art, daß er Bewunderung, ja sogar Erstaunen erregt, und der zum Beweise dient, daß, hätte er seine Geisteskräfte durch Grundsätze der Tugend und des Wohlwollens leiten lassen, sie eben so genialisch und wohlthätig gewesen seyn würden, als sie Erstaunen erregten. Könnte man jetzt noch die Liste seiner Maitressen auffinden, so würde sie blos dem Weisen zur Belehrung dienen; er fiel als ein Opfer seiner Liebschaften und starb eines elenden Todes an einer Krankheit, die jetzt nur zu gemein ist, und die man damals für halb unheilbar hielt. Die schöne Eisenhändlerin, deren Portrait von Leonardo da Vinci, das sich jetzt in der Gallerie des Louvres befindet, und den Künstlern wohl bekannt ist, war die Veranlassung seiner Krankheit: die sonderbare Art, wie ihm dieselbe soll mitgetheilt worden seyn, die Eifersucht des Eisenhändlers, die Dazwischenkunft eines Mönchs, die Beweggründe dieses Fanatikers, der den Beschützer der Lutheraner zu vernichten wünschte, und die Mittel, wodurch er seine heilige Absicht erreichte, erzählt St. Foix **).

*) St. Foix. Vol. III. pag. 322.

**) Der Eisenhändler hieß Lünel. Ein spanischer Kaplan von der Armee Kaiser Karls V., der über Paris nach den Niederlanden reiste, drängte sich zu ihm, und stürmte so lange in ihn, bis er ihn gänzlich zum Fanatiker gemacht hatte. „Euer König", sagte der Bube, „nimmt den Lehrbegriff der Lutheraner in Deutschland in Schutz, und wird ihn euch bald in Frankreich einführen. Rächet Euch an ihm und an Eurer Frau; Ihr leistet dadurch der Religion einen Dienst. Bringt ihm jene Krankheit bei, gegen

In den Jahrbüchern der Galanterie hat lange Zeit der Name der Diana von Poitiers geglänzt. Sie war die Gemahlin des Groß-Senechals der Normandie, die Tochter des Grafen St. Vallier und Ehrendame der Königin Claudia. Ihr Vater, der überwiesen war, die Flucht des Connetable von Bourbon begünstigt zu haben, war zum Tode verurtheilt, und wurde blos durch Dianens Fürbitte gerettet, in deren Schönheit sich Franz I., als er sie sah, verliebte. Dies ist der nehmliche St. Vallier, dem in einer Nacht die Haare grau geworden seyn sollen. Der Sohn und Nachfolger Heinrichs II. verliebte sich noch mehr in Dianen, und wurde in ihrem vierzigsten Jahre, als er nur achtzehn Jahr alt war, ihr Geliebter; dies geschah mehrere Jahre vor seines Vaters Tode, und sie blieb es so lange, als ihr Geliebter lebte, selbst da noch, als sie schon sechzig Jahr alt war; sie soll alle ihre Reize und die ganze Thätigkeit ihrer Jugend bis an das Ende ihres Lebens behalten haben. Heinrich's Leidenschaft für sie ging so weit, daß er sie nicht allein zur Herzogin erhob, sondern auch eine Medaille auf sie schlagen ließ; von dieser Leidenschaft trifft man noch jetzt an mehreren

welche noch kein gewisses Mittel bekannt ist!" „Wie soll ich ihn aber anstecken, weder ich noch meine Frau haben jene Krankheit." Hierauf sagte der Mönch, daß er sie habe; „ich hebe meine Hand in die Höhe, rief er aus, und beschwöre es. Bringt mich nur des Nachts eine halbe Stunde lang statt Eurer zu eurer treulosen Frau, und ich stehe für das Uebrige."

Als der schändliche Pfaffe Lüne'n dahingebracht hatte, daß er seinem Plane Gehör gab, verfügte er sich an einen Ort, wo er überzeugt war, daß er angesteckt werden würde, und brachte durch Lünels Frau dem Könige die Krankheit bei, und da der Mönch schon vorher ein geheimes Mittel besaß, so heilte er sich selbst in kurzem wieder. Die arme Frau aber starb nach einem Monate, und nachdem Franz I. drei bis vier Jahre lang die schrecklichsten Schmerzen ausgestanden hatte, erlag er endlich 1547 unter dieser Krankheit, die man damals allgemein für unheilbar ansah. D. Uebers.

Orten des Louvre Beweise an, indem man die Anfangsbuchstaben von Heinrich und Diana in einem Kreuz verschlungen findet.

Nach dem Pater Bodin zog Heinrich II. die Polygamie den Tod zu; ich habe aber keinen andern französischen Schriftsteller gefunden, der nur einen Wink zu geben schiene, daß Diana von Poitiers die Maitresse von Vater und Sohn gewesen sey. Vorurtheile nehmen sehr widersprechende Richtungen.

Gabrielle d'Estrées war eben so berühmt als Agnes Sorel und Diana von Poitiers, und zeichnete sich nicht weniger durch ihre Schönheit als durch ihren Einfluß aus. Sie war die Geliebte Heinrichs IV., und die Abentheuer, die er mit ihr bestand, sind zahlreich; mehrere darunter sind wahrhaft romantisch. Hierunter gehört seine Verkleidung als Landmann, um sie aufzusuchen; seine Trennung von ihr, um den Spaniern entgegen zu gehen und sie zurückzuschlagen, und sein Brief vor der Schlacht, worinne er ihr schreibt: „Sie kennen mich zu gut, als daß sie glauben sollten, ich würde die Flucht ergreifen, wenn ich geschlagen werde; mein letzter Gedanke wird Gott seyn, und mein vorletzter Sie."

Ein anderer Zug, der zwar bekannt ist, kann nicht oft genug wiederholt werden, weil er Heinrich so sehr zur Ehre gereicht. Obschon die Gewalt dieses Frauenzimmers über ihren Liebhaber so groß war, daß sie ihn vermocht hatte, ein Katholik zu werden, und alle Veranstaltung zu treffen, Margaretha von Valois zu verstoßen, damit sie (Gabrielle) den Thron bestiege, so konnte sie es doch nicht dahin bringen, daß er den tugendhaften Sully verabschiedete. Als sie ihn zu dieser niederträchtigen Handlung verleiten wollte, gab ihr Heinrich zur Antwort: „Madame, dies thue ich nicht; und damit sie ruhig werden, und nicht mehr den übeln Einfall bekommen,

gegen meinen Willen zu handeln, erkläre ich ihnen, daß wenn ich Einen oder die Andere fortschicken sollte, ich mich eher von zehn solchen Geliebten wie Sie sind, als von einem so treuen Diener, wie er ist, trennen würde."

Während sie mit ihrem Geliebten beschäftigt war, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihrer Verheirathung im Wege standen, wurde sie plötzlich, wie man glaubt, durch Gift hinweggerafft, und ihr Gesicht, das vor wenigen Stunden noch so schön gewesen war, hatte ein häßliches Ansehen bekommen. Heinrich trug bei ihrem Tod Trauer um sie. Sie war die Schwester des Gesandten d'Estrées, der einige historische Werke geschrieben hat, worunter die Mémoires de la Régence de Marie de Medicis das Hauptwerk zu seyn scheinen *).

Das sanfte und nachgiebige Betragen der Margaretha von Valois gegen ihren Gemahl, der sie verstoßen wollte, erregt Verwunderung: sie erzählt die Sache selbst in ihren Denkschriften, wo sie ihre Gefühle schildert, die sie in dem Augenblicke empfand, wo sie schrieb, und wo sie die Umstände überblickte, die ihr so vielen Schmerz verursachten. Für Heuchelei kann man ihre Schilderung nicht erklären; denn so weit hätte dieselbe nicht gehen können, wenn die Schriftstellerin nicht von Natur einen liebenswürdigen Charakter besessen hätte. Es ist die Geschichte von einer von Heinrichs Maitressen.

„Da sich Fosseuse mit Tages Anbruch krank befand, und in dem Zimmer der Ehrendamen lag, so schickte sie nach meinem Arzte, und bat ihn, er möchte dem König, meinem Gemahl, davon Nachricht geben, welches er auch that. Wir (ich und der König) schliefen, wie gewöhnlich, in einem Zimmer, aber in verschiedenen Betten. Als ihm der Arzt diese Nach-

*) Dictión. Historique. Vol. III. pag. 490.

richt hinterbrachte, schien er sehr unruhig zu werden und wußte nicht, was er thun sollte; denn von der einen Seite fürchtete er, er möchte entdeckt werden, von der andern, er möchte sie vernachläßigen; denn er war heftig in sie verliebt."

„Endlich entschloß er sich, mir alles zu gestehen, und mich zu bitten, hinzugehen und ihr beizustehen; da er wohl wußte, daß ich, trotz allem dem, was vorgefallen war, stets bereit seyn würde, ihm in allem zu dienen, was ihm Vergnügen machen könne."

„Er zog meinen Bettvorhang auf, und sagte zu mir; ich habe Ihnen etwas verschwiegen, was ich Ihnen gestehen muß; ich bitte Sie, mir zu verzeihen, und das, was ich Ihnen bei dieser Gelegenheit sage, zu vergessen; erzeigen Sie mir nur die Gefälligkeit, sogleich aufzustehen, und Joffeuse Hülfe zu leisten, die sich sehr krank befindet. Sie wissen, wie sehr ich sie liebe; ich bitte Sie daher nochmals um diesen Dienst."

„Ich erwiderte ihm: daß ich ihn zu sehr achtete, als daß ich mich über etwas beleidigt fühlen sollte, was von ihm herrühre; ich würde so verfahren, als ob sie meine Tochter wäre; ich bäte ihn aber, er möchte auf die Jagd gehen und jedermann mitnehmen, damit kein Geklatsch darüber entstände. Ich ließ sie sogleich aus dem Zimmer der Ehrendamen in eine entfernte Stube bringen, um ihr mit meinem Arzte und meinen Frauen beyzustehen, und dahin zu sehen, daß man alle Sorge für sie trage. Mit Gottes Hülfe gebar sie nur eine Tochter, und diese war schon zur Welt gekommen."

„Der König, mein Gemahl, besuchte mich nach seiner Zurückkunft von der Jagd, und fand mich wieder im Bette, weil ich von dem allzufrühen Aufstehen und von der Arbeit müde geworden war, die ich übernommen hatte, um ihr Beistand zu leisten. Er bat

mich, aufzustehen, und sie zu besuchen. Ich sagte, ich hätte dies schon gethan, als sie meinen Beistand nöthig gehabt hätte; jetzt aber wäre alles vorbei, und wenn ich sie besuchte, so würde ich die Sache eher bekannt machen als verheimlichen, und jedermann würde mit Fingern auf mich weisen. Er war höchst ärgerlich über mich, was mir sehr mißfiel, denn ich glaubte für das, was ich des Morgens gethan hatte, keine solche Belohnung zu verdienen." *)

Wer sollte aber wohl glauben, daß diese Margaretha auch nicht einen Funken von Tugend besaß? Ihre gefällige Antwort, ihre thätige Theilnahme und ihre Sorge für das Kind tragen ganz das Gepräge der Wahrheit. Wenn man aber die Geschichte des Privatlebens dieses königlichen Ehepaars liest, so kann man keine Worte finden, um die Täuschung, den Schmerz, und den Verdruß auszudrücken, den man empfindet. Catharina von Medicis, die schändliche Mutter der Margaretha, hatte die Gewohnheit, als eine Maaßregel ihrer abscheulichen Politik, die schönsten Frauenzimmer Frankreichs an ihrem Hofe zu halten, damit sie sich mit den Anführern und Adlichen, die sie am meisten zu gewinnen wünschte, in Intriguen einließen. Ihre Tochter folgte ihrem Beispiele, und das Frauenzimmer, gegen welches sie mit ihrer Unterstützung so bereitwillig war, war Eines von denen, das sie absichtlich dazu bestimmt hatte, sich mit Heinrich in Liebeshändel einzulassen, den sie nicht liebte, auf den sie aber aus Haß gegen ihren Bruder, Karl IX., Einfluß zu haben eifrig wünschte, um sich den Maaßregeln desselben entgegen zu setzen.

Der gelehrte Pibrac, der eine Vertheidigung der Pariser Bluthochzeit geschrieben hat, welches er aber, wie man sagt, hat thun müssen, dient zum auffallen-

*) St. Foix. Vol. III. pag. 272.

den Beweise, wie schändlich sich Heinrich und Margaretha betrugen. Er wurde von Catharina von Medicis an Heinrich IV. gesandt, der damals bloß noch König von Navarra war, und der, wie der Geschichtschreiber sagt, die Nothwendigkeit fühlte, einen Mann zu gewinnen, der Catharinens Vertrauen so ganz genoß. Margaretha, die so wie ihr Gemahl die Nothwendigkeit einsahe, ihn zu fesseln, suchte ihn in sich verliebt zu machen, welches auch Heinrich geschehen ließ. Sie machte sich ein boshaftes Vergnügen daraus, diesen ernsten und gesetzten Mann zu demüthigen. Pibrac that alles, was sie wünschte, und Catharina, die keine so lächerliche Leidenschaft bei einem so weisen Manne ahnete, ließ sich von ihrem Vertrauten leiten, der wieder von Margarethen geleitet wurde *).

Es giebt wenig Denkmähler in der Geschichte, die den Sitten, den Ränken und der sogenannten Galanterie der Höfe so zur Schande gereichen, als die Erklärung Heinrichs IV., um die Scheidung von dieser Margaretha von Valois zu erhalten. Er schildert sich selbst als den größten Wollüstling, und gesteht, daß seine Geduld in den politischen Schwierigkeiten seiner Lage ihren Grund habe. Immer hat man politische Ursachen zur Entschuldigung der schändlichsten Kunstgriffe und der ungeheuersten Verbrechen angeführt.

Daß Heinrich manche große Eigenschaften besaß, davon dienen seine Handlungen zum hinlänglichen Beweise: hätte er in einem andern Zeitalter gelebt, so würden sie auch anderer Art gewesen seyn; wäre das Zeitalter und die Umstände, die ihn mit so vieler Kraft zu handeln nöthigten, der Tugend günstig gewesen, welch einen ganz andern Glanz würde

*) Diction. Historique. Tom. III. pag. 575.

seine Regierung darbieten! So wie uns jetzt ist, verdunkelt die starke Mischung von Leichtsinn in seinem Charakter, seine unmäßige Spielsucht und seine Ausschweifungen in der Liebe ihren Glanz, und es wird viel Zeit dazu gehören, ehe diese Fehler und Laster vergessen werden.

Ich kann den blendenden Anstrich nicht mit Stillschweigen übergehen, welchen St. Foix dem Betragen der Margaretha von Valois giebt. Folgendes sind seine Worte:

„Ich achte, wie meine Nachbarn, an einer Frau die Tugend; ob sie aber schon mehrere Liebhaber gehabt haben, und sich manche Schwächen mag haben zu Schulden kommen lassen, so glaube ich doch nicht, daß wir ohne Barmherzigkeit über sie herfallen dürfen, wie man es mit dieser armen Fürstin gemacht hat, die gleichwohl für den Ruhm und die Ruhe des Staats die besten Absichten hatte, und die mit dem besten Herzen und der großmüthigsten, mitleidsvollsten und edelsten Seele großen Verstand und Schönheit verband. Als eine ächte Erbin des Hauses Valois, sagt Mezerai, machte sie nie ein Geschenk, ohne sich dabei zu entschuldigen, daß es so klein sey; sie war eine Zuflucht der Gelehrten; immer speiseten einige an ihrer Tafel und sie benützte ihren Umgang so gut, daß sie besser sprach und schrieb, als irgend ein Frauenzimmer der damaligen Zeit. Einen Theil des Tages brachte sie im Bette zu, wo sie von sehr kleinen Sängern umgeben war, die ihr vorsangen. Bei ihrem Aufenthalte zu Toulouse, erzählt der Präsident La Roche, empfieng sie das Parlament in einem weißen damastenen sehr reichen Bette, an dessen Fuße kleine Choristen standen, die sangen und die Laute spielten. Niemand in Europa konnte so gut tanzen. Johann von Oestreich, Gouverneur der Niederlande, reis'te mit der Post von Brüssel Incognito

nach Paris, um sie auf einem großen Balle tanzen zu sehen."

Alles dieses klingt sehr gefühlvoll und es ist gewiß, daß ein allgemeiner Abscheu herrschen sollte, irgend jemand ohne Mitleid anzugreifen; noch größer aber sollte der Abscheu seyn, dem Laster einen falschen Anstrich zu geben, und Thatsachen zu verschweigen, deren öffentliche Bekanntmachung sehr heilsam seyn würde.

Zwölftes Kapitel.

Eine kurze Uebersicht der Fortschritte in der Galanterie wird hier bei der Schilderung einer Nation, die sich für die artigste hält, nicht ganz an der unrechten Stelle seyn.

Die Türken schienen, sowohl durch ihre Meinungen als durch ihre Waffen, einigen Eindruck gemacht zu haben; denn St. Foix führt Gregoire von Tours an, um zu beweisen, daß auf dem Concilium zu Macon hitzig über die Frage gestritten worden sey: ob die Weiber Menschen seyen oder nicht; und daß endlich nach vielen Streitigkeiten beschlossen worden sey, daß sie zum menschlichen Geschlechte gehörten *). Auf dem nämlichen Concilio beschloß man auch, daß jeder Laie, der einen Priester oder Archidiaconus unterweges antreffe, seinen Nacken hin halten solle, um sich darauf treten zu lassen, daß, wenn ein Laie und ein Priester sich einander zu Pferde begegneten, der Laie Halt machen, und dem Priester seine Ehrerbietung beweisen solle, und daß, wenn der Priester zu Fuße gienge und der Laie ritte, der letztere vom Pferde steigen, und sich nicht eher wieder aufsetzen sollte, als bis der Priester eine Strecke Weges weg sey: dies alles wurde bei Strafe geboten,

*) St. Foix. Vol. IV. pag. 31.

deren Dauer und Größe in dem Belieben eines jeden Metropoliten stand *).

Die Strafen waren damals äußerst scharf; rührte jemand die Hand eines freyen Frauenzimmers ohne ihre Einwilligung an, so mußte er für dieses Vergehen eine Strafe von funfzehn Sols in Golde erlegen; nahm er sie bei dem Arme, so mußte er das Doppelte dieser Summe bezahlen; berührte er ihren Busen, so war die Strafe viermal so hoch.

Unter der Regierung Philipps V. hatte eine Gesellschaft von Fanatikern, die sich den Liebhaberhund nannte, den tollen Einfall, die Größe ihrer Leidenschaft dadurch zu beweisen, daß sie jeder strengen Witterung der Jahreszeiten einen unüberwindlichen Widerstand leisteten. Ritter, Herren und Damen, Verheirathete, und Unverheirathete, die in diesen Bund aufgenommen waren, durften, nach den Gesetzen seiner Einrichtung, bei kaltem Wetter nur sehr wenige Kleidung tragen; war es aber recht heiß, so mußten sie sich in eine Menge Kleider einhüllen. Im Sommer machte man große Feuer an, an denen man sich wärmte, als ob die strengste Kälte herrsche. Im Winter hingegen hätten sie sich es zur Schande angerechnet, wenn man sie in ihren Häusern gefunden hätte; Blumen und Laub, wenn sie dergleichen erhalten konnten, machten dann ihr einziges Feuerholz aus. Trat Einer von dieser Gesellschaft in ein Haus, so sorgte der Wirth recht sorgfältig für das Pferd des Liebhabers, ließ ihn schalten und walten wie er wollte, und kam nicht eher wieder hinein, bis er weg war. Gehörte er zu der Brüderschaft, so erhielt er bei dem Gatten der Frau, die ein Mitglied des Ordens, und die der Gegenstand seiner Bemühungen war, die nemliche Aufnahme. Diese tolle Gesellschaft dauerte so lange fort, bis der größte Theil der Liebhaber vor

*) St. Foix. Vol. VI. pag. 81.

Kälte starb. Sie sprachen von der Standhaftigkeit, der Stärke und dem Feuer ihrer Flammen. Das Wort Hahnrey hielt man ehemals für eine solche Beschimpfung, daß derjenige, der eine solche Beleidigung erhielt, seinen Gegner tödten durfte.

Von der Galanterie der damaligen Ritter und Damen erzählt St. Foix mehrere charakteristische Züge. „In den Ritterzeiten durfte sich niemand schmeicheln, den Damen zu gefallen, als in wie ferne er sich durch Muth und Geschicklichkeit in kriegerischen Uebungen auszeichnete; ihre Anbeter suchten sie unter den Tapfern aus; die Beweise, die sie von der Würdigkeit eines Liebhabers und der Stärke seiner Anhänglichkeit verlangten, waren Kämpfe, Siege und Trophäen. Sie sahen sie lieber umkommen als fliehen."

Als Marivaut, Einer der tapfersten Edelleute in der königlichen Armee, einstmals Marolles antraf, der in der Bundesarmee diente, so fragte er ihn: ob nicht Einer unter seiner Gesellschaft sey, der Lust habe, mit ihm zur Ehre der Damen eine Lanze zu brechen. „Tausend," erwiederte Marolles, „sie brauchen aber blos mich."

„Sie sind also ein so tapferer Held und ein so hitziger Liebhaber," rief Marivaut aus? „Gut, ich achte Sie um so mehr." Der Kampf wurde den folgenden Tag festgesetzt, und es wurden große Zubereitungen dazu getroffen. Beide Armeen und alle Damen waren von Marolles Siege Zeuge, der seinen Gegner mit seiner Lanze die Augen durchbohrte; Marivaut stürzte tod zu Boden. Der Sieger wurde mit Musik, Frohlocken und Jauchzen nach Paris gebracht. Die Damen krönten ihn. Alle Straßen waren mit Menschen angefüllt, um ihn vorbey gehen zu sehen, und Abends Freudenfeuer zu machen. Die Prediger des Bundes schrieen von der Kanzel: „David hat den Philister Goliath getödtet!" und die

witzigen Köpfe, die ihm zu Ehren Gedichte verfertigten, machten ein Anagramma aus seinem Namen: Claudius de Marolles, adsum in duello clarus *).

Als Franz I. eines Tages mit einem Löwen kämpfte, und eine Dame ihren Handschuh hatte fallen lassen, sagte sie zu de Lorges: „wünschen Sie, daß ich glauben soll, Sie lieben mich so innig, als Sie mir alle Tage durch Schwüre versichern, so holen Sie meinen Handschuh wieder."

De Lorges sprang unter die wüthenden Thiere, hob den Handschuh auf, kehrte zurück, warf ihn der Dame ins Gesicht, und wollte sie trotz aller ihrer Kunstgriffe und Gefälligkeiten nie wieder sehen **). Er besaß eben so viel Muth als gesunden Menschenverstand.

Aus solchen Anekdoten lernt man die Veränderung kennen, welche die Zeit und die Aufklärung nach und nach in den Sitten bewirkt haben. Diese edle Denkart steht indessen mit der groben und zügellosen Galanterie, welche die Geschichte erwähnt, in einem sonderbaren Contraste.

Der Herzog Ludwig von Orleans, der im Jahre 1407 in Begleitung zweier Herren, die beide ein einziges Pferd ritten und dreier Bedienten zu Fuß, welche Fackeln vor ihm hertrugen, ermordet wurde, besaß viel Witz und sah außerordentlich schön aus. „Er war, sagt Brantome, ein großer Verführer der Damen des Hofs und vom höchsten Stande." St. Foix führt aus Brantome folgende Anekdote von diesem Herzoge an: „Eines Morgens schlief eine Dame bei ihm, deren Mann ihn zufälligerweise besuchte, um ihn einen guten Morgen zu bieten; er deckte den Kopf dieser Dame zu und enthüllte den ganzen übrigen Körper, ließ sie ihm nak-

*) St. Foix. Vol. III. p. 464. 466.

**) St. Foix. Vol. III. p. 91.

kend sehen und nach Belieben anfühlen, jedoch verbot er ihm bei Lebensstrafe, die Decke nicht von ihrem Gesichte wegzunehmen. Als der arme Teufel in der darauf folgenden Nacht bei seiner Frau schlief, sagte er ihr: der Herzog von Orleans habe ihm die schönste Frau, die er jemals gesehen, nackend gezeigt; wie sie aber im Gesichte ausgesehen, das könne er nicht sagen, weil sie dasselbe stets mit einer Hülle bedeckt gehabt habe."

Ich will über diese Erzählung keinen Commentar machen, sondern bloß bemerken, daß man sie in jeder französischen Gesellschaft als eine angenehme Anekdote, ohne Beleidigung eines Mannes oder einer Frau, erzählen kann; dies wäre aber auch kein Unglück, wenn dies nicht mit der Gesinnung der Fall wäre, mit der man sie anhört und wieder erzählt.

Der Name dieser Dame war Mariette d'Anghien, ihr Gemahl war der Sire de Canni de Barennes; und aus diesem Umgange, setzt Brantome hinzu, entsprang der brave und tapfere Bastard von Orleans, Graf von Dunois, die Stütze Frankreichs und die Geißel der Engländer. Dieser berühmte Graf war, wie es damals Sitte war, stolz auf seine Geburt und unterschrieb sich gewöhnlich Johann, Bastard von Orleans. (Jean bâtard d'Orleans). Der Mangel einer ehelichen Geburt, sagt St. Foix, war damals weder eine Schande noch eine Unregelmäßigkeit. Don Mabillon führt in seinen Jahrbüchern einen gewissen Gauthier an, der in den Unterschriften einen Urkunde der Sohn seiner Mutter heißt. Wilhelm der Eroberer prahlte noch mit seiner unehelichen Geburt, als er schon den Thron bestiegen hatte. Die Könige des ersten und zweiten Stammes machten keinen Unterschied bei der Vertheilung des Königreichs zwischen gesetzmäßigen und natürlichen Söhnen.

Diese Sitte beschränkte sich jedoch bloß auf die anerkannten Bastarde der Prinzen und Adlichen, die übri-

gen Bastarde waren Sklaven. In den ersten Zeiten der römischen Kirche, machte der Mangel einer ehelichen Geburt niemand unfähig, in den geistlichen Stand zu treten, oder Pfründen zu erhalten; in dem neunten Jahrhunderte aber erklärten einige Concilien die ungesetzmäßigen Kinder für ehrlos und des geistlichen Standes für unfähig. Zu Gregors VII. Zeiten erhielt dies Gesetz in der lateinischen Kirche allgemeine Gültigkeit, und wurde von dem lateranischen Concilium bestätigt *).

Als sich die rohen Sitten dieses unwissenden Zeitalters gänzlich veränderten, nahmen auch die Monarchen und ihre Maitressen die Denkart des Zeitalters an. So ein lebhaftes Temperament Heinrich IV. besaß, so kaltblütig war sein Sohn und Nachfolger. Ludwig XIII. soll sich zweimal verliebt haben, und noch dazu in Damen, die sich beide durch ihre Tugenden auszeichneten; doch setzt man hinzu, daß dieser phlegmatische und bigotte Monarch auch nicht sehr ungestüm gewesen sey und daß sein Minister Richelieu alle Kunstgriffe aufgeboten habe, die Nebenbuhlerschaft einer Lieblingsmaitresse zu verhüten, während die Königin im ächten Geiste solcher Höfe, auf ihre politischen Absichten und deren Durchsetzung aufmerksam, alle Eifersucht unterdrückte und alle Mühe vergeblich anwandte, um eine Trennung ihres Gemals und seiner Maitresse, Louise de la Fayette, zu verhindern, die in ihrem Interesse gewesen zu seyn scheint. Maria von Hautefort, Tochter Carls Marquis von Hautefort, war die andere Dame, zu der Ludwig eine Zuneigung fühlten **).

Der Sohn dieses Monarchen, Ludwig XIV. war gänzlich von seinem Vater verschieden; seine Liebeshändel sind jetzt hinlänglich bekannt, vielleicht aber nicht die Anzahl seiner Beischläferinnen, obschon jene seiner Maitressen. Der Charakterzug, der sie wesentlich von

*) St. Foix. Vol. III. p. 480.

**) Dictionn. historique. Vol. III. p. 584. u. Vol. IV. p. 367.

andern unterschied, bestand darin, daß sie, außer der Herzogin von Fontanges, die im zwanzigsten Jahre ihres Alters starb, sämmtlich in ihrem Alter Betschwestern wurden. Nach dieser Zeit wurde es für galante Frauen, welches so viel bedeutete, als verheirathete Weiber, welche mehrere Liebhaber hinter einander haben, Mode, daß sie, wenn sie alle Hoffnung verloren hatten, noch fernere Eroberungen zu machen, fromm wurden und sich von ihrem Beichtvater regieren ließen. Ihre Bekehrung wird in jeder Gesellschaft, wo die Frommen zusammen kommen, von Priestern und Bußfertigen gelobt; sie rühmt sich ihrer neuen Verbindung und ist stolz darauf, daß sie nunmehr unter dem Schutze eines heiligen Mannes steht, und auf immer mit ihrem Heilande verbunden ist.

Meine Absicht geht jetzt nicht dahin, mich mit religieusen Meinungen in einen Krieg einzulassen oder sie zu beleidigen; allein ich bin überzeugt, daß jeder rechtschaffene Mann, zu welchem Glauben und zu welcher Secte er sich auch bekennen mag, mit mir die zügellosen Geschöpfe verwünschen wird, die, wenn sie sich am Körper geschwächt haben und gänzlich entkräftet sind, dann ohne Scheu den Namen der Bräute Gottes annehmen.

Noch kurz vor der Revolution war es die gewöhnlichste Unterhaltung der Schwätzer, daß diese oder jene Dame vom ihrem Liebhaber verlassen worden sey, der Welt entsagt habe, fromm geworden sey und sich gänzlich der Leitung ihres Beichtvaters überlassen habe.

Diese Sitte herrscht noch jetzt. Eines Abends erzählte man, daß eine Dame, die in der Gesellschaft bekannt war, endlich einen Beichtvater angenommen habe. „Ist dies möglich?" rief ein Herr aus, der sie nur ein einziges Mal gesehen hatte. „Ich hätte sie für noch nicht so alt gehalten!" kurz, wenn eine Frau keinen Liebhaber mehr bekommt und ihre Reize verblüht sind,

sind, so nimmt sie einen Beichtvater an, um ihre schwankenden Tritte zu leiten, so wie dies in England eine alte Dame mit einem Stocke mit einem goldenen Knopfe that.

Die Herzogin von Valiere wird nicht bloß in Büchern, sondern auch in dem berühmten Gemälde Le Bruns als eine reuige Sünderin dargestellt. Le Brun hat sie in der ganzen frommen Verlegenheit der reuigen Magdalena gemahlt. Sie wurde in der Liebe Ludwigs XIV. durch die Herzogin von Montespan ausgestochen. Diese war an dem Marquis von Montespan verheirathet, der sein Interesse seiner Liebe aufgeopfert hatte, und nachdem sie an dem Hofe eingeführt worden war, opferte sie ihren Gemahl, ihre Treue und ihre Ehre auf. Der Monarch errieth ihre Absichten und erklärte anfänglich, alle ihre Mühe werde umsonst seyn; sie verstand aber die Kunstgriffe einer Coquette und kannte die Eitelkeit des Mannes zu gut, als daß ihr Unternehmen nicht hätte gelingen sollen. Sie liebte ihn übermäßig, machte ungeheuern Aufwand, überließ sich den tollsten Launen, verleitete den König zu kostspieligen Thorheiten, empörte seine Leidenschaft durch ihr gebieterisches und ungestümes Temperament, und verlor nach und nach ihren Einfluß: die Herzogin von Fontanges war ihre erste Nebenbuhlerin, und nach dem Tode dieser jungen Schönheit die Frau von Maintenon. Ihre Frömmigkeit war eben so heftig als es ihre Leidenschaften gewesen waren; sie zeichnet sich noch durch die freudige Ergebenheit aus, mit der sie den Ungehorsam ihrer Dienstleute ertrug.

Diese fromme Dame wünschte, daß nach ihrem Tode ihre Eingeweide herausgenommen und in dem Kirchspiele St. Joseph beigesetzt würden; allein der Gestank, den sie verbreiteten, war so groß, daß der Träger umkehrte und sie den Capuzinern von Bourbon überließ; der Pater Guardian, der ihren Gestank

nicht ertragen konnte, soll sie sogar den Hunden vorgeworfen haben. Als man zu Versailles erzählte, daß man so mit ihren Eingeweiden umgegangen sey, fragte einer ihrer Freunde: ob sie dergleichen gehabt habe? „Es war, setzt mein Autor hinzu, ein Hoffreund."

Die Frau von Maintenon ist wegen ihrer Frömmigkeit noch berühmter als ihre Vorgängerinnen; dieselbe scheint auch vernünftiger und zweckmäßiger gewesen zu seyn. Das Kloster St. Cyr, von dem sie die Stifterin ist, wurde nach Grundsätzen angelegt, von denen mehrere das höchste Lob verdienen, ob sie schon mit dem Aberglauben der damaligen Zeit untermischt sind; in ihrem Alter aber wurden sie durch ihre zunehmende Bigotterie entstellt. In ihrer Jugend hatte sie den komischen Dichter Scarron geheirathet, nicht als Gatten, von dem eheliche Pflichten erwartet werden, sondern als eine Zuflucht gegen Mangel. In dieser Absicht schlug er ihr die Heirath vor und überließ ihr die Wahl des Ehestandes oder einer solchen Unterstützung, als er ihr ohne eine eheliche Verbindung geben konnte. Seine Absichten waren edel und auch sie scheint in diesem Falle keinen Tadel verdient zu haben.

Nachmals wurde sie die Nebenbuhlerin ihrer Wohlthäterin, der Frau von Montespan, die sie am Hofe einführete. Von der Sünde der Undankbarkeit sprach sie unstreitig ihr Freund, der berüchtigte Beichtvater Ludwig XIV. der Pater de la Chaise los, auf dessen Rath sie der König heirathete, ob er gleich damals acht und vierzig Jahr alt und sie noch zwei Jahre älter war. Ihre Erhebung machte sie aber nur unglücklich; sie war unaufhörlich bemüht, die Launen und die Einfälle des Monarchen zu studiren und ihn jeden Abend zu unterhalten. „Welch' eine schreckliche Quaal ist es, sagte sie zu ihrer Nichte, einem Manne die Zeit zu vertreiben, der keines Vergnügens mehr fähig ist!"

Bei meinem Aufenthalte zu Paris ereignete sich ein Vorfall, der zum hinlänglichen Beweise des Geistes der revolutionairen Unbeständigkeit dient. Die Frau von Maintenon war in dem Chor der Capelle begraben, die zum Kloster St. Cyr gehört; eine höchst ekelhafte Aufschrift stand auf ihrem Grabe, worinn sie die vortrefflichste aller Frauen ihrer Zeit und mehrerer vorhergehenden Zeitalter genannt ward, die sich durch ihre Geburt, ihren Verstand und ihre Klugheit auszeichnete, die vorzüglich wegen ihrer festen Tugend und aufrichtigen Frömmigkeit Lob verdiente, die eine zweite Esther war, weil sie dem Könige gefiel, eine zweite Judith, weil sie gern betete! Als der Volksunwille gegen Könige und Priester aufs höchste gestiegen und entschlossen zu seyn schien, alle Denkmäler ihres ehemaligen Ruhms zu vernichten, konnte auch dies Grabmal nicht unberührt bleiben; es fiel mit den übrigen, und die Capelle wurde zu ganz weltlichen Dingen bestimmt.

Im Juli 1802 weihte der Bischof von Versailles diese Capelle wieder ein. Die Obrigkeit wohnte dieser Ceremonie bei, und das O salutaris hostia von Gossec wurde gesungen. Auf das Denkmal, das zum Andenken der Frau von Maintenon errichtet wurde, setzte man folgende Aufschrift: „Das Grabmal der Frau von Maintenon, das sich in der Anstalt von St. Cyr befand, wurde unter der revolutionairen Regierung zerstört. Ihre Ueberreste wurden von dem Bürger Cronzet, Direktor dieses Hauses, gesammelt, und nach der Berathschlagung von den Administratoren des Fritanée Français Anton, Hourier, Elvi, Lefebre, Corbinnieux, Laudigeois und Nicod im dritten Jahre von Bonaparte's Consulat in diesem Denkmale beigesetzt.

Auf der andern Seite befanden sich folgende Verse:

Die Zöglinge des Collegiums St. Cyr der Frau von Maintenon.

Durch die Stiftung von St. Cyr erbaute sie Frankreich;
Ihr Grab wurde zerstört, ihre Asche geschändet:
Die Jugend seufzte und ihre Erkenntlichkeit
Errichtete ihren gerächten Manen ein anderes Grabmal.
Der Zögling Collache.

Nicht bloß Dichterwerke, Denkschriften und Lebensbeschreibungen von Privatpersonen sind voll von schmutzigen, ekelhaften und gehässigen Anekdoten Ludwigs XV. und seines Hofs, sondern auch die Geschichte selbst. Als die Frau von Pompadour selbst unfähig geworden war, sorgte sie durch Stellvertreter immer fleißig für sein Vergnügen; zum Dank für diese Dienste überließ er ihr und ihren Creaturen, als ein schwacher kindischer Greis, die Staatsverwaltung, die über das Schicksal von Millionen entschied, auf die alte und neue Welt Einfluß hatte, ganz Europa in Bewegung setzte, und Frankreich selbst in seinen Grundsäulen erschütterte. Das sind die politischen Folgen von dem frechen, ungescheuten und systematischen Laster, das man aus Höflichkeit Galanterie nennt. Der Einfluß derselben auf einzelne Privatpersonen ist noch weit verderblicher, weil man sonst seine öffentliche Ausstellung und Pracht nicht dulden würde.

Die Schriftsteller verrathen in ihren Schriften jederzeit, obschon ohne Absicht, und oft wenn sie es am wenigsten vermuthen, ihren eigenen Charakter; bei den Nationen ist dies derselbe Fall, denn in diesem Sinne sind ihre Schriftsteller die Nationen. Das Gemälde mag gut oder schlecht seyn, immer wird es die Gegenstände darstellen, die der Künstler studirt hat, und die Bilder darstellen, die ihn umringen und sein Gedächtniß anfüllen.

Es giebt kaum irgend einen Zweig in den schönen Künsten, worin man nicht jene vorgebliche Ver-

ehrung, Bewunderung und tiefe Ehrfurcht gegen die Weiber und ihre unwiderstehlichen Reize bemerkt, welche die angeblich schöne Seite ausmachen, die die französischen Schriftsteller Galanterie nennen, welche durch ihre angenehmen und bezaubernden Schmeicheleien dem herabgewürdigten und beleidigten Geschlechte so willkommen ist, an das sie gerichtet ist.

Wer mit der französischen Literatur genau bekannt ist, muß diese Wahrheit häufig bemerkt haben; es kann ihm nicht entgangen seyn, daß die ältesten und neuesten Dichter Frankreichs, sowohl die epischen und tragischen als die komischen und lyrischen, die Liebe fast ohne Ausnahme als eine heftige Leidenschaft geschildert haben, die wie eine Flamme nur einen Augenblick brennt, daß sie behaupten, eheliche Untreue sey eben kein großes Unglück, und wenn es ja eins sey, so sey es ein gewöhnliches, dem jeder Ehemann unvermeidlich ausgesetzt ist.

Allein es giebt Tausende, die nur wenig mit diesem Umstande weder durch Lesen noch durch Verkehr mit Frankreich bekannt sind. Solchen Personen wird folgende dramatische Kleinigkeit vielleicht eine angenehme, sicherlich aber eine belehrende Lektüre gewähren; sie ist aus den dramatischen Sprüchwörtern des Herrn Carmontel genommen. Dieser noch lebende Schriftsteller besitzt wenig Verdienst, ich werde aber späterhin Gelegenheit erhalten, nochmals von ihm zu sprechen.

Ich muß jedoch den Leser im voraus erinnern, daß die Sitten, die Sprache und die Laune zu französisch sind, als daß sie sich in aller ihrer Originalität im Deutschen wiedergeben ließen.

Die beiden Freunde.

Ein dramatisches Sprüchwort *).

Erste Scene.

Rasignac. La Corne.

Ras. So, mein Herr la Corne, endlich habe ich Sie gefunden. Ich bin bei Ihnen gewesen, um Kämme zu kaufen; man sagte mir aber, Sie wären nicht zu Hause.

La Corne. Ich schob auf den Boulevards Kegel. Konnte sie Ihnen meine Frau nicht geben?

Ras. O ja, aber ich wünschte eine Bouteille Wein mit Ihnen zu trinken.

La Corne. Zum Weine ist die Witterung zu warm, wir wollen lieber Bier trinken.

Ras. Hier ist ein Tisch, lassen Sie uns niedersetzen.

La Corne. Recht gern; dieser Platz ist recht lustig.

Ras. Aufwärter! (sie setzen sich).

Zweite Scene.

Rasignac. La Corne. Aufwärter.

Aufw. Was befehlen die Herren?

Ras. Eine Bouteille Bier.

Aufw. Die sollen Sie augenblicklich haben.

La Corne. Gieb uns von dem besten.

Aufw. Wir haben kein beßres, mein Herr.

La Corne. Diesen Leuten muß man es sagen.

Ras. Ja! das muß man; ich thue es jedesmal.

Aufw. Hier meine Herren, haben Sie eine vortreffliche Bouteille Bier.

La Corne. Sehr wohl.

Aufw. Wünschen die Herren noch weiter etwas?

Ras. Nein, nein.

*) Das Sprüchwort ist: les deux font la Paire (zwei machen ein Paar).

Dritte Scene.

Rasignac. La Corne.

La Corne. Wohlan! ein Glas auf die Gesundheit der Madame Rasignac.

Ras. Auch Madame La Corne nicht vergessen!

La Corne. Ach, Madame La Corne hat wenig Aehnlichkeit mit Madame Rasignac.

Ras. Sie erweisen ihr große Ehre; man darf aber nicht den Strick in dem Hause eines Gehenkten erwähnen.

La Corne. Was meinen Sie damit, mein Herr Rasignac?

Ras. Je, das wissen Sie besser als ich. Wenn man in unsrer Lage ist, wenn man — doch nichts mehr davon; kommen Sie, nehmen Sie ihr Glas — Sie verstehen mich — auf ihre Gesundheit, Herr La Corne.

La Corne. Auf die Ihrige (sie stoßen mit den Gläsern an).

Ras. Ich sage Ihnen, mein Herr La Corne, daß wenn man einen Freund, wie Sie, hat, dies ein Trost ist.

La Corne. Ja wahrhaftig, das ist's. Man sollte seine Stirn so lange reiben, bis die Haut hart wird. Worte stinken nicht.

Ras. Nein, nein, Sie kennen meine kleine Genovefe; was für ein artiges Mädchen sie ist!

La Corne. Ja wahrhaftig!

Ras. Ich sage Ihnen, was — bei meiner Seele, sie sieht Du Croc sehr ähnlich.

La Corne. Ihrem Krämer?

Ras. Ja, diesem. Unter Freunden, was denken sie? Niemand hört uns.

La Corne. Offenherzig zu sprechen, ich denke nichts. Sie kennen mich zu gut, als daß Sie glau-

den sollten, ich könnte Sie hintergehen; ich bin zu sehr Ihr Freund.

Ras. Sind Sie's?

La Corne. Auf Ehre.

Ras. Sie geben mir wieder Leben.

La Corne. Wenn ich Ihnen aufrichtig meine Meinung sagen soll, wie es meine Pflicht ist, so muß ich gestehen, daß sie vielmehr gleicht —

Ras. Ihrer Mutter?

La Corne. Nein, nein.

Ras. Mir?

La Corne. Nicht im geringsten, sondern —

Ras. Wem denn?

La Corne. Dem Manne, den sie vor Du Croc hatte.

Ras. Morin?

La Corne. Ja, diesem.

Ras. O, wenn's der ist, der war ihr Pathe und Pathchen sehen bisweilen ähnlich. Nicht wahr, Sie verstehen mich?

La Corne. Ja, deshalb stand ich bei Ihrer letzten Tochter Gevatter.

Ras. Bei Louischen?

La Corne. Ja, ja.

Ras. Gut. Bin ich nicht der Pathe Ihrer kleinen Genovefe?

La Corne. Ja. Aber aus welcher Ursache? —

Ras. Aus der nämlichen.

La Corne. O das ist etwas anders. Ich wundere mich nunmehro nicht mehr, daß meine Frau meinen Onkel nicht zum Gevatter haben wollte.

Ras. Wir machten alles das zusammen aus.

La Corne. Ach, sehen Sie einmal, das hätte ich nie vermuthet.

Ras. Sie müssen gestehen, daß dies ein guter Gedanke war, weil, wie Sie wissen, die Leute dies

und jenes sagen; auf diese Art wird die Lästerzunge zum Schweigen gebracht.

La Corne. Sie haben Recht, man ist nicht weniger Freund.

Ras. (indem er anstößt) Nein, wahrhaftig. Ihre Gesundheit, Nachbar.

La Corne. Die Ihrige, Nachbar.

Ras. Ein andermal mehr davon. (Sie stehen auf.)

La Corne. Wo gehen Sie hin?

Ras. Nach Hause.

La Corne. Ich will Sie begleiten. Unterwegs können wir noch manches sprechen. (Beide gehen ab.)

Man kann die Denkart, die unter den Ehemännern der niedern Classe in Paris herrscht, nicht richtiger und genauer schildern als hier geschehen ist. Nichts ist gewöhnlicher als von einem verheiratheten Frauenzimmer sagen zu hören: dieser oder jener ist ihr Freund: C'est l'ami de Madame, welches soviel als ihr Liebhaber sagen will. Ich will dadurch nicht zu verstehen geben, daß diese Sitte durchaus allgemein sey; ich hoffe und glaube vielmehr, ob ich es schon nicht gewiß zu behaupten wage, daß die Zahl der treuen Ehegatten die größte ist: allein was ich so häufig zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, macht mich sehr zweifelhaft. Bei meinem ersten Aufenthalte zu Paris glaubte ich, daß die Geschichten, die ich hörte, boshafte Erdichtungen wären; allein wiederholte Beobachtungen haben mich zu einer Aenderung meiner Meinung genöthigt. Ein Krämer, mit dem ich bekannt war, der ungewöhnlich regelmäßig und ordentlich lebte und in der Blüthe seiner Jahre stand, hatte eine schöne Frau; er hatte mehrere Kinder mit ihr gezeugt und es hatte allen Anschein, als ob sie eine sanfte, ordentliche und tugendhafte Frau sey; allein selbst diese hatte ihren Freund, der ein junger Engländer war. Ich habe gesellschaftliche Parthieen und kleine Excur-

sionen mit der Familie gemacht, und in diesem Falle pflegte der Mann mit mir zu gehen und zu sprechen; seine Frau hingegen folgte allemal Arm in Arm und gewöhnlich in einiger Entfernung mit dem guten Familienfreunde nach.

Es kann keinen größern Beweis von einer schlechten Erziehung geben, als wenn ein Ehemann einen solchen Umgang mit seiner Frau nicht leiden wollte. Das Sprüchwort, die beiden Freunde, kann mit Recht eine tragisch-komische Darstellung des peinlichen Verdachts, den man gewöhnlich bei den Hausvätern in Frankreich antrifft und ihrer ohnmächtigen und geduldigen Ergebung genannt werden; dies Gemälde aber paßt bloß auf die mittlern und niedern Stände. Die Schilderung der höhern Stände hat ganz eigenthümliche und verschiedene Züge, ob die Personen gleich zu einer und derselben Classe gehören. Diese Verschiedenheiten schildert der nämliche Künstler in mehrern seiner Sprüchwörter auf die vortrefflichste Art. Ich wähle daraus folgendes, weil es diese Charakterzüge, wenn auch nicht auf die stärkste, doch vielleicht auf die allgemeinste Art darstellt.

Das Spiel ist aus.

Ein dramatisches Sprüchwort.

Scene I.

(Die Treppe des französischen Theaters.)

Madame de Vermont. (Ruft.) Madame de Mirville, warten Sie, ich bin ganz allein.

Mad. de Mirv. Warte ich nicht? Ist nicht der Chevalier bei Ihnen?

Mad. de Verm. Nein, meine Theure, ich verlor ihn bei'm Herausgehen aus der Loge. Ich weiß nicht, wo er hingelaufen ist.

Mad. de Mirv. Ich dächte, wir warteten hier. Der Graf sucht unsere Bedienten.

Mad. de Verm. Ist nicht der Herzog dort?

Mad. de Mirv. Ja er ist's, er wird uns nicht bemerken. (ruft) Herr Herzog! Herr Herzog! Das ist ganz vortrefflich, daß Sie vor den Leuten vorbeigehen, ohne sie zu bemerken.

Der Herzog. Ach, Madame, ich lege mich Ihnen zu Füßen. Ich bin ganz außer mir, daß ich Sie nicht bemerkt habe; aber ich sahe mich nach meinem herumlaufenden Bedienten um. Ruft man Ihre Bedienten?

Mad. de Mirv. Ja ja, warten Sie bei uns, bis sie kommen.

Der Herz. Bei Ihnen warten! Wahrhaftig, das thue ich gern ich bin ganz über die Zusammenkunft bezaubert und entzückt. Das ist ein unaussprechliches Glück! Seit tausend Jahren habe ich nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen; ob ich schon glaubte, ich würde Sie zu sehen bekommen; ich vergesse den Tag; ich weiß nicht, ob man es Ihnen gesagt hat, ich bin der unglücklichste Mensch, wenn man mich vergessen hat.

Mad. de Verm. Sie haben mir gar nichts zu sagen, Herr Herzog?

Der Herz. Wie, ich glaube, es ist Madame de Vermont?

Mad. de Verm. Ich glaube es auch.

Der Herz. Ich bin ganz unausstehlich. Ich bin blind. Auf meine Ehre, ich bitte sehr um Verzeihung.

Mad. de Verm. Sie haben mich, mein Herr Herzog, etwas zu sehr vernachläßigt.

Der Herz. Nein, ich versichere Ihnen, dies ist nicht der Fall; aber ich bin immer zu Versailles, zu Choisy, zu St. Hubert; alle meine Zeit bringe

ich mit hin- und hergehen zu. Wie sehr bedauere ich die Stunden, wenn — allein ich will den gegenwärtigen Augenblick benutzen. Ich werde Sie nicht eher verlassen, als bis Ihr Wagen kommt.

Mad de Mirv. Sie sind sehr gefällig.

Der Herz. Ich fühle mich bei dieser Gelegenheit nur zu glücklich, Ihnen meine Ehrfurcht beweisen zu können; ich bedauere nur, daß ich Ihre Gegenwart nicht lange genießen kann. Wir müssen ein wenig plaudern.

Der Bediente. (ruft) Des Herzogs Wagen!

Der Herz. Gut, gut. Meine Damen, ich sehe, daß ich Ihnen keine Dienste leisten kann. Ich bin ganz außer mir, ganz rasend, ich muß eilen. Morgen werde ich sicherlich die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Mad. de Mirv. Das thun Sie, ich speise Abends zu Hause. Madame de Vermont wird dabei seyn und wird sich sehr freuen, wenn Sie kommen.

Der Herz. (indem er geht) O ich will das Unmögliche thun.

Mad. de Mirv. Sehen Sie Madame? Was denken Sie davon? Glaubten sie nicht, er wolle bei uns bleiben?

Mad. de Verm. Glauben? Ja. Die Männer sind einander alle ähnlich geworden.

Mad. de Mirv. Hier ist der Chevalier!

Mad. de Verm. Dies ist sehr artig, Herr Chevalier! Sie führten mich aus der Loge und dann ließen Sie mich im Gewühl im Stiche. Ich wußte gar nicht, was aus Ihnen geworden war.

Chevalier. Ich glaubte, Madame, Sie würden da warten.

Mad. de Verm. Warten! Mitten in dem Gange?

Chev. Nein, nein, aber — Sie sahen doch den Herrn, mit dem ich sprach; er zog mich mit fort.

Mad. de Verm. Wahrhaftig, ich habe niemand gesehen.

Chev. Es war der Mann, der meine Sache für das besagte Regiment über sich genommen hat. Ich war ganz entzückt, als ich ihn traf.

Mad. de Verm. So?

Chev. Ich — ich wünschte gern zu wissen, ob das, was ich gehört, wahr wäre.

Mad. de Verm. Was meinen Sie?

Chev. Sie sind sehr gerührt, daß — sonst —

Mad. de Verm. Es ist ein Glück für Sie, daß ich selbst die erste seyn muß, Sie zu entschuldigen.

Mad. de Mirv. Sehen Sie, Chevalier! Wer ist das? Sie scheint wirklich artig zu seyn!

Chev. Scheint! Sie ist eine unsrer größten Schönheiten.

Mad. de Mirv. Ihr Name?

Chev. Ernestine. Sie ist eine Deutsche.

Mad. de Verm. Was, ist das die Schönheit, die Sie so sehr gerühmt haben? Sehen Sie nur, Madame, sie ist nicht einmal hübsch.

Mad. de Mirv. Nein, wahrhaftig, Sie haben Recht. In der Ferne schien sie eine Figur zu machen; allein ihre Augen haben kein Feuer, ihr Mund ist aufgeworfen. Wahrhaftig, sie sieht ganz häßlich aus.

Mad. de Verm. Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, die Männer haben den sonderbarsten Geschmack von der Welt.

Mad. de Mirv. Sehen Sie einmal, Madame, den Präsidenten, wie gierig seine Blicke suchen.

Chev. Ich weiß die Ursache. In den obern Logen war eine Dame, für die er sich interessirte.

Mad. de Verm. Dies hätte ich beschwören wollen. Die Mannspersonen sehen allemal ganz närrisch aus, wenn sie ihre Mädchen verfolgen.

Chev. Ja, das können Sie aber nicht von dem Baron sagen.

Mad. de Mirv. Ja, der reicht zu gleicher Zeit die rechte Hand einer Frau vom Stande und die linke einer Operntänzerin. Das ist ihm gleichviel; er kommt und geht und thut, was ihm gefällt.

Chev. Sein Charakter ist bekannt und niemand nimmt ihm dies übel.

Mad. de Mirv. Der Graf kommt nicht zurück. Sieht er nicht dort unten und spricht mit zwei Frauenzimmern?

Mad. de Verm. Ich — ich habe ein kurzes Gesicht.

Der Marquis. (kommt herauf) Sind Sie hier, Madame? Ich habe Sie nirgends finden können.

Mad. de Mirv. Ich war in der Loge der Madame de Vermont.

Marq. Wissen Sie, daß Sie ganz bezaubernd sind?

Mad. de Mirv. Man sagt, ich sei ganz leidlich gekleidet.

Marq. Ich meine Ihre Blicke! Ihre Gesundheit!

Mad. de Mirv. Seit einigen Tagen habe ich mich ganz vortrefflich befunden.

Marq. Ja, aber — nichts kam Ihnen jemals gleich. Haben Sie lange gewartet? Sie haben hier lange Weile gehabt.

Mad. de Mirv. Ja, Sie haben Recht. Kennen Sie die beiden Damen an der Thür?

Marq. Ja, die eine ist die Präsidentin de Guerville, die andere ist Madame de — de — ich habe ihren Namen vergessen, eine Intendantin.

Mad. de Mirv. Wie, Madame de Preval?

Marq. Ja, sie sieht sehr schön aus.

Mad. de Mirv. So, so; kennen Sie die

Mannsperson, die mit ihnen spricht? Ich habe kein gutes Gesicht.

Marq. Es ist der Graf von Versin. Er ist in Madame de Preval sterblich verliebt.

Mad. de Mirv. Der Graf!

Marq. Ja, so habe ich gehört, und zwar von Personen, die sehr gut unterrichtet waren.

Mad. de Mirv. Seit wann?

Marq. Ich weiß es nicht; wenn ich aber nicht irre, so ist die Sache vor länger als acht Tagen zu Stande gekommen.

Der Vicomte. (kommt herauf und klopft den Marquis auf die Achsel) Wie geht es, Marquis? Warten Sie auf Ihren Wagen?

Marq. Ja, hören Sie Vicomte. (nimmt ihn bei m Arm und lispelt ihm in die Ohren) Ich habe einen herlichen Streich gespielt. Sie wissen, daß Madame de Mirville den Grafen liebt.

Vic. Von Versin.

Marq. Und daß sie sehr eifersüchtig ist. Eben fragte sie mich, was er unten bei den beiden Damen mache. Ich habe ihr gesagt, daß er bis zum Rasendwerden in Madame de Preval verliebt, und daß dies eine ausgemachte Sache sey, welches sie auch glaubt.

Vic. Vortrefflich! Sie sind ein herrlicher Mensch! wollten Sie einen Sitz haben?

Marq. Nein. Ich habe Lust, sie ein wenig zu beobachten. Ihre Stickerei ist schön.

Vic. Sie ist nicht übel. Haben sie heute Ball gespielt?

Marq. Nein. Ich habe meine englischen Pferde probirt.

Vic. Wie kamen Sie gestern bei dem Kartenspiele weg?

Marq. Ich habe verloren. Meine Mitspieler waren Tölpel. Wie ging es Ihnen?

Vic. So so. Ach, hier ist der Chevalier. Wo speisen Sie heute Abend, Chevalier? In Neufrankreich?

Chev. Nein, bei Gott nicht! Ich bin schon seit tausend Jahren nicht da gewesen und werde auch nie wieder hinkommen.

Vic. O, das dürfen Sie mir nicht sagen.

Mad. de Verm. (zu dem Chevalier) Was soll das bedeuten, Mein Herr? Speisen Sie denn immer noch mit dem Mädchen? Ich will Sie nie wieder sehen.

Chev. Welche Thorheit! Können Sie glauben, daß — o pfui!

Vic. (zu dem Marquis) Sie hören, ich habe mir selbst ein Vergnügen gemacht, und der Chevalier hat mit mir einen Streit darüber.

Marq. Ich wünschte, der Graf käme.

Mad. de Mirv. Es ist wirklich höchst unangenehm auf jemandes Wagen so lange zu warten. Sehen Sie, Chevalier, der Spleen zehrt mich auf.

Mad. de Verm. Dieser Gang ist ganz leer; Sie zittern vor Kälte.

Der Graf. (kommt herauf und reicht der Madame de Mirville seine Hand) Wollen Sie kommen, meine Damen? Was fehlt Ihnen, Madam?

Mad. de Mirv. Wie — vor meinen Augen — haben Sie die Frechheit — mein Herr, Sie verdienen — ich kann kein Wort mehr sprechen!

Luxembourg. (ruft) Der Wagen der Madame de Mirville.

Der Graf. Was wollen Sie Madam?

Luxemb. (ruft) Madame de Mirville!

Der Graf. Hier.

Luxemb. (ruft) Madame de Mirville! Der Wagen der Madame de Mirville!

Chev. Wollen Sie schweigen? (sie gehen ab).

Marq. Vortrefflich. War das schlecht angelegt?

Vic.

Vic. O nein! Wo speisen Sie?

Marq. Ich weiß wahrhaftig nicht; ich habe es vergessen.

Vic. Ist es nicht zu spät?

Marq. Nein.

Vic. Ich habe Lust zur Marschallin zu gehen; kommen Sie mit.

Marq. Sehr gern. Ist mein Wagen bereit, Tancred?

Tancred. Ja, Herr Marquis! Dies ist auch mit des Herrn Vicomte Wagen der Fall. Sie sind der zweite in der Reihe.

Vic. Wir wollen uns in den Ihrigen setzen.

Marq. Ja, das wollen wir thun. Fahre nach dem Hotel der Marschallin! (alle gehen ab).

Jetzt wollen wir die einzelnen Züge etwas genauer durchgehen. Junge Mädchen wurden, als dies geschrieben wurde, in Frankreich nie allein gelassen, (sie müßten denn in ihren Zimmern eingesperrt gewesen seyn) sicher aber war das nie öffentlich der Fall. Hier sehen wir zwei verheirathete Damen im Gewühl auf der Treppe eines Schauspielhauses stehen, die von ihren Liebhabern unter verschiedenen Vorwänden verlassen worden sind.

Ein Herzog geht vor ihnen vorbei und muß sie bemerken. Seine verstellte Feinheit und seine wirkliche Unartigkeit sind trefflich contrastirt und indem er etwas mehr als Aufmerksamkeit und gute Erziehung affectirt, kann man aus seinem Betragen und aus ihren Reden errathen, daß sie vormals beide seine Geliebten gewesen sind. Der jetzige Liebhaber der Einen, ein Chevalier, kommt zurück; sie ist mehr als halb eifersüchtig auf ihn, und er hat mehr als halb Lust, sie zu verlassen. Er macht auf eine neue Schönheit Jagd. Wie man aus dem Tone des Gesprächs sieht, sind der Präsident und der Baron die Gatten dieser Damen und die Gemalin

des Präsidenten bemerkt, daß er wie ein Narr handele, weil er seine Maitresse suche; die andere Dame versichert, ihr Baron sey ein frecher, unverschämter Wüstling. Diese bescheidene Schilderung der allgemeinen Sitten schließt sich mit den eifersüchtigen Besorgnissen und dem ohnmächtigen Aerger der beiden Damen gegen ihre Liebhaber, den Grafen und den Chevalier, deren Interesse noch durch ein paar boshafte Witzlinge erhöht wird, die, nachdem sie die Andern weggetrieben, sich mit einander streiten und berathschlagen, wo sie essen sollen. Sie geben dem Hause der Gemalin eines Marschalls den Vorzug, wo sich eine Gesellschaft anderer Damen befindet, wie ein französisches Auditorium sie leicht errathen kann. Die Soupées modischer Damen waren die bekanntesten Sammelplätze der zügellosen Ausschweifungen der Galanterie.

Die Schilderung, welche der Verfasser liefert, ist keine übertriebene Karrikatur; unglücklicherweise bleibt sie noch weit hinter der Wahrheit zurück. Man hat die Schauspieldichter oft mit Recht beschuldigt, daß sie gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen; dies rührt aber mehr davon her, daß sie die Begebenheiten nicht gehörig entwickeln, schattiren und verbinden, als daß die Thatsachen selbst unrichtig wären. Brächte man das wirkliche Leben und die Sitten unverschleiert auf die Bühne, so würden sie in zahllosen Fällen empören und Abscheu erregen. Es ist sonderbar, daß, obschon die Folgen der Heuchelei unter die verderblichsten Uebel gehören, es doch gut ist, daß das Laster eine Maske trägt; der Mensch ahmt so gedankenlos nach, daß die offene Ausübung desselben die Gesellschaft selbst in Gefahr setzen würde.

Allein diese Sitten haben die Folge, daß die zärtlichen Neigungen oder die Liebe, die unter die schönsten Vergnügungen gehört und mit den schätzenswerthesten Eigenschaften des Herzens verbunden ist, bloß der In-

gend bekannt ist, die von der Welt abgesondert gelebt hat; (aber auch dieser bleiben sie nur im Sande einen Augenblick bekannt) und daß die Ehe, worauf die Glückseligkeit des Lebens, die Eintracht der Familien und alle heiligen Pflichten des Beispiels, der Wirthschaftlichkeit und der Erziehung beruhen, nicht als ein Band der Tugend und Freundschaft, sondern als ein bequemer Deckmantel für zügellose Ausschweifungen angesehen wird.

Ist es nicht auffallend, daß die Franzosen selbst dies als eine Aeußerung eines richtigen Verstandes betrachten und dasselbe schildern?

„Zu Paris ist die Liebe keine wichtige leidenschaftliche Beschäftigung, wie in Italien; keine religieuse, wechselseitige Achtungsbezeigung wie in Spanien; auch ist sie nicht, wie bei den Türken, eine eifersüchtige, heftige Leidenschaft; noch, wie in England, ein sowohl ernsthaftes als tiefes Gefühl. Nein! sie ist ein lebhafter, lustiger Zeitvertreib, ein grillenhaftes Verlangen, das nur kurze Zeit dauert und das von der Abgeschmacktheit der Empfindung und der Thorheit einer lächerlichen Beständigkeit frei ist; sie ist ein leicht zerstörbares Band von einem dünnen seidenen Faden, den die Hand des Vergnügens webt und ein Zug von Unbeständigkeit zerreißt. Bei der ersten Zusammenkunft glaubt man unsern Betheurungen, bei der zweiten werden sie belohnt und bei der dritten trennen wir uns, wie wir uns fanden, ohne Vorwürfe und ohne Traurigkeit. Wir nippen, aber betrinken uns nicht; das Vergnügen cirkulirt wie Geld; eine Geliebte ist eine Art von artigem Hausgeräth, das man aus Laune wählt, sich ein- bis zweimal damit vergnügt und dann wieder davon thut, um es Andern zu überlassen, denen es das nämliche Vergnügen gewähren mag.“

„Bloß in Paris bekommt man einen jungen Gecken zu sehen, der in einem Tage zwanzig Frauenzimmern

den Hof machte und mit der erzwungensten und lügenhaftesten, der frechsten und liebenswürdigsten Miene zwanzig verschiedene Rollen spielt. Zärtlich bei den Empfindsamen, wollüstig bei den Ausschweifenden, kann er weinen, ohne gerührt zu seyn; von Empfindungen ohne Gefühl sprechen; sich ohne Eifersucht quälen; die leidenschaftlichste Liebe heucheln und doch nichts als Verlangen empfinden, zwanzig Frauenzimmern auf einmal die unverbrüchlichste Treue schwören und die Geschicklichkeit so weit treiben, daß er von jedem Gegenstande seiner Liebe alle Anhänglichkeit mitnimmt und die geringsten Gunstbezeugungen öffentlich bekannt macht, die er erhalten hat, und Winke über diejenigen fallen läßt, die man ihm abgeschlagen hat. *)"

Hätte ein Engländer diese Schilderung entworfen, so würde sie jeder andere Engländer, der nur wenig mit den Sitten in Frankreich bekannt ist, höchst wahrscheinlich für eine Folge des Nationalvorurtheils gehalten haben. Als ein ehrbares Beispiel des zügellosen Tons, der unter den Männern herrscht, wenn sie mit den Damen froh und lustig seyn wollen, will ich die bekannte witzige Antwort eines Mannes anführen, der wegen seines angenehmen und sanften Betragens beinahe eben so berühmt ist als wegen seiner Gelehrsamkeit.

„In seinem zwei und neunzigsten Jahre legte Fontenelle bei einer sehr liebenswürdigen Dame, die er sehr hoch schätzte, einen Morgenbesuch ab. Als man der Dame meldete, daß Fontenelle da sey, erschien sie sogleich in ihrem Negligée, und sagte: „Sie sehen, mein Herr, daß ich Ihretwegen aufstehe." — „Ja, erwiederte Fontenelle; aber um sich für einen Andern niederzulegen." Hätte eine solche Antwort etwas Beleidigendes gehabt, so würde sie Fontenelle nicht gegeben haben. In England giebt es außer Hofschranzen sicherlich niemand, der einer Dame eine solche Ant-

*) Gil Blas. Vol. III. p. 139.

wort zu geben wagen würde, wenn er sie auch nicht sehr hoch schätzte. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Engländer Gesänge, Epigramme, Erzählungen und Wörterbücher haben, die über weibliche Tugend und eheliche Treue spotten; allein es herrscht doch ein auffallender und wesentlicher Unterschied darin. Seit der zügellosen Geschmacksherrschaft, die von dem Hofe Karls II., nach seiner Rückkehr aus Frankreich, eingeführt wurde, wo er lange in der Verbannung gelebt und die Denkart dieses Landes angenommen hatte, sind wenige dieser Art erschienen. Und ich zweifle, ob es unter diesen wenigen Eins giebt, das nicht über offenbare Untreue satyrisirt, statt dazu einzuladen. Ich erinnere mich, daß zum heiligen Christ zu Paris unter Freunden Zuckerplätzchen als Geschenke ausgetheilt werden; sie sind oft groß, und jedes ist in ein Stück bedruckten Papieres eingewickelt, das ein paar Verse enthält, deren Inhalt insgemein Liebe ist. Man könnte ganze Bücher mit Beispielen aus den französischen Schriftstellern von dem Leichtsinne anführen, mit welchem sie einen Gegenstand behandeln, der die Wurzel und der Stamm der menschlichen Glückseligkeit ist. Ich hoffe, daß solche Citationen nicht Ueberdruß erregen: denn ich habe noch Eine, die ich mich anzuführen nicht enthalten kann. In England haben solche lustige Einfälle nichts zu sagen; man lacht darüber und vergißt sie; sie dienen bloß zum Vergnügen. In Frankreich haben sie die üble Folge, daß sie den tödtlichen Einfluß der abscheulichen Lehre vermehren, daß die Zügellosigkeit der Weiber allgemein sey. Von folgender Kleinigkeit besitze ich zwar nicht das Original, aber dies ist ihr Inhalt: Juno wollte die Venus, mit der sie sich gezankt hatte, necken und in Schande bringen; und sie schickte die Iris auf die Erde, um drei Jungfrauen zu suchen. Gerade damals schickte auch Pluto in Streite mit den Furien seinen Paten aus, daß er diese wieder in den Tartarus zurückholen

sollte. Iris kam zurück, ohne daß sie ihren Auftrag hatte ausführen können, und als Juno sie um die Ursache fragte, erwiederte sie, daß sie nach einem fast endlosen Suchen endlich die drei gewünschten Jungfrauen gefunden hätte, daß aber zum Unglück Mercurius, Pluto's Bote, plötzlich dazu gekommen sey und sie weggeführt habe. Warum that er dies? — Er wollte Furien daraus machen.

Dreizehntes Kapitel.

Unter der Menge von Beispielen, die ich als eine Frucht der Zügellosigkeit der ehelichen Nachsicht bemerkt habe, gehört auch der Abscheu, mit welchem diejenigen französischen Damen, die in England gewesen waren, unsere Behandlung der Weiber betrachteten. Die Engländer glauben allgemein, daß die englischen Frauen mehr Freiheit genießen als die Weiber irgend einer andern Nation; allein die erwähnten Damen halten diese Behauptung für gänzlich ungegründet. Sie machen uns den Vorwurf, wir behandelten unsere Frauenzimmer mit zu weniger Ehrfurcht; diese Beschuldigung trifft die Männer aller Nationen, aber aus ganz andern Gründen, als diese Damen meinen.

Die Ehrfurcht, auf die sie Anspruch machen, besteht zuerst in der Aufmerksamkeit in der Gesellschaft, die ganz vortrefflich ist, sobald sie aus gewohnter Herzensgüte entspringt; betreibt man sie aber als ein System von Verstellung, steht sie mit dem Gefühle in keinem Einklange und widerspricht sie jedem häuslichen Verhältniß, so wird sie wegen der Scheinheiligkeit, die zur Gewohnheit wird, um so gehässiger.

Die zweite Forderung, die sie machen, besteht in dem ganzen Gefolge von Schmeicheleien und Künstgriffen, die man in England für so verderblich hält;

Jene gefällige Nachsicht, die keine Handlung einer Frau mit Tadel bemerkt, hält es für unschicklich, sie anders als in süßen Ausdrücken von Beifall, oder mit abgedroschenen Schmeicheleien anzureden, welche die Gesetze und das Wesen einer guten Erziehung ausmachen sollen, und jene Freiheit, die am Ende in Zügellosigkeit ausartet, ist das Opfer, das die Französinnen verlangen. Männer, die nicht Lust haben, ihnen dieß zügellose Wesen zuzugestehen, nennen sie roh und ungebildet.

Treffen französische Damen Engländer in Gesellschaft an, so ist es nicht selten der Fall, daß sie recht sorgfältig auf alles das merken, was, wie sie glauben, Mangel an Erziehung verräth. Einer meiner Freunde befand sich eines Abends in einer Gesellschaft, hatte die Hände in der Tasche, die Beine der Länge lang vor sich ausgestreckt und ruhte mit dem Hinterhaupte auf der Stuhllehne, d. h. er saß ganz sorglos und gemächlich da, und ließ sich nicht einfallen, daß er gegen die gute Lebensart verstoße. Eine französische Dame, die ihn sah, sagte leise zu meiner Frau: „sehen Sie einmal, Madame, diesen Engländer! Man muß gestehen, diese Herren sind sehr frei und sorglos. Kein Franzos würde wagen, sich vor Damen so hinzusetzen."

Die Franzosen thun vor Damen nicht bloß dies, sondern erlauben sich eben so unschickliche als unsittliche Dinge. Einiges werde ich weiter unten in dem Abschnitte von der feinen Lebensart anführen. Hier will ich bloß bemerken, daß sie ohne Bedenken vor ihnen ihre weißen Schnupftücher, die voller Schnupftaback sind, ausziehen, in die Stube spucken, ihre Hände in die Beinkleider stecken. Dies thut man in den gebildetsten Gesellschaften, und dies erlauben sich Männer, die man in Frankreich unter die am besten erzogenen zählt; kurz, diese Sitte ist oder war allgemein. Die französischen Damen sind bisweilen stolz darauf, Eng-

länder wegen ihrer Unachtsamkeit, wie sie glauben, zu beschämen, und suchen unsern ungebildeten Insulanern die Ehrfurcht zu lehren, die dem andern Geschlechte gebührt. Eines Tages befand ich mich zum Besuch in einem Hause, und legte mich nach dem Thee mit dem Rücken ganz sorglos an einen Mantel an. Eine junge Kokette, die einigen Anspruch auf Schönheit machte, kam auf mich zu, und da ich sie nicht bemerkt hatte, so machte ich auch in meiner Stellung keine Veränderung. Sie war entschlossen, meinem Mangel an Erziehung abzuhelfen, und schob mich mit einem sanften, aber sehr bedeutenden Händedruck bei Seite und sagte: „ich incommodire Sie, mein Herr." Ich konnte nicht weniger thun, als sie tausendmal um Verzeihung bitten. Sie legte alsdann ihre Hand auf den Mantel und nahm eine leere Tasse und einen Napf; diese hätte ich sogleich bei Seite schieben sollen, sie waren aber meiner Aufmerksamkeit entgangen; in die Bewegung ihrer Hand legte sie eben so viel Grazie als Studium und reichte mir die Tasse und den Napf. Ich lächelte, denn ich gestehe, ich fühlte mich sehr beschämt, gehorchte und setzte sie wieder auf den Theetisch.

Die Auslegung dieses Vorfalles machte uns beiden gleich viel Vergnügen, obschon aus verschiedenen Gründen; sie war stolz darauf, mir eine Lection gegeben und ich freute mich, eine erhalten zu haben; sie triumphirte über die englische schlechte Erziehung und mir gewährte die kokettirende Ueberlegenheit einer französischen petite maitresse vieles Vergnügen. Herzensgüte macht das Wesen der guten Erziehung aus und die Aufmerksamkeit auf Andere ist bloß eine Art, wie man ihnen dieselbe zu erkennen giebt; allein die gute Erziehung sollte niemals in abgeschmackte Ceremonien ausarten oder das gezierte und äffische Gepränge der Eitelkeit zeigen, noch weniger aber sollte sie als eine Anerkennung von Ueberlegenheit gefordert werden. Ob ich schon genug Bei-

spiele von dem ehemaligen und jetzigen Zustande der Galanterie in Frankreich angeführt habe, so glaube ich doch nicht, daß sie jemals mit mehr Wahrheit und Lebhaftigkeit geschildert worden ist, als in zwei Lustspielen von Demoustier: das Eine heißt: der Aussöhner, der vor ungefähr zwölf Jahren erschienen ist; das Andere: die Frauen, die eine spätere Arbeit sind.

Der Aussöhner ist ein Mann, der es auf sich nimmt, alle Streitigkeiten und Feindschaften in einer Familie auszugleichen, mit der er einst in Freundschaft gelebt hat und die er sich jetzt wieder zu Freunden zu machen wünscht. Feine Sitten und ein großmüthiges Betragen sind mit den Künsten der Verstellung so durchwebt, daß, wie es gewöhnlich in der Welt und in solchen Schilderungen der Welt geht, die Unwahrheit den Schein von Liebenswürdigkeit erhält. Ihm entgegen sind zwei Nebenbuhler, zwei alte Jungfern, eine Mutter und ein Vater; in seinem Interesse sind die Tochter, ein Kammermädchen und ein Bedienter. Die alten Jungfern sind in alle junge Männer bis zur Raserei verliebt, und die Nebenbuhler kämpfen um den Besitz der Tochter, mit vieler Lebhaftigkeit, aber mit so wenigerer Leidenschaft, daß sie gern bereit sind, sie an einander und endlich an den Versöhner abzutreten, und zwar aus den unbedeutendsten Gründen und ohne den geringsten unscheinenden Verdruß oder Unzufriedenheit.

Das Lustspiel, die Frauen, ist ein noch auffallenderes Gemälde der weiblichen Sitten. Die Personen sind: sieben Frauen und drei Männer; eine Großmutter, eine Tochter und eine Enkelin, alle Wittwen, die zum Beweis ihrer ungewöhnlichen Tugend ihr Kind selbst stillt; eine Amazone, eine fromme Dame von mittlern Jahren, ein Kammermädchen, ein Bedienter, ein Onkel und sein Neffe. Der letztere ist ein Bursche von achtzehn Jahren. In diesen unbärtigen jungen Menschen sind die Frauenzimmer alle ohne Ausnahme ver-

liebt und er liebt wiederum alle, selbst die Gouvernanten und das Kammermädchen nicht ausgenommen.

Die Art, wie diese bunte Gruppe von Frauenzimmern zu gleicher Zeit und in einem und demselben Zimmer ihre Bewunderung des jungen Menschen und die Lebhaftigkeit ihrer Wünsche zu erkennen giebt, ist so beschaffen, daß kein englischer Zuschauer sie aushalten oder ihre Möglichkeit begreifen würde; und diesen Schauspieldichter stellen seine Biographen (denn er ist neuerlich gestorben) als einen Mann dar, der das schöne Geschlecht durchaus kannte, der es mit der größten Wahrheit schilderte und der selbst der liebenswürdige Mann und verführerische Liebhaber war, von dem er ein Gemälde geliefert hat. Hätte ich Frankreich bloß durch die französischen Schriften kennen gelernt, würde ich fest geglaubt haben, daß ihm seine Schriftsteller höchst unrecht thäten; allein, wenn man nur etwas nachdenkt, sieht man leicht ein, daß die groben Irrthümer, die in dem Betragen der Menschen gewöhnlicher sind, als der unpartheiische Beobachter zuzugeben wünscht, für die öffentliche Darstellung allzu auffallend wären.

Es hielt sich zu Paris ein englischer Gelehrter auf, von dem man wußte, daß er für eine Herzogin seines Vaterlandes Bücher kaufen sollte. Ein französischer Schriftsteller, der damals eine periodische Schrift herausgab, wünschte eine Dame von einem solchen Range zu seiner Subscribentin zu haben und ob er schon arm war, veranstaltete er doch ein großes Gastmal, zu welchem er diesen Engländer und Mehrere von seinen Bekannten einlud, von denen er glaubte, daß sie wegen ihrer Kenntnisse oder anderer Eigenschaften seinem Gaste höchst angenehm seyn würden. Während der Mahlzeit erwies man dem fremden Gaste eine Menge Gefälligkeiten und rühmte die Engländer und ihre Sitten außerordentlich, wobei man aber oft eben so viele Unwissenheit zeigte als Heuchelei verrieth.

Nach der Mahlzeit lud die Frau vom Hause, die außerordentlich aufmerksam gewesen war, den Engländer zu einem Spaziergange in den Garten ein; ehemals mochte sie schön gewesen seyn, sie war es aber nicht mehr; denn sie war wenigstens fünf und vierzig Jahr alt, war mager und hatte, wie es damals Mode war, tüchtige Schminke aufgetragen; diese war aber nicht sanft über die Wangen verbreitet, sondern machte einen großen dunkelrothen Zirkel. Die Absicht, die sie bei diesem Spaziergange im Garten hatte, ging dahin, einen Versuch zu machen, ob sich der Engländer in eine solche abgelebte Kokette verlieben werde. Solche dreiste und offenbare Angriffe sind in England unerhört.

Es ist bekannt, daß wenn Jemand in Frankreich etwas Wichtiges erreichen will, er in seiner Familie den beredtesten und verführerischten weiblichen Beistand aufsucht, den er sich verschaffen kann; mag dies nun seine Frau, Tochter, Geliebte oder sonst jemand Anders seyn und ihn mehrmals abschickt, um den Richter zu ersuchen, sich nicht streng an das Gesetz oder das Recht zu binden, sondern blindlings zu seinen Gunsten zu entscheiden. Ich kann es feierlich beschwören, daß französische Frauenzimmer, sowohl junge als alte, ohne Bedenken und unaufgefordert Mannspersonen küssen und reizende Gärten und einsame Wäldchen beschreiben, wohin sie dieselben zu einem Spaziergange einladen und sich zu ihrem Führer anbieten. Bisweilen zeigen sie dabei eine bezaubernde Offenherzigkeit, die eben so wenig Verdacht erlaubt als sie Gefallsucht verräth; denn in Frankreich giebt es, wie in allen Ländern, tugendhafte und edle Weiber und die ungezierte, leichte Gefälligkeit der französischen Frauenzimmer dieser Art ist in der That liebenswürdig.

Bei der kurzen Geschichte der Galanterie, die ich geliefert habe, war es weder meine Absicht, die Franzosen zu verläumden und herabzuwürdigen, noch bei

den Engländern ein Frohlocken zu erregen, oder ihre Eitelkeit zu befriedigen; sondern ich wollte zum Nachdenken über die Folgen derselben auffordern und einerichtige Schätzung bewirken, die zum Unglück der Menschheit beinahe niemals angestellt wird. Ich wiederhole es, denn ich wünsche es dem Leser recht tief einzuprägen, daß Galanterie, wie sie in Frankreich zu Hause ist, ein schwarzes, verheerendes, abscheuliches System von häuslichem Verrath ist, das zu grausamen Handlungen verleitet und verderbliche Folgen bewirkt; die Ursache von Zweikämpfen, Krankheiten, Mordthaten und einer solchen Menge von Unglücksfällen ist, die sich kaum beschreiben lassen.

Es giebt vielleicht keine Untersuchung, die mit dem vorhergehenden Gegenstande so genau zusammenhängt als die Anständigkeit, auf welche ich von den Franzosen selbst besonders aufmerksam gemacht worden bin, welche sowohl in ihren Zeitschriften als in ihren mündlichen Unterhaltungen einen beinahe ausschließenden Anspruch auf diese Tugend zu machen scheinen.

Die Anständigkeit ist ein Gegenstand, der nicht wenig zur geselligen Glückseligkeit beiträgt; sie begreift mehrere Zweige des häuslichen Lebens; hierunter gehört Reinlichkeit, Anstand, Ton der Unterhaltung und Sprechart, Blicke, Gebehrden, Betragen, Anzug, Moden u. s. w.

Charakteristische Züge alter Gebräuche tragen zur Erläuterung jedes Punktes der Nationalsitten bei, und gewähren nicht selten auch Vergnügen; das Abgeschmackte entspricht diesen beiden Zwecken öfters in einem noch höhern Grade. Es giebt wenig Thorheiten, die einen größern Eindruck machen, als die mancherlei Sitten und Gebräuche finsterer Zeitalter, wo man oft bei der gröbsten Zügellosigkeit das Ansehen der lächerlichsten Sprödigkeit annahm.

„Damals wurden Personen aus allen Ständen an

der Kirchthüre getraut. Als im Jahre 1559 Heinrich's II. Tochter, Elisabeth von Frankreich, an den König Philipp II. von Spanien vermählt wurde, trat der Bischof von Paris, Eustache de Bellay, an die Kirchthüre von Notre Dame, und verrichtete, wie der Cérémonial français sagt, nach der Sitte unserer heiligen Mutter Kirche an dem besagten Portal die Trauung. Wahrscheinlich hielt man es damals für unanständig, in der Kirche selbst einer Mannsperson und einem Frauenzimmer die Erlaubniß zu ertheilen, mit einander zu Bette zu gehen." *)

Ich wünsche den Leser vorzüglich auf folgende Thatsachen aufmerksam zu machen, weil sie sich auf diesen und noch auf einen andern Gegenstand dieses Werkes, nemlich auf die Denkart der katholischen Clerisey beziehen.

„Der Pfarrer des Kirchspiels St. Etienne — du Mont hatte sich beschwert, daß Eins seiner Pfarrkinder, Namens Michau, ihn hätte bis Mitternacht warten lassen, ehe er ihn hätte trauen können; der Bischof von Paris, Peter de Gondi, befahl daher, daß in Zukunft diese Feierlichkeit bei Tage oder wenigstens vor dem Abendessen statt finden sollte. Vormals durften Braut und Bräutigam nicht eher mit einander zu Bette gehen, als bis sie eingesegnet worden waren; dies war für den Priester ein kleines Einkommen, dem man auch die sogenannten plats de nôces, d. i. eine Mahlzeit, die sie mit Silber oder Geld bezahlten, geben mußte."

„Die Priester der Picardie waren sehr unruhig. Sie behaupteten, die Neuverheiratheten dürften ohne ihre Erlaubniß erst drei Nächte nach der Hochzeit beisammen schlafen. Den 19ten März 1401 erschien ein Befehl, der dem Bischof von Amiens und den Pfarrern der nämlichen Stadt verbot, von neuverheiratheten Mäm-

*) St. Foix. Vol. III., p. 119.

mern Geld für die Erlaubniß zu nehmen oder zu fordern, die erste, zweite und dritte Nacht nach der Hochzeit bei ihren Weibern zu schlafen. Ferner wurde verordnet, daß die besagten Einwohner ohne Erlaubniß des Bischofs und seiner Beamten bei ihren jungen Weibern schlafen könnten."

„Wir allein können unser Eigenthum verkaufen; glaubten denn die Pfarrer, daß sie mit gewissen indischen Priestern Aehnlichkeit hätten, und daß die drei ersten Nächte ihr Eigenthum wären!" *)

Während die Anführer der Ligue die Royalisten und Hugenotten mordeten oder plünderten; während die Prediger von den Kanzeln Schmähungen gegen Heinrich III. ausstießen und das Volk zum Aufruhr aufforderten; während die Priester bei'm Messeleſen wächserne Bilder auf den Altar setzten, die den König vorstellten, sie da, wo das Herz sitzt, durchbohrten, Zauberworte hersagten und glaubten, daß sie auf diese Art den Monarchen tödteten, waren die Einwohner von Paris, die jederzeit eben so leichtgläubig als enthusiastisch gewesen sind, Tag und Nacht mit Processionen beschäftigt.

„Der Ritter d'Aumale, einer von den Anführern der Ligue machte sich bei diesen Feierlichkeiten das Vergnügen, daß er in den Kirchen und auf den Straßen aus seinem Blaserohr mit Zuckerkügelchen auf die jungen Damen seiner Bekanntschaft schoß, die sich bei dem Aufzuge befanden, und daß er ihnen nachher Erfrischungen gab. Seine Muhme nahm den Namen Sainte Beuve an und führte bei diesen Partheien den Vorsitz. Einstmals wohnte sie einem Aufzuge, bloß in einem durchsichtigen linnenen Gewande bei; ihr Busen war mit einer durchsichtigen, schönen Tresse überzogen, die point coupé hieß. So erschien sie in der Kirche St. Johann, wo sie sich, erzählt das

*) St. Foix. Vol. III. p. 218.

Tagebuch, Heinrich III., beim Arme nehmen und zum großen Aergernis derjenigen, die in guten Absichten dahin gekommen waren, begreifen und befühlen ließ."

„Den 21sten July 1587 stellte der Cardinal von Bourbon, der sich durch einen prächtigen und ungewöhnlichen Aufzug auszuzeichnen wünschte, alle jungen Leute, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts, aus der Vorstadt St. Germain in Reih' und Glied; alles gieng weiß gekleidet, barfuß und jedes trug eine brennende Wachskerze. Die sieben Kasten *) des heiligen Germanus, wurden von Männern getragen, die bis aufs Hemde ausgezogen waren. Damals bekam man auf den Straßen von Paris nichts als Aufzüge zu sehen und je unanständiger diese waren, für desto feierlicher und bewundernswürdiger hielt sie die Faction der Ligue. Mehrere bestanden aus Männern, Weibern und Geistlichen, die entweder ganz oder doch beinahe nackend giengen."

An der Wahrheit der Nachrichten, welche der Verfasser des Tagebuchs von demjenigen mittheilt, was zu Paris vom 23sten December 1588 bis zum 30sten April 1589 geschehen ist, läßt sich nicht zweifeln, weil er selbst zur Ligue gehörte. „Den 30sten Januar 1589 (erzählt er) waren mehrere Aufzüge, denen eine Menge Knaben und Mädchen, Männer und Weiber beiwohnten, die alle bis aufs Hemde ausgezogen giengen; so etwas, Gott sey gelobt! hatte man vorher nie gesehen. Es gab Kirchspiele, wo man über fünf bis sechshundert Menschen ganz nackend sah. Den andern Tag fanden wieder dergleichen Aufzüge statt, wobei die Frömmigkeit, Gott sey gelobt! alle Tage größere Fortschritte machte."

„Den 3ten Februar 1559 fanden ebenfalls herrliche Aufzüge statt, wobei eine Menge Menschen ganz nakkend ging und schöne Kreuze trug. Einige hatten Kreuze

*) Diese enthielten Reliquien.

von Jerusalem an ihren Fahnen erhielt, andere das Wappen der Familie von Guise. In den 24ten hielt man einen vortrefflichen Aufzug in dem Kirchspiel von St. Nicolas des Champs, und den Priestern von St. Nicolas, die barfuß giengen, einige waren ganz nackend. Einer davon war der Pfarrer, Herr Francois Bigenat*), ein Mann der mehr Ruf als die übrigen besaß, und der völlig nackend gieng, er hatte weiter nichts als einen Streifen feiner Leinwand um den Leib gewickelt."

„Den 25sten Februar brachte man den ganzen Tag mit Aufzügen zu, denen viele Personen, sowohl Junge als Alte, beiwohnten. Alle giengen nackend, trugen und stellten alle Werkzeuge vor, mit denen unser Heiland war gekreuzigt worden. Unter denselben befanden sich die Schüler der Jesuiten und andere, die sich über dreihundert beliefen. Zwei davon trugen ein neues hölzernes Kreuz, das funfzig bis sechzig Pfund schwer war; auch waren drei Musikchöre dabei."

So weit der Verfasser des Tagebuchs. Dulaure setzt noch hinzu: „Der Enthusiasmus für Aufzüge war so groß, daß die Pariser die Strenge der Jahreszeit nicht im geringsten scheuten; sie waren fest entschlossen, nackend durch die Stadt zu ziehen. Es wurden viele Unordnungen dabei begangen, besonders geschah dies bei den nächtlichen Aufzügen, wo sich die Jugend von beiden Geschlechtern den schändlichsten Ausschweifungen überließ. Solche Scenen schickten sich

*) Er war einer von den sechs Predigern, die die Ligue gedungen hatte, und gehörte unter die wüthendsten Mitglieder des Raths der Vierziger.

sich eher für die Carnevals- als für die Fastenzeit. Etoile sagt, alles habe den Fastnachtsnarren gespielt und man habe auch die Früchte davon gesehen *)."

Folgende Anekdote steht mit dem Vorhergehenden in einem sonderbaren Contraste: „Zu Anfange des Jahres 1789 wurde in der Kirche St. Sulpice eine Kanzel errichtet; eine von den Verzierungen war eine Gruppe, welche die christliche Liebe vorstellte, die ihren Kindern die Brust reichte. Beim Anblick des nackten Busens der christlichen Liebe schrieen die frommen Seelen unter den Pfarrkindern so laut gegen das Skandal einer solchen Unanständigkeit, daß nach ihrem Wunsche eine Draperie über den Busen der christlichen Liebe gezogen wurde **)."

Die Revolution gab zu solchen Unordnungen Veranlassung, daß Thatsachen, die sich damals zutrugen, sorgfältig geprüft werden sollten, ehe man sie als Beweise anführt; jedoch glaube ich, daß sie meistentheils, wenigstens bei'm Volke, einen Hang zu Ausschweifungen verrathen. Als eine Dame über die Mordthaten klagte, die begangen wurden, rief ein Gasconier aus: „Potz tausend, Madame, wie können sie einen Eierkuchen machen, ohne die Eier zu zerbrechen!" Als das Hängen an die Laternen Mode geworden war, nannte man die bedrohten Personen, Oel für die Lampe. Aus diesem Beispiel kann man sehen, daß man sogar in dem Augenblicke, wo man sich die grössten Schandthaten erlaubt, nach Witz strebt." Folgender gehässiger Scherz war von der nämlichen Art, ob er schon nicht so grausam war: „Ein Abbé hatte von den Gemeinen verächtlich gesprochen, das Volk zwang ihn daher, im Palais Royal vor einer Menge Menschen öffentlich Abbitte zu thun.

*) Singularités historiques, par Dulaure. Paris, 1790. p. 54. 55.

**) Curiosités de Paris. Part. II. p. 409.

Zwei Tage darauf ergriff man eine verheirathete junge Dame, die sich die nämliche Freiheit erlaubt hatte; statt der Abbitte aber hieb man sie öffentlich wie ein Kind durch und dies wurde der Gegenstand einer scherzhaften Flugschrift *)."

Wer mit den Sitten der Einwohner von Paris hinlänglich bekannt ist, dem wird diese Anekdote eben nicht sonderbar vorkommen; ich könnte noch mehrere anführen, mit denen sie in diesem oder jenem Punkte mehr oder weniger verwandt ist. Es gab und giebt auch noch jetzt merkwürdige Züge einer groben Unanständigkeit, wovon man einige noch immer in den Eigennamen der Straßen, Menschen und Dinge antrifft, andere findet man bloß noch in Büchern. St. Foix erzählt, daß wenn man die Namenverzeichnisse von St. Jacques-la-Boucherie durchlies't, man sehr sonderbare Namen von Pfarrkindern zu sehen bekommt; einige sind so unanständig, daß sie nicht wiederholt werden können. Unter mehrern andern, die er als nicht beleidigend anführt, gehören die Namen Guillemette Haussecul, Gennevotte la Calotte, Etienne Quinepue und Perette Gaudeté.

Hausser heißt in die Höhe heben, cul der Hintere. In Frankreich tragen wenige Personen Bedenken, sich des Wortes cul im Sprechen oder Schreiben zu bedienen. Das im Englischen gleichbedeutende Wort bekommt man bloß vom niedrigsten Pöbel zu hören. Unsere Nachbaren scheinen ein großes Vergnügen an diesem Worte gefunden zu haben, weil sie es mit einer Menge Substantiven, Adjectiven und Zeitwörtern verbunden haben. Wailly behauptet in seinem Wörterbuche, dies Wort werde niemals ausgesprochen; der Auszug aus dem Dictionaire de Trevoux rechtfertigt diese Behauptung und setzt hinzu, daß es in

*) Anecdotes curieuses relatives à la révolution de France. Paris 1791.

zusammengesetzten Worten gemildert werde, als in culevé und in cu-bas.

In gewisser Hinsicht müssen wir Gegenstände der Delikatesse dem eigenen Gefühle der Nationen überlassen, weil sie ein Gegenstand ist, worin Grade von Unterschieden statt finden, die jede bloß allein fühlen und begreifen kann.

Es giebt wenige Dinge, die lächerlicher sind als die Ziererei von Zartgefühl. Wenn ich jemanden von seinen kleinen Kleidungsstücken sprechen höre, so glaube ich mich allemal in der Gesellschaft eines Narren oder des Sohnes einer Wäscherin zu befinden. Wahres Zartgefühl hat seinen Grund in einer genauen Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Welt und wir hüten uns sorgfältig, gegen dieselben zu verstoßen. Ungekünsteltes Zartgefühl bemerkt man meistentheils in solchen Familien, deren Betragen die meiste Ordnung, den meisten gesunden Menschenverstand und die meiste Tugend verräth. Daß Wörte durch die verdorbenen Sitten einer Nation wirklich undelikat werden, kann man sehr deutlich aus den Vorwürfen abnehmen, die Voltaire und andere französische Schriftsteller den Engländern gemacht haben, weil diese sich nicht scheuten, das Wort Hahnrei auf der Bühne zu gebrauchen. Die Franzosen haben in der Galanterie so schnelle Fortschritte gemacht, daß, obschon das Wort zu Moliere's Zeiten gewöhnlich war, wie man aus den damaligen Lustspielen deutlich sehen kann, es doch scheint, als ob man es jetzt nicht anhören könne, ohne in einer ganzen Gesellschaft unangenehme Empfindungen zu erregen. Es ist eine der schlimmsten Arten von Zartgefühl, das Laster auszuüben und sogar einen Spokt damit zu treiben und doch vorzugeben, man fühle sich beleidigt, wenn man es nennen höre. Einige von den Straßennamen zu Paris sind dadurch merkwür-

dig, daß sie auf die Sitten ihrer ehemaligen Einwohner anzuspielen scheinen. Hierunter gehören die Straßen: Mauvaises Paroles, Mauconseil, Mauvoisin, Babillard, d'Enfers, Bordelle, Cagnard, Vuide-Gousset, Cul-de-pet, da Tuerie, Coupe-Gorge, Mauvais-Garçons und Dieu-Bouillu.

St. Foix erzählt folgende Anekdote: „Als die Gemahlin Franz II. Maria Stuart, durch die Straße gieng, die ehmals Tire... hieß, fragte sie nach ihrem Namen. Diesen aber vor einer Königin zu nennen, hielt man damals für höchst unanständig; anstatt nun die letzte Silbe auszusprechen, erwiederten ihre Begleiter Tire-boudin, welche Veränderung auch seit der Zeit geblieben ist. Mehrere neuere Namen für Kleidungsstücke, Farben und Moden können, wenn sie auch nicht unanständig sind, doch nicht fein genannt werden. Hierunter gehören couleur caca du Dauphin; pet-en-l'air; une échelle de rubans merde d'oie. Der Theriak heißt la merde du Prince d'Orange.

Wer Lust hat mehrere Beispiele kennen zu lernen, der darf nur die Wörterbücher nachschlagen; als Charakterzüge des Nationalgefühls, der Nationaldenkart und der Nationalhandlungsweise sind solche Dinge der Aufmerksamkeit nicht unwerth. In Paris thut man vieles, was Engländern unanständig vorkommt. Viele französische Damen lassen bei'm Gehen, die Straßen mögen schmutzig oder reinlich seyn und also offenbar absichtlich, die Waden sehen, ja bisweilen heben sie die Kleider bis über die Strumpfbänder in die Höhe. Mannspersonen laden sie in ihre Putzzimmer ein, wo sie sich gewöhnlich, wie ich Augenzeuge gewesen bin, bis aufs Hemde entblößen, den Busen nackend zeigen, und, wie sie es nennen, ihre Toilette machen, obschon mehrere Mannspersonen dabei zuge-

gen sind, die nicht zu ahnen scheinen, daß so etwas vor ihren Augen vorgeht.

Eine Zeitlang glaubte ich, diese Sitte beschränke sich bloß auf Personen vom höchsten Stande; ich erstaunte daher nicht wenig, als ich mich eines Tages in dem Laden eines angesehenen Buchhändlers befand, wo drei andere Kunden, Franzosen, zugegen waren und ich die Frau von Hause, eine junge wohlgekleidete Dame, ihren Rock bis weit über die Kniee empor heben sah, um ihre Strümpfe zu befestigen; ihr Mann schien sich nicht im geringsten darum zu bekümmern.

Ich will die Frage nicht entscheiden, ob der Anzug unserer Operntänzerinnen den Anstand beleidiget oder nicht; allein sie tragen sich noch bescheiden, wenn man sie mit den Operntänzerinnen zu Paris vergleicht, die über ihre fleischfarbenen Unterbeinkleider bloß einen einzigen durchsichtigen linnenen Anzug haben, damit die Zuschauer glauben sollen, sie trügen gar keine Unterbeinkleider. Frauenzimmer, die keine Operntänzerinnen sind, Frauenzimmer, die verheirathet sind, ja viele Mütter, und zwar solche, die ihr Kind den Aufsicht unwissender Bäuerinnen anvertrauen, die, so gut ihre Milch auch seyn mag, doch roh, ungebildet und in ihrem Betragen unbehülflich sind; diese Frauenzimmer, diese Mütter besuchen alle öffentliche Oerter und zeigen sich da mit noch größerer Unverschämtheit. Das Opernhaus ist der bekannte Schauplatz der Zügellosigkeit; zu Hause nähert man sich doch noch einigermaßen dem Anstande, weil man da immer noch einige Ansprüche auf das Decorum macht.

Kupferstiche und Gemälde, ob sie schon nicht ganz obscön sind, dennoch aber im höchsten Grade gegen die Sitten verstoßen, sobald man nur noch den geringsten Anspruch auf Anstand macht, sind öffentlich zum Verkauf ausgestellt. Das Auffallendste hiebei aber

ist noch, daß die Gebieterin des Ladens gemeiniglich die Fragen derjenigen beantwortet, die ein solches Gemälde feilschen; sie handelt mit jedem, der es Lust zu kaufen hat. Daß die Frauenzimmer bei solchen Gelegenheiten kein Gefühl für Schaam oder Delikatesse verrathen, davon habe ich viele Beweise. Als ich ein Logis suchte, nahm mich die Besitzerin eines gewissen Hauses mit ins erste Stockwerk; in dem Hauptzimmer hing zur Verzierung der Kupferstich von einer jungen Dame, die auf dem Bette ausgestreckt lag; sie war unangezogen, hob ihr Hemde empor, der Rükken war blos, ihr Liebhaber guckte begierig durch die Thüre, und ein Mädchen hatte eine Clystierspritze und wollte ihrer Gebieterin ein Lavement geben, wobei sie den Liebhaber sehr bedeutend zum Zuschauen einlud. Dieser Kupferstich ist in allen Läden etwas gewöhnliches, wo man ihn häufig mit der bekannten Aufschrift: Honny soit qui mal y pense, antrifft.

Ich muß noch einen andern Beweis von dem geringen Gefühl für öffentlichen Anstand in Paris anführen, der sicherlich keinem aufmerksamen Engländer, welcher neuerlich in Paris gewesen, entgangen ist. Unter der westlichen Arcade hält sich ein Hühneraugenausschneider auf, der verschiedene Schilde hat, welche er abwechselnd heraushängt, um die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden zu erregen; dies geschieht vorzüglich des Nachts, weil sie da den meisten Eindruck machen, indem sie alsdann transparent sind. Der Inhalt eins von diesen Schildern ist eine junge Frau, die eben aufgestanden ist, an der Bettseite sitzt, und ihren Fuß dem Hühneraugenausschneider hinhält, damit er seine Operation verrichten kann, wobei sie das Hemde bis über die Kniee empor gehoben hat, und sonst weiter keine Kleidung trägt. Bloß die zahllose Menge unanständiger Gebräuche kann solche Schilder erträglich machen. Folgendes ist ein unwidersprechli-

cher Beweis, wie viel es Dinge in Paris giebt, die das Gefühl eines Engländers beleidigen:

Einer meiner Freunde kehrte auf seinem Rückwege von Versailles in eine Schenke ein, um sich einige Erfrischungen geben zu lassen. Indem er sich niedersetzte, kam ein bloßer Junge, der ein Cabriolet fuhr, in die Gaststube und fragte laut: „Können sie mir nicht sagen, meine Herren, wo ich mein Bedürfniß verrichten kann?“ Ein Franzose erwiederte: „aber zum Teufel, mein Freund, Ihr wollt es doch nicht hier verrichten!“ der Bursche fuhr fort: „mein Gott, sagen Sie mir es doch, ich bin sehr in Nöthen.“ Einige Minuten darauf kam er wieder zurück und rief mit einem unaussprechlich holdseligen Zähneklatschen nochmals aus: „nicht wahr, das ist recht drolig? als ich mein Bedürfniß verrichtete, brachte mir mein Herr zu trinken.“ Diese Personen schicken sich gut zusammen, der Herr war wie der Knecht. Ich führe dies nicht als eine unanständige Handlung, so ungewöhnlich sie auch seyn mag, sondern bloß als einen Beweis einer plumpen Naivetät an; denn in Paris sieht man auf allen Straßen, besonders aber in den entlegensten, am hellen lichten Tage beständig der Göttin Cloacina Opfer bringen. Ich bin einer von fünf Spaziergängern gewesen, von denen drei zugleicher Zeit an der Mauer ihre Nothdurft verrichteten; noch außerordentlicher aber war es, daß ein anständig gekleidetes Frauenzimmer am hellen lichten Tage das nämliche that.

Als ich mich in einem öffentlichen Garten auf den Boulevards befand und den Tempel suchte, den jeder Engländer halb verborgen zu finden glaubt, entdeckte ich bald, (denn jedermann konnte es sehen) folgende Aufschrift: Cabinet d'aisance. Dies hätte man eher für einen Berathschlagungssaal halten sollen; denn vor der Thüre saß ein Hüter, und was

nach sonderbarer war, ob war ein Frauenzimmer. Ich blieb stehen und warum Verlegenheit. Mit einer wahrhaft französischen Schnelligkeit errieth sie meine Verlegenheit und ließ, aus Furcht, ihn Trinkgeld einzubüßen, nuss Fenoen, mein Herr, sie voit und reichte mir, wie sie sagte, ein Stück Papier aus dem Buche eines ungläublichen Schriftstellers. Sie stand nicht einmal von ihrem Sitze auf, ihre Stimme hielten sich dadurch nicht für beleidigt, sie nahm ihr Trinkgeld und ich gieng weiter. Vielleicht macht man mir Vorwürfe, daß ich solche Thatsachen anführe; allein die Sitten einer Nation lernt man nicht durch Raisonnements, sondern durch Thatsachen kennen; denn wenn Thatsachen verschwiegen werden müssen, weil sie die Einbildungskraft beleidigen, obschon ihre Kenntniß zur Berichtigung von Irrthümern beiträgt, und zu nützlichen höchst wesentlichen Untersuchungen Veranlassung giebt, so ist die Einbildungskraft eine Sprödve, die mehr den Schein als die Wirklichkeit der Tugend besitzt. Man muß wissen, daß die Franzosen eine Lieblingsmaxime haben, die sie verallgemeinern und auf alle Arten von Handlungen und Vorfälle anwenden, die gar nichts mit einander gemein haben, und die, wenn man sie zusammenhält, keine angenehme Ideenverbindung erwecken können. Wenn ein Paar junge Leute einander lieben, wenn sie einander heirathen, wenn sie ihre Wünsche ohne Ehe befriedigen, kurz, wenn sie etwas thun, um ihren dringenden Gefühlen Luft zu machen, so verschieden es auch seyn mag, so lautet die Entschuldigung, man muß der Natur gehorchen. Dies sagen sie mit einem solchen Nachdruck, der zum Beweisen diene, daß sie diesen Grund für unwiderleglich hielten.

Die Regierung machte den Versuch, die Befolgung dieses großen Naturgesetzes in den Gärten der Tuillerien zu verhindern; sie ließ an den Bäumen

und Spaziergängen Zettel ankleben, worin dem Publikum die Nachricht ertheilt wurde, daß die Schildwachen, auf Achtung gegen den Anstand, den Befehl hätten, alle diejenigen Personen in Verhaft zu nehmen, die daselbst ihre natürlichen Bedürfnisse verrichtigen würden.

Wenn jemand auf den Gassen von Paris geht, so ist es für ihn, besonders in der Nähe der Mauern, rathsam, Acht zu geben, wo er seinen Fuß hinsetzt. Man sollte es kaum glauben, daß solche Unanständigkeiten auf den Treppen, ja selbst in den Kirchen begangen werden; allein die Sache ist ausser Zweifel. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß dieser häßliche Mangel an Reinlichkeit im Abnehmen ist, da man jetzt weniger Spuren davon bemerkt; indessen giebt es der Gelegenheiten doch noch immer zu viele, wo die Pariser sagen: man muß der Natur gehorchen.

Kleidungsstücke und Moden stehen mit dem Anstande in der genauesten Verbindung; jetzt hat man sich der Nacktheit so viel als möglich genähert und doch erschienen in den öffentlichen Zeitungen mancherlei Bemerkungen über den Anzug eines schottischen Offiziers, der bei einer feierlichen Gelegenheit in seiner Nationaluniform in dem Pallast der Tuilerien erschien. Der französische Anstand konnte eine solche Tracht nicht ertragen, sie verstieß gegen das Decorum. Gewohnheiten sind eingewurzelt, sonst würde der englische Anstand sicherlich durch diese Tracht sich eben so beleidigt fühlen als der französische. Es ist beinahe unglaublich, das Wiedervergeltungsrecht auszuüben, allein wer kann sich dessen enthalten? Bei den Engländern bieten die Mannspersonen im Parterre im Schauspielhause keine Bücher mit den schändlichsten Kupferstichen zum Verkauf aus, wie es in Frankreich der Fall ist; folgen dem Spaziergänger nicht Knaben nach und suchen durch mancherlei

Kunstgriffe seine Aufmerksamkeit zu erregen und lispeln ihm dann eine Einladung in Hurenhäuser in die Ohren!

Nie habe ich in England von einem Zimmer gehört, das so abscheulich ist als dasjenige, das, wie ich glaube, le Boudoir de . . . . . heißt, und das man noch jetzt oder doch noch vor kurzem zu Bagatelle sah. Ich habe es nicht selbst gesehen; allein für die Wahrhaftigkeit desjenigen, der es mir erzählt hat, kann ich bürgen. In Paris beobachtet man wenig Formalitäten, und man läuft nicht leicht Gefahr, daß ein strenger Sittenprediger über die herrschenden Laster die Stirne zu runzeln wagt. Jeder verlangt Carte blanche für sich und ob er schon aus Schonung gegen die öffentliche Sicherheit geneigt ist, einige unwirksame Einschränkungen zu gestatten, so wird er die obige Erlaubniß doch ohne große Mühe auch seinem Nachbar zugestehen.

Als ich oben von dem Hühneraugenausschneider sprach, habe ich eine Anekdote zu erzählen vergessen, die eben so interessant ist, als sie den Zustand der Sitten schildert. Bei einem meiner Freunde, der ein meubliertes Hotel hatte, wohnte eine Gräfin, von der er keinen Miethzins erhalten und die er auch nicht zu sprechen bekommen konnte, ob sie schon in seinem Hause lebte. Das eine Mal war sie unpäßlich, das andere Mal hatte sie fürchterliches Kopfweh, das dritte Mal plagte sie die Migräne. Immer hatte sie eine Entschuldigung bereit; bald besuchte sie ein Freund, bald ein Bekannter, bald ein Geschäftsmann; da mein Freund aber des Wartens überdrüßig war und da er fürchtete, er möchte seine Schuld nicht bezahlt erhalten, so nahm er endlich seine Zuflucht zu einer List; es besuchte sie zu gewissen Zeiten ein Hühneraugenausschneider; mein Freund erkundigte sich nach dem Morgen, wo dieser Mann erwartet würde und sorgte dafür, daß ihn ein neuer Be-

dienter als den Künstler anmeldete; die Gräfin hatte nämlich vor kurzem ihre Bedienten geändert.

Als der Bediente seinen Auftrag ausgerichtet hatte, steckte die Gräfin, ohne ihren Kopf auf dem Hauptkissen zu bewegen oder in die Höhe zu stehen, den einen Fuß aus dem Bette heraus, damit der vermeintliche Hühneraugenausschneider seine Operation anfange. Jetzt legte der Hausherr seinen erborgten Charakter bei Seite und sagte: „verzeihen Sie, Madame, ich komme nicht, um Ihnen die Leichdornen auszuschneiden, sondern ich bitte Sie, die Gewogenheit zu haben, mir den Hauszins zu bezahlen. Die Summe ist beträchtlich und ich brauche Geld.“

Diese Anrede machte die Dame aufmerksam; als sie aber sah, wer es war, nahm sie zu einem neuen Kunstgriffe ihre Zuflucht, um einen so unangenehmen Besuch los zu werden; sie fing daher an zu schreien, ihre Bedienten zu rufen, wegen einer solchen Frechheit mit Rache zu drohen und stellte sich, als ob sie in Ohnmacht fallen wolle. Der Hausherr blieb jedoch standhaft und erklärte, daß er das Zimmer nicht ohne seinen Miethzins verlassen und daß er, wenn ihre Bedienten Gewaltthätigkeiten gegen ihn ausüben sollten, er ihr Verfahren öffentlich bekannt machen würde. Das Mittel wirkte; so ungern sie sich auch von ihrem Gelde trennte, so mußte sie doch bezahlen.

Ein anderer Herr erzählte mir, daß er einige gerichtliche Sachen für eine modische Dame abzumachen gehabt und daß er sie eines Tages in Gesellschaft eines Advokaten besucht hätte, um mit ihr über den Gegenstand zu sprechen. Zufälligerweise befand sie sich im Bade. Dieser Umstand aber verursachte nicht den geringsten Aufschub; sie ließ ihn in das Zimmer kommen, wo sie war, befahl dem Bedienten, Feder, Dinte und Papier und einen Tisch zu bringen, um sie darauf zu thun, richtete sich auf und schrieb, fragte und antwortete mit

eben der Leichtigkeit und Vertraulichkeit, als ob sie an ihrem Schreibepulte wäre. Ich habe zu fragen vergessen, ob sie in ihrem Badeanzuge gewesen ist, wie ich dies glaube; doch zweifle ich, ob die modischen Damen in England sich von bloßen Geschäftsleuten in diesem Zustande sehen lassen würden.

Ich besuchte einstmals Picard, der ein guter Schauspieler und einer der besten jetzigen Lustspieldichter Frankreichs ist; ich lasse daher bei seinem Namen das Wort Herr aus. Man meldete mich, und ich wurde in sein Zimmer zu treten ersucht; hier lagen der Verfasser und seine Frau in einem Bette ohne Vorhänge, hatten sich mit den Köpfen in die Höhe gerichtet und die Nachtmützen darauf, ob ich schon ein ganz Fremder war.

Von jedem Frauenzimmer in Paris, das ihr eigenes Kind stillt, es müßte denn ganz arm seyn, glaubt man, daß es alles sein Vergnügen seinem Sprößlinge zum Opfer bringe. Die Damen, die diese mütterliche Pflicht erfüllen, sind, wie ich glaube, nicht wenig eitel darauf; denn die Einzige, die ich je diese Mutterpflicht erfüllen gesehen habe, befand sich in den Gärten der Tuillerien, wo sie mit entblößten Brüsten saß und unstreitig glaubte, daß dies eine zu große Ehre sey, als daß nur der geringste Theil davon verloren gehen dürfe. Unter den französischen Frauenzimmern ist es etwas sehr gewöhnliches, Mannskleider anzuziehen. Ehemals gab es in den Schauspielhäusern im Parterre keine Sitze, jetzt aber sind dieselben damit versehen. Das Stehen war eine Unbequemlichkeit; außerdem kann in einem bestimmten Raume eine größere Anzahl stehen als sitzen, und der Einlaß in's Parterre war verhältnißmäßig wohlfeil. Die Preise sind, wenn ich nicht irre, erhöht worden, doch sind sie noch immer sehr mäßig; und da nun, außer in den Theatern auf den Boulevards, kein Frauenzimmer ins Parterre gehen durfte, so zogen sie öfters Mannskleider an, um eingelassen zu werden.

Sie scheinen sich in Mannskleider ordentlich zu gefallen; denn aus einigen Beispielen, die ich gesehen habe, kann ich schließen, daß eine solche Tracht für ein tugendhaftes Frauenzimmer keine Schande ist; indessen scheint die Regierung eine solche Verkleidung doch immer noch für eine Unanständigkeit zu halten; denn ich habe gehört, (ich weiß zwar nicht, ob es wahr ist) daß es ein Verbrechen sey, das bei Todes- oder Galeerenstrafe verboten ist. Einer meiner Freunde erzählte mir, er habe zu Havre eine Dame gekannt, die, obschon verheirathet, oft in Mannskleidern ging, und die ihm einen Erlaubnißschein von Fouché *) vorzeigte, den sie bezahlt hatte; sie versicherte ihm, daß sie sonst obige Strafen leiden müßte. Vielleicht war es noch ein Gesetz aus den Revolutionszeiten, das jetzt nicht mehr beobachtet wird, oder das die Herrscher nach Belieben schlafen lassen. Zweideutige Gesetze sind ein Vergnügen für willkührliche Regierungen. Ich saß eines Abends in Gesellschaft meiner Frau und meiner Tochter in einer Loge hinter einem Mädchen, das Mannskleider trug und das bald einer weiblichen Bekannten an ihrer Seite eine Liebeserklärung machte, bald allerhand Coquetteriestreiche trieb, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, wobei sie keinen andern Grund haben konnte, als den Zorn zu erregen, wovon solche klägliche Geschöpfe geplagt werden. Einen andern Abend saß ich im Parterre neben einem Franzosen und einer Französin; beide waren in Mannskleidern. Von dieser Dame bemerkte ich mit einiger Unzufriedenheit, daß, ob sie schon in einem Anzuge war, der sich nicht wohl mit einem richtigen Gefühle von Anstand, noch weniger aber von weiblichem Zartgefühl verträgt, ihr Betragen doch zurückhaltend, etwas schüchtern und in jeder Hinsicht schicklich war.

*) Fouché ist Polizeiminister und eine der stärksten Stützen Bonapartes. D. Uebers.

Wir waren genau mit den beiden jungen Mädchen bekannt, deren Namen in der Geschichte nicht vergessen werden können *); beide sind Dumouriez's Adjutanten gewesen. Sie sind die Töchter eines holländischen, nicht unbekannten Offiziers. Als wir sie zu Hamburg und nachher zu Paris sahen, hatten sie ihre weibliche Kleidung wieder angelegt. Sie besaßen gefällige Sitten, verriethen ein kluges Betragen und hatten einen untadelichen Charakter; doch zogen sie ohne Bedenken männliche Kleidung an, setzten sich zu Pferde und besuchten in diesem Anzuge ihre Freunde. Bei öffentlichen Gelegenheiten bekommt man zu Paris allenthalben Frauenzimmer in Mannstracht zu Gesichte. Doch glaube ich nicht, daß in England eine Dame, mag sie modisch oder unmodisch seyn, das erste Beispiel davon geben und diese Tracht einführen wird, oder daß wenn ja Eine einen Augenblick die weibliche Selbstachtung so weit vergessen sollte, hoffe ich, daß sie keine Nachahmer finden wird.

Im Jahre 1783 fuhr ich mit dem Markeschiffe von Paris nach St. Cloud und war erstaunt, zwischen diesen Passagieren und jenen in einem Gravesender Fahrzeuge Aehnlichkeit zu finden. Die Späße der Pariser fallen selten so roh und grob aus, als jene der Arbeiter auf der Themse; allein, nach den Proben zu schließen, die ich zu hören bekommen, bin ich überzeugt, daß sie insgemein weit unanständiger sind. Als ich mit einer Gesellschaft das Museum im Pflanzengarten besuchte, zogen besonders zwei modische verheirathete Damen meine Aufmerksamkeit auf sich, die einem meiner Freunde bekannt waren, und die auf die anatomischen Präparate, die man durch eine Glasthüre sehen konnte, wiesen und darüber lachten; hätte ein englisches Freudenmädchen diese zu sehen bekommen, so würde sie augenblicklich fortgelaufen und ihre Wan-

*) Die Demoiselles Anselme.

gen würden roth geworden seyn; sie müßte denn schon zu sehr an das Laster gewöhnt gewesen seyn. Dies geschah vor der Revolution; bei meinem letzten Aufenthalte habe ich kein Beispiel einer solchen Frechheit gesehen.

In den Sommermonaten bekommt der Vorbeigehende eine Menge junger Leute zu sehen, die sich in der Seine baden, und wovon zwar manche Unterbeinkleider, mehrere aber keine anhaben. Franzosen scheint diese Unanständigkeit nicht zu beleidigen; denn beide Geschlechter, sowohl jung als alt, machen sich ein Vergnügen daraus, diese Badenden schwimmen zu sehen.

Vierzehntes Kapitel.

Von Kleidern und Moden werde ich weniger sagen, als diejenigen wünschen, die ein Interesse an solchen wichtigen Dingen finden, obschon mehr als sie billigen werden, wenn sie meine Meinung erfahren, da ich mir nicht schmeicheln darf, daß sie Vortheil davon haben werden. Die veränderlichen, mißvergnügten und launischen Bemühungen der Eitelkeit, die die Gewinnsucht der Modehändlerinnen nährt und schmeichelt, erklären hinlänglich die unaufhörlichen Veränderungen der Moden, wodurch so viele Arbeit unnütz verschwendet wird, welche man auf große und nützliche Unternehmungen wenden könnte. Daß die Aufmunterung des Luxus zur Vermehrung des Nationalreichthums beitrage, haben viele sogenannte Philosophen behauptet, aber nur nur wenige ächte Philosophen sind dieser Meinung gewesen; allein selbst diese hatten den Gegenstand nicht gründlich untersucht. Die Glückseligkeit des Menschen kann bloß in dem angenehmen Bewußtseyn seines Zustandes bestehen und dieser angenehme Zustand kann nie durch das befördert werden, was bei dem Reichen die zügellosesten Begierden erzeugt, den Armen aber zu endlosen Arbeiten nöthigt, die er täglich von neuem anfangen muß

und zugleich bey ihm eine zügellose Eifersucht und Unzufriedenheit hervorbringt, weil er nie vollkommen im Stande ist, sich jene sogenannten Vergnügungen zu verschaffen, deren Genuß an den Reichen so sehr herabgewürdigt und die zahllose Uebel bewirkt.

Vergleicht man die Pracht und den Luxus, so wie er jetzt ist, mit demjenigen, welcher vormals Statt fand, so findet man ihn so unbedeutend, daß man kaum sein Daseyn behaupten kann. Diese Pracht hatte ehemals eine gewisse Form, Regel und Ceremonie, eine Dauerhaftigkeit und eine Größe, daß sie ewig und unvergänglich zu seyn schien. Der Verkehr zwischen den Nationen war noch gering; ein Reisender war ein Wunder von Kenntnissen; die Feudalgebräuche waren allenthalben Kinder der Prahlerei, sie stammten von einem und demselben Vater ab und hatten allenthalben eine Familienähnlichkeit; wer fremde Länder besuchte, erzählte von der Pracht, die er gesehen hatte und verweilte gern bei den Festen, Turnieren und glänzenden Schauspielen, denen er beigewohnt hatte.

Als ich diese Bemerkung niederschrieb, dachte ich nicht an St. Foix; als ich aber sein schon oft angeführtes Werk aufschlug, fand ich folgende Thatsachen:

„Die Mode, Schleppkleider zu tragen, haben die Kreuzzüger mit aus dem Morgenlande gebracht; vom zwölften bis zum funfzehnten Jahrhundert trug man einen engen Rock, der bis auf die Füße reichte, die Adlichen glaubten, daß wenn sie eine lange Schleppe daran machten, sie einen Vorwand erhielten, einen Schleppenträger zu gebrauchen, den man auch annahm und die Erniedrigung des sklavischen Bedienten gab dem Herrn ein Ansehen von Vorzug.

„Bloß Ritter hatten das Recht, über dem engen Rock einen fliegenden Mantel oder Priesterrock zu tragen, dessen große und weite Aermel vorne an der Hand befestigt waren und hinten zu bis auf die Kniee hinunter hingen.

hingen. Diese Priesterröcke waren von den feinsten Stoffen und mit Hermelin und dem reichsten Pelzwerk besetzt. Nicht einmal ein Fürst, noch seine Gemahlin, durften Gold auf ihren Kleidern tragen, bis er Ritter geworden war.

„Man trug keine Degen; ein langer Beutel hing am Gürtel herunter und war ein Kennzeichen des Adels. Unter Karl V. wurden geflickte Kleider Mode, d. h. die Kleidung wurde mit allen Wappen besetzt, der sie trug, besetzt *).

„Die Damen trugen an der rechten Seite das Wappen ihres Gemahls und an der linken ihr eigenes; diese Mode dauerte beinahe ein Jahrhundert lang **)."

Die kurze Gerichtsdienerkleidung kam unter der Regierung Karls VI. auf. Das Journal de Paris erzählt von dieser und der folgenden Regierung, daß den 17ten Oktober 1409 der Sire Jean de Montagu, Großmeister des königlichen Hauses und Aufseher der Finanzen, oben auf einem Wagen und in seine Livree gekleidet von dem petit Chatelet nach den Hallen gebracht worden sey; sein Anzug habe in einer rothen und weißen Houpelande oder Gerichtsdienerkleidung, in einem Chapperon oder in einer Art Kappe, womit man den Kopf bedeckt, in einem rothen und in einem weißen Strumpfe, und in vergoldeten Spornen bestanden. Man hatte ihm die Hände gebunden. Voraus giengen zwei Trompeter. Nachdem man ihn geköpft hatte, brachte man seinen Leichnam nach dem Galgen von Paris; hier hing man ihn oben in einem Hemde mit den Strümpfen und den vergoldeten Spornen auf.

„Unter Franz I. war die Veränderung außerordentlich. Anstatt des fliegenden Rocks trug man

*) St. Foix. Vol. IV. p. 116.
**) Vol. III. p. 74.

Pantalons, welche so dicht am Leibe lagen, daß sie unanständig wurden. Dies war der Grund, warum gesetztere Leute sie mit der jetzigen Gardeuniform vertauschten, jüngere Leute hingegen trugen die auf der Bühne sogenannte spanische Tracht."

„Unter Karl VI. trugen die Frauenzimmer Zukkerhutmützen; an diesen hingen Schleier, deren Länge sich nach dem Range der Person richtete, die sie trug. Der Schleier einer Bürgersfrau reichte bloß bis auf die Schultern; die Gemahlin eines Ritters hingegen trug einen Schleier, der bis auf die Erde reichte."

„Unter Franz II. glaubten die Männer, daß dicke hervorragende Bäuche etwas Majestätisches wären, und die Weiber, daß große Hüften die nämliche Wirkung hervorbrächten; man trug daher falsche Hüften und Bäuche, und diese lächerliche Mode dauerte drei bis vier Jahrhunderte lang. Die Frauenzimmer, als ob sie sich gar nichts aus der Schönheit ihres Gesichts machten, fingen an, auf den Straßen, öffentlichen Spaziergängen, ja selbst in den Kirchen verlarvt zu erscheinen. Auf die Masken folgten Schönpflästerchen, die man in so großer Menge getragen haben soll, daß man kaum etwas von dem Gesichte sehen konnte."

Die Sitte, die Wangen zu schminken, ist vielleicht älter als irgend ein Geschichtschreiber. Der Bischof von Amiens, Orleans de la Motte, wurde von einer Dame gebeten, daß er ihr erlauben mögte, roth zu tragen: „ich gestatte Ihnen dies, Madame, erwiederte er, nur müssen Sie alles Roth auf eine Wange legen." Man kann ein schönes Gesicht sicherlich nicht mehr entstellen, und das Auge mehr beleidigen, als durch die runden, breiten, dikken Schminkpflästerchen, die man vor der Revolution auf jeder Wange trug; diese Sitte ist jetzt aus der Mode gekommen und dient zum Beweise, daß man

immer mehr wieder zur Einfachheit zurückkehrt, daß ein richtiger Verstand immer mehr herrschend wird, und daß der gute Geschmack nach und nach das Uebergewicht erhält.

Moden wandern jetzt aus einem Lande in's andere, und kehren schnell mit geringen Veränderungen wieder zurück; so gehen die von London nach Paris und von Paris nach London. Wäre es eine Ehre, Gesetze in den Moden zu geben, so gebührte diese Ehre jetzt mehr den Engländern als den Franzosen, beide aber theilen sich darin. Die Franzosen geben sich mit der Erfindung der Moden ab, die Engländer verbessern das Zweckwidrige darin und söhnen sie mit dem gesunden Menschenverstand aus; glücklicherweise fängt der gesunde Menschenverstand an, mehrere Bewunderer zu bekommen. Die Londoner Moden, die zu Paris zugestutzt werden, erhalten mancherlei Veränderungen und diese Veränderungen kommen wieder nach London zurück, wo sie mit nochmaligen Veränderungen wieder eine Neuigkeit sind. Solche unbedeutende und endlose Schattirungen in dem Unterschiede scheinen beim ersten Anblicke an und für sich selbst gar nichts zu sagen zu haben; vergleicht man sie aber mit einem nicht eben weit entfernten Zeitpunkte, so läßt sich nicht läugnen, daß sie den Zustand der Kultur und der Sitten schildern und so wenig sich auch jemand um die Ursache bekümmern mag, so kann er doch keine Reise machen, ohne eine Freude über die Reinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit in der Kleidung zu empfinden. Insbesondere bemerke man das Schickliche im Anzuge in Paris bei weitem nicht so allgemein als in London, obschon die Verstöße dagegen in beiden Städten noch viel zu häufig sind. Anzug und Gestalt zeichnen den Engländer in allen Ländern auf den ersten Anblick sehr stark aus und geben ihm nebst der englischen

Physiognomie, die gewöhnlich Ordnungsliebe und gesunden Menschenverstand verräth, ein Ansehen von Vorzug, den auch die Fremden, obschon nicht in ausdrücklichen Worten, doch stillschweigend oder in Blick und Geberden zugeben. Es ist zu bedauern, daß die Engländer diesen Vorzug durch den Nationalfehler, den ich aus Wahrheitsliebe so oft in Anregung bringen muß, nämlich durch die Verschlossenheit, verlieren, die ihnen ein Ansehen von Stolz giebt. Noch muß ich bemerken, daß außer etlichen Ausschweifungen, die mehr ein Eigenthum einzelner Personen als der Nation selbst sind, der englische Anzug selten die Aufmerksamkeit der Ausländer durch etwas närrisches oder unpassendes auf sich zieht, daß er vielmehr durch die Uebereinstimmung der einzelnen Theile gefällt. In der That sind diese individuellen Ausschweifungen größtentheils Nachahmungen fremder Sitten, die entweder lächerlich machen oder doch Stoff zum Lachen geben, weil sie nicht zum ganzen Anzuge passen; der Engländer übertreibt gewöhnlich solche unpassende Dinge und macht sich dadurch noch lächerlicher. Wir können uns nicht des Lachens enthalten, wenn wir einen Mann mit einem ernsthaften Gesichte und feierlichem Gange, in einem bunten groben Tuchkleide, einem runden Strohhute, ein Paar rothen oder gelben Strümpfen mit grünen Zwickeln, daher schreiten sehen; wir erkennen in ihm sogleich den Engländer, Faulconbridge, den Portia geschildert hat.

Nirgends, außer in England habe ich bemerkt, daß sich das gemeine Volk über einen unpassenden Anzug lustig macht, obschon der Pöbel in Paris einen großen Hang zu Spöttereien hat. Der Anzug der Kaffeehäuser in dieser Stadt besteht gewöhnlich in einer kurzen grünen Jacke und einer Leinwandschürze. In der Nachbarschaft des Palais Royal habe ich bemerkt, daß ein solcher Auf-

wartet zwar oft ein reinliches, aber nie, wie auf den besten Kaffehäusern in London, ein artiges und nettes Aussehen hatte; in den kleinern und weniger besuchten Quartieren hingegen sieht er, wie die Gäste, denen er aufwartet, elend aus, ist grob und hat einen schmutzigen Anzug. Als ich eines Tages in dem Platze Vendome vorbei gieng, machte mir ein Trupp Aufwärter vieles Vergnügen; zwei sahen eben nicht sehr reinlich aus und giengen in ihrem gewöhnlichen Anzuge, ein dritter aber hatte leere Schüsseln aufgepuzt, und trug einen gestickten Rock und eine gestickte Weste, der Rock war von verblichner grüner Seide, die Weste von schmutzig-gelber. Er hatte beide über seine Schürze zugeknöpft, trug sie mit einer selbstbetäubenden Gefälligkeit und seine Kameraden staunten sie unaufhörlich an. Sie lachten nicht etwa über sein närrisches Aussehen, sondern erkundigten sich bei ihm mit Verdruß, wie er zu einem solchen kostbaren Anzuge gekommen sey. Wäre ein Londoner Aufwärter so angezogen gewesen, so würde er schwerlich dem Gelächter seiner Kameraden entgangen seyn, er hätte seine Stelle verändern müssen, um ihrem Gespötte zu entgehen.

Ich habe schon einen kurzen Abriß von der Volksracht und ihrem Ansehen überhaupt gegeben; wollte ich sie vollständig und nach allen ihren Verschiedenheiten schildern, so würde es mir an Worten gebrechen; ich muß es noch einmal sagen, daß der allgemeinste Eindruck für einen Engländer der der Unsauberkeit ist.

Der Graf ***, dem ich gelegentlich meine Aufwartung machte, saß gewöhnlich den ganzen Tag zu Hause, vertrieb sich die Zeit mit Studiren, und empfing seine Besucher in keinem andern Anzuge als in seinem Ueberrocke. Eine Dame machte mir eine sehr lächerliche Beschreibung von seiner Verlegenheit, wie

er den Saum seines Rockes zurecht gezogen habe, um das Hemde zu verbergen, als sie ihn besuchte und er keinen weiblichen Besuch erwartete.

Der Anzug des gemeinen Volks zu London ist einförmiger als jener der Pariser; die niedrigsten Klassen tragen gewöhnlich grobe Jacken, einige haben Hüthe, andere wollene Nachtmützen auf dem Kopfe, noch andere tragen diesen ganz entblößt. Die Beinkleider sind an den Knieen häufig nicht zugeknöpft; im Winter und bei schmutzigem Wetter tragen sie höhere Schuhe, bald haben sie Strümpfe an, bald nicht. Diejenigen, die es vermögen, tragen einen engen Rock, der beinahe bis auf die Knöthel reicht und den sie Redingot nennen, welches soviel als Reitkleid bedeutet, das sie im Kothe herumhängen, nebst Pantalons; einige tragen ungeheure hohe Hüthe und haben ein schmutziges grobes rothes und weißes Tuch um den Hals, ohne daß sie sich viel darum bekümmern, ob ein Kleidungsstück ausgebürstet, gewaschen oder wie es angezogen ist.

Noch mehr mißfällt im Ganzen der Anzug der Weiber. Die Armen tragen eine Jacke und einen Rock von gestreiftem Zeuge. Wäre dieser Anzug reinlich und nett, so würde er für das Auge eben so angenehm als zum Arbeiten bequem seyn; allein die Weiber gehen schmutzig, sind nachläßig angezogen, haben weder Schürze noch Huth, und der Anzug, wie man ihn unaufhörlich zu Paris zu sehen bekommt, scheint bloß der Gefährte des Elendes zu seyn. Der menschliche Geist ist stets geneigt, über seine Vermuthungen Betrachtungen anzustellen; ich wünschte daher, daß der Leser selbst entschiede, ob ich irre, wenn ich behaupte, daß der weibliche Anstand, ja selbst die Keuschheit und die Sittlichkeit darunter leider, wenn man keine Hüthe trägt, welches in Frankreich so lange der Fall gewesen ist, doch fängt man

jetzt dergleichen zu tragen; nur unter den niedern Ständen ist die schmutzige graue Nachtmütze noch immer eine Lieblingstracht, die höhern Klassen haben gewöhnlich die Mützen auf eine nachläßige und nichts weniger als nette Art aufgesetzt, ob sie schon häufig aus kostbaren Spitzen bestehen.

Ein Halstuch trägt man bloß im Negligé, aber mit einer Coquetterie, die sich gern den Anschein von Nachlässigkeit geben möchte, da sie doch einen Theil des Busens sehen läßt. Als die Stadt Beauvais wund dem Herzog von Burgund belagert wurde, halfen die Weiber sie mit unglaublichem Muthe vertheidigen. Ludwig XI. gab ihnen daher als ein Zeichen der königlichen Gnade das Vorrecht, am Jahrestage ihrer Befreiung ihren Brautanzug zu tragen, und sich zu andern Zeiten nach ihrem Belieben zu kleiden. Nach der Erzählung französischer Schriftsteller soll dies die Veranlassung gewesen seyn, den Busen bloß zu tragen; von der Zeit an soll diese Mode allgemein worden seyn, doch erhielt sie nicht durchgängig Beifall. Ein Prediger, der gegen dieselbe in Zorn gerathen war, redete seine weiblichen Zuhörer folgendermaßen an: „bedenkt Euch, sage ich, wenigstens in unsrer Gegenwart, denn Ihr müßt wissen, daß wir, wie andere Männer, Fleisch und Blut haben.“ Seine Zuhörer fingen zu lachen an, besonders die Weiber, als er in einem noch größern Unwillen fortfuhr: „wenn ich mit Euch in sanften Worten spreche, die bloß meine Meinung andeuten, so bleibt Ihr taub und verstehet mich nicht; spreche ich offenherziger, so findet Ihr meine Sprache komisch und fangt zu lachen an. Wehe Euch, wenn Ihr mich so gut versteht und doch so schlecht handelt!“

Ich kann nicht wohl einsehen, aus welchen Ursachen die Damen ihren Busen bloß tragen; denn so viel ich mit den Meinungen und den Gesinnungen der

Männer bekannt sind, denen die Weiber doch gefallen wollen, ist diese Meinungen und Gesinnungen fast durchgängig gegen Böse. Einige Stoffe die Mode und kann daher unsere Weiber und Töchter so sehr führen. Schlappen waren sehr in der Mode, manche ging so lange sie eine Dame nachschleppte und durch den Koth zog, ein sicheres vornehmeres Ansehen gab. So schön Ich habe mich von Jugend auf in der Nähe an den reichen und prächtigen Anzug und an das anständige Betragen der Frauen gewöhnt, und dasselbe jederzeit mit Vergnügen betrachtet; die Seltenheit dieser reizenden Eigenschaften in Frankreich hat dieses Vergnügen sehr erhöhet; sobald ich sie bemerkte. Bisweilen trifft man in den öffentlichen Gärten und öffentlichen Spaziergängen eine junge schöne Dame in einem so schönen weissen Anzuge, mit einer so unschuldigen Miene an, welche ein überzeugender Beweis von einem reinen Herzen ist, daß ihr Anblick wie ein Zauber wirkt. Es wäre nur zu wünschen, daß solche Erscheinungen nicht so selten wären!

Die Friperie zu Paris ist ein Ort von keinem geringen Rufe; die Monmouthstraße kommt ihr bei weitem nicht gleich. In London sind die Trödelbuden, wo man alte Kleider kauft, sehr zerstreut, der Platz und die Wirkung, die sie in Paris machen, sind weit größer. Wenn man unter den Arkaden von der Straße St. Honoré nach dem Palais hingeht, so bekommt man eine große Mannigfaltigkeit von Kleidungsstücken zu Gesichte; viele darunter sind fein, einige glänzend, obschon der größte Theil unscheinbar ist. Nachmittags hängt der große Musikplatz, der vorzugsweisen die Halle heißt, so voll mit Zimmer ausgeschlagener Kleidungsstücke, daß man in London nichts Aehnliches antrifft. In der Kunst Kleider auszubessern, kommt sicherlich den Franzosen niemand gleich und doch habe ich nie gehört, daß sie jemals auf diesen

Würde, der weiblich nicht so unbedeutend ist, als er scheint, den grossen Aufwand machten, da sie hingegen in Geschmacksachen nicht diesen ersten Rang, sondern nach dem ausschließenden Besitz verlangen. Ob sie gleich im Anzuge den Engländern nachahmen und nachhinken, so behaupten sie doch immer, daß sie denselben allein verstünden; diese Ehre ist nicht des Streitens werth, aber Wahrheit bleibt Wahrheit. In phantastischen und ungereimten Moden sind sie wirklich unsere grossen Muster; kein Engländer kann so etwas nachmachen.

Ein Herr, der so eben von seinen Reisen zurückgekommen war, fragte seinen Freund: „haben Sie jemals einen Mann in grünen Beinkleidern mit braunen Strümpfen und rothen Zwickeln gesehen?" — Nein, mein Herr! „Oder eine Frau in blaßrothem Kattun, schwarzen Strümpfen mit gelben Zwickeln?" — Nein, mein Herr! — „Auch nicht Männer mit Ohrringen und Weiber mit Ridicules?" — Ich weiß nicht, was sie damit wollen! — „Wie? Sie sind also nie in der einzigen Stadt, in der Stadt des feinen Geschmacks, in Paris gewesen?" — Andere sind vielleicht eben so unwissend; daher muß ich Ihnen sagen, daß der Ridicule einer Französin in der Gestalt dem Arbeitskemtel einer Engländerin gleicht, in dem sie ihr Schnupftuch, oder was sie sonst heraus thut, und dennoch allenthalben, wo sie hingeht, bei sich trägt.

Ueber die Freudenmädchen und ihren unglücklichen Zustand will ich werde ich nur wenig sagen. Die Geschichte ihrer ehemaligen Einrichtung wird nicht ganz ohne Interesse seyn. Est. Flix hat mehrere Thatsachen über diesen Gegenstand, so wie über viele andere, aufbewahrt. Von ihm erfahren wir, daß Ludwig der Große sie aus Paris verbannen wollte und sie daher zum Durchpeitschen verurtheilte. Die Leute, in denen

Hause man sie fand, mußten sie nach dem Orte schaffen, wo sie ihre Strafe erhielten. Als man jedoch nachmals einsah, daß solche Frauenzimmer in großen Städten ein nothwendiges Uebel sind, so wurde ihnen der Aufenthalt wieder gestattet; sie machten eine besondere Zunft aus, mußten Abgaben geben und erhielten eigenthümliche Richter, Gesetze und Straßen, wo sie wohnen durften. Des Vormittags um zehn Uhr mußten sie sich in diese Straßen verfügen und sie durften sich nicht mehr sehen lassen, sobald die Abendglocke geläutet wurde. Es war ihnen durchaus verboten, ihr Gewerbe anderswo zu treiben, wäre es auch in ihrer eigenen Wohnung.

Diese Frauenzimmer heißen femmes amoureuses, filles folles de leur corps und hielten jährlich am Magdalenen-Tage einen feierlichen Aufzug. Zwei religieuse Orden, les filles Dieu und les filles pénitentes wurden für sie gestiftet. „Ich glaube, sagt St. Foix, daß man ihre Statuten, die der Bischof von Paris zu entwerfen unternahm, für etwas sonderbar halten wird. Keine Nonne soll wider ihren Willen aufgenommen werden; auch soll keine die Aufnahme erhalten, die nicht, wenigstens eine Zeitlang, einen liederlichen Lebenswandel geführt hat."

„Damit keine Betrügerei dabei statt finde, sollen sie von dazu angestellten Matronen, in Gegenwart von verständigen Müttern und Untermüttern, untersucht werden, die auf das heilige Evangelium schwören, daß sie die Wahrheit sagen wollen. Damit sich keine von denjenigen, die man untersucht aber nicht aufgenommen hat, in der Absicht preis giebt, um aufgenommen zu werden, so soll sie auf immer ausgeschlossen bleiben."

„Die Candidatinnen sollen ferner ihrem Beichtvater und sechs Nonnen, bei Strafe der ewigen Verdammniß, einen Schwur ablegen, daß sie sich nicht in der Absicht Preis gegeben haben, um die Aufnahme zu erhalten; sie sollen erinnert werden, daß, wenn man er-

führe, sie hätten sich in einer solchen Absicht entehren lassen, sie nicht länger Nonnen seyn dürften, ob sie schon in's Kloster aufgenommen wären und Gelübde abgelegt hätten."

Damit Frauenzimmer von einem schlechten Lebenswandel ihre Bekehrung nicht aufschöben, weil sie zu jeder Zeit die Aufnahme zu erhalten glaubten, so sollte keine aufgenommen werden, die über dreißig Jahr alt wäre."

So lauteten die Gesetze, die ein Bischof gemacht hat, dessen Absichten zwar gut waren, der aber einen schwachen Verstand besaß. Die oben erwähnte sonderbare Zunft hat beinahe vier Jahrhunderte bestanden und ist erst im Jahre 1567 aufgehoben worden. *)

Im Jahre 1376 erklärte der Herr von Bethisi der Wittwe Philipps von Orleans, Blanca von Frankreich, daß die öffentlichen Frauenspersonen, die während des Jahrmarkts nach Bethisi kamen, ihm jede eine Abgabe von vier Pariser Deniers bezahlten und daß diese Abgabe ihm vormals jährlich zehn Pariser Sols eingetragen habe; daß sie ihm aber jetzt nicht mehr als fünf Sols eintrage, weil die Anzahl derjenigen, die den Jahrmarkt besuchten, außerordentlich abgenommen habe. **)

Aus der Geschichte weiß man, daß solche Frauenspersonen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte den Armeen bey verschiedenen Gelegenheiten, Beruf halber, zum Dienst der Soldaten nachfolgten. ***) Wenn der Schein nicht sehr trügt, so hat sich die Anzahl solcher unglücklichen Geschöpfe seit der Revolution sehr vermindert. Nach einem Berichte, der im Jahre 1773 der Polizei abgestattet wurde, belief sich damals ihre

*) St. Foix. Vol. III. p. 75.

**) St. Foix. Vol. III. p. 431.

***) Singularités historiques. p. 254.

Zahl aufzugeben. Vormals gab Mercier in seinem Gemälde von Paris ihre Anzahl auf 30000 an. Nach allen Nachrichten, die ich habe erhalten können, übersteigend beide Angaben beträchtlich die jetzige Anzahl.

Im Jahre 1783 konnte kein Mannsperson nach der Abendbetrachtung ausgehen, ohne Freudenmädchen an jeder dunkeln Stelle stehen zu sehen, vor denen kein Fenster durfte vorbeigehen, ohne uns denselben ein bestandenes Pfaffeli oder Pfut oder eine Einladung zu hören. Auf den Straßen gingen alte Weiber herum, um Liebhaber für sie zu suchen; sie waren durch die ganze Stadt zerstreut.

Die Behandlung, der sie von Seiten der Polizei unterworfen waren, war eben so streng als empörend, und ob diese gleich vielleicht jetzt wenigers streng ist, so ist sie doch bei weitem noch nicht vorüber. Aus dieser Ursache wagen sie auch nicht, sich so roh, ungesittet und anstößig zu betragen, als es dergleichen Frauenzimmer auf den Straßen von London thun. Als ich eines Abends gegen zehn Uhr durch die Straße St. Honoré nach Hause zurückkehrte, folgte mir ein solches Frauenzimmer, das noch jung war und dem Anschein nach unter die anständigsten gehörte, nach, und redete mich leise mit ihrem gewöhnlichen: écoutez Monsieur an. Ich setzte meinen Weg fort, ohne zu antworten, sie aber wollte ihr Vorhaben nicht aufgeben. Ich verdoppelte meine Schritte und blieb noch immer stumm; auf einmal wurde sie wüthend, kramte mich los und schlug mich mit geballter Faust in die Seite. Ich wußte anfänglich nicht, was ich machen sollte; ich drehte mich daher um, allein plötzlich ergriff sie die Flucht, und sie lief in einen Laden. Ich sagte noch immer nichts, sondern sah ihr nach; jetzt fing sie an, mir

*) Curiosités de Paris, Part. I. p. 119.

gegen die Leute des Ladens den Vorwurf zu machen, daß ich sie beschimpft und geschlagen hätte.

Vorsicht ist nun allenthalben nöthig, besonders aber in fremden Ländern, wo sich die Sitten und die Denkart des Volks mehr oder weniger von den unsrigen unterscheiden. Hätte ich mich den Händen der Soldaten überliefert, so würde sie sicherlich tüchtig bestraft worden seyn, daß sie einen Fremden beleidigt und geschlagen hatte; allein von meiner Seite wäre es grausam gewesen, da es mehr Wahrscheinlichkeit hatte, daß diese Strafe mehr Böses als Gutes bewirkt hätte.

Von der üblen Behandlung, der sich diese Frauenzimmer geduldig unterwerfen müssen, bin ich zweimal Augenzeuge gewesen; es war beidemal im Palais Royal, und beidemal war die Mißhandlung die nämliche; es hatte sich nämlich ein Aufwärter auf einem Kaffeehause mit einem von diesen Mädchen gezankt und stieß es unter den Arcaden vor Aller Augen mit dem Fuße in den Hintern. Eine Menge Mannspersonen, worunter Einige gut gekleidet gingen, war zugegen und keine mischte sich darin, um den Stößen ein Ende zu machen.

Ein Frauenzimmer, das von einer Mannsperson mit dem Fuße in den Hintern gestoßen wird, und andere Mannspersonen, die dabei ruhige Zuschauer bleiben, ist ein Schauspiel, das ich in England nie gesehen habe; auch ist dies keine englische Galanterie.

Das Pflaster an den Mauern, und die davon stoßenden Straßen sind die Hauptsammelplätze solcher Frauenzimmer; in den niedern Theilen der Gebäude des Palais Royal wohnt eine Menge derselben, und ob sie schon aus Furcht vor den Ehemannern vieles von dem ausschweifenden Betragen verbannen, wozu sie anfänglich die Noth treibt, und worin sie nachmals bewährt werden, so giebt es doch nicht leicht Frauenzimmer, die unanständiger gekleidet giengen. Sie haben keine

Versuchung, bieten alle ihre Reize auf und lassen ihren Busen, ihre Arme, Schenkel und Umrisse sehen. Ich habe Franzosen behaupten hören und ich fürchte, es ist nur zu wahr, daß die Anzahl der öffentlichen Frauenzimmer, nach Verhältniß der Bevölkerung beider Städte, in London weit größer als in Paris ist, und der Grund, den sie hiervon anführen, ist der, daß man die Galanterie in der letztern Stadt weit besser versteht. Möge sich ja diese Kenntniß nicht weiter verbreiten! Unter den beiden Uebeln, so groß auch das eine ist, ist es doch besser, öffentliche Freudenmädchen zu dulden, als unsere Weiber, Schwestern und Töchter ihre Stelle vertreten zu lassen.

Die Art von Frauenzimmern, die auf den Straßen herumgeht und keine Mannsperson anredet, sondern wartet, bis sie angeredet wird, ist eine Klasse von Freudenmädchen, die, wie ich glaube, zu Paris unbekannt ist.

Der menschliche Geist ist eifrig bemühet, bei jedem Gegenstande menschlicher Erkenntniß den Zusammenhang von Thatsachen aufzusuchen und die Ursachen ausfindig zu machen, von denen die Wirkungen herrühren, die man in Betracht zieht. Die Aufmerksamkeit der Umstände bei der Bildung aller vorhandenen Gegenstände, die sich wirksam zeigen, während wieder auf sie eingewirkt wird, ist eine Untersuchung, die alle Tage die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf sich zu ziehen anfängt. Die beiden Partheien, die einen ausschließenden Einfluß, die eine von physischen, die andere von moralischen Ursachen, behaupten, nehmen alle Tage mehr ab. Es ist in der That nur wenig Scharfsinn nöthig, um einzusehen, daß ein Kind seine Hand von brennenden Kohlen wegzieht, daß dasselbe daher von physischen Ursachen bestimmt wird, oder daß, wenn man es wegen einer Handlung rühmt, es aus moralischen Gründen des Lobes diese Handlung von

neuen wiederholt, daß also physische und moralische Ursachen ihren Antheil an dem Einflusse haben.

Keine von diesen beiden Ursachen kann jemals aufhören, ihren Einfluß auf sinnliche und geistige Wesen zu äußern; es ist aber einleuchtend, daß der Einfluß beider nicht gleich stark ist. Bei Thieren, die wenig Verstand haben und bei neugebohrnen Kindern haben physische Ursachen ein so großes Uebergewicht, daß man den Einfluß moralischer Ursachen kaum gewahr wird. Bei mehr gebildeten Personen hingegen haben moralische Ursachen ein ungeheures Uebergewicht, obschon auch die physischen dabei mitwirken. Die Berechnung der Folgen kennt man in der Kindheit nur wenig und sie wird auch leicht vergessen; in männlichen Jahren hingegen ist dieselbe die Ursache, die den Menschen am häufigsten bei seinen Handlungen bestimmt. Welch' ein Uebergewicht hatten die moralischen Ursachen über die physischen, als Sidney seine Richter ersuchte, seinen Puls anzufühlen, als Regulus auf seiner Rückkehr nach Carthago bestand und als Cranmer seinen Arm nicht zurückzog, obschon seine Hand vom Feuer verzehrt wurde? Je mehr sich Kenntnisse ausbreiten, desto sichrer werden die Berechnungen zukünftiger Ereignisse und desto mehr nimmt das Uebergewicht der moralischen Ursachen zu; dennoch aber wird Hunger und Durst, Hitze und Kälte und die zahllose Menge von physischen Ursachen immer ihren Antheil an den Triebfedern und an den Entschlüssen der Menschen behalten.

Aus diesen Bemerkungen erhellet hinlänglich, daß sowohl die Sitten eines Volks als einzelner Personen das Produkt von physischen und moralischen Ursachen sind. Zugleich kann man auch daraus sehen, daß die Erziehung einen großen Einfluß auf dieselben hat. Es giebt in der That nichts erfreulicheres, als daß man den wichtigen Einfluß der Erziehung alle Tage mehr einsehen lernt.

Als streitende Mächte sind England und Frankreich, leider! Feinde; doch giebt es keinen Engländer, der diesen Namen verdient, der nicht zu hören wünscht und der sich nicht freuet, daß in Frankreich die Erziehung Fortschritte zum Bessern macht und daß die Mißgriffe, Thorheiten und Fehler, durch welche es so fürchterlich erschüttert worden ist, nie wieder in ihrer ganzen Stärke zurückkehren können. Der Antheil, den die Erziehung an diesen Ereignissen hatte, ist außer Zweifel, und kein denkender Kopf wird läugnen, daß er sehr groß gewesen ist. Nimmt man das Wort Erziehung in der weitesten Bedeutung, so endiget sich dieselbe bloß mit dem Tode; die Kenntnisse des einsichtsvollsten Mannes sind geringe; die Anzahl der Dinge, die er nicht weiß, ist unendlich groß; ich aber will das Wort bloß in der engern Bedeutung nehmen und nur von der Erziehung der Jugend sprechen.

Der erste Fehler der Erziehung in Frankreich besteht, wie ich schon oben bemerkt habe, im Säugen. Nimmt man etliche modische und müßiggängerische Mütter in England aus, so werden die andern einen edlen Unwillen fühlen, wenn sie hören werden, daß es in Frankreich unter den Müttern eine allgemeine Sitte war, ihr neugebohrnes Kind zu verlassen und die Aufsicht über dasselbe nicht bloß in der gefährlichen Periode der ersten Monate, wo das wachsame Auge und das zärtlich besorgte Herz unaufhörlich für die Erhaltung eines so schwachen Wesens sorgen sollte, sondern auch in den ersten Jahren der Kindheit Pflegemüttern, Miethlingen und unwissenden Landleuten anzuvertrauen, die, für so gut gesinnt man sie auch halten mag, doch ganz Frankreich jene Unvollkommenheiten eingeimpft haben, denen unwissende Menschen ausgesetzt sind. Anstatt der gewöhnlichen Aeußerungen des gesunden Menschenverstandes, die auf jugendliche Gemüther einen so tiefen Eindruck machen und die Kinder derjenigen Familien,

milien, wo gesunder Verstand herrschend ist, in ihrem Betragen so auffallend unterscheiden, schlagen kleinliche Zanksucht, Kunstgriffe, die beinahe kindisch sind und niedrige Selbstsucht in dem Kinde so tief Wurzel, daß man sie, selbst in dem Manne, noch häufig deutlich bemerkt. Ursachen wirken nicht einzeln, jede enthält immer eine Menge von Ursachen in sich; daher rühren die widersprechenden Eigenschaften, die man so sichtbar und so auffallend bei der französischen Nation bemerkt. Kenntnisse und Gewohnheit, nicht Gewalt, regieren, so sehr auch der Anschein das Gegentheil lehren mag. Ein mächtiger Despot mag immer einen Befehl ergehen lassen, der weise oder thöricht ist, stellt sich ihm die noch mächtigere Gewohnheit in den Weg, so wird man den Befehl vergessen und den Despoten verachten.

Der Einfluß der Gesetze hat wenig zu bedeuten, der große Haufe kennt sogar nicht einmal ihr Daseyn; allein der Einfluß der Meinung, des Beifalls und des Tadels, der sich auf die Meinung gründet, ist gränzenlos. Mag ein Bonaparte immer den müßigen Traum träumen, daß er herrsche, in dem nächsten Zimmer treiben doch seine Bedienten ihren Spott mit ihm; mag er ungeheure Armeen zur Verwüstung der Länder aussenden, mag er die Erde mit Feuer, Schwerdt und Hunger verheeren, es giebt doch kein Kirchspiel in Frankreich, wo nicht eine alte Weiberzunge mächtiger ist als er. Er versetzt den Erdkreis und erregt ein augenblickliches Staunen; sie verwundet zwar nur, aber sie verwundet unaufhörlich. Er kann bloß diesen oder jenen vernichten, niemand aber darf sich mit der Hoffnung schmeicheln, den blutigen Angriffen der letztern zu entgehen, und so lange die Meinung und die Gewohnheit auf ihrer Seite sind, ist sie bei jedem Angriffe unverwundbar.

Diese wichtige Wahrheit, über die ich lange und

oft nachgedacht hatte, fand ich zufällig auf eine sehr merkwürdige und lehrreiche Art bestätigt.

Das Dorf Vaucresson liegt ungefähr eine Stunde von St. Cloud; ich befand mich mit meiner Familie auf einem Besuche in der Nachbarschaft dieses Dorfes. Der erste Consul hielt sich damals zu Malmaison auf; es war gerade der Zeitpunkt, wo man, wie man vorgab, dem französischen Volke die Abstimmung über das lebenslängliche Consulat vorgelegt hatte. Nach Tische hatte ich mit einem Freunde einen Spaziergang gemacht, um ein Jagdhaus zu besehen, das ehemals dem Könige gehört hatte, jetzt aber consularisch geworden war, worin mancherlei Veränderungen vorgenommen wurden; schon lange vorher hatte man die Lilien vertilgt, an ihre Stelle hatte man eine Hirschjagd in Alto relievo von leidlicher Arbeit gesetzt. Erkundigungen sind die Sache der Reisenden und da wir eine alte Frau antrafen, fragten wir sie nach diesem Gebäude, worauf sie aber nichts weiter antwortete, als: le Général l'a conquis (der General hat es erobert); sie meinte damit, er habe sich desselben bemächtigte; das war alles, was sie wußte.

Ich freute mich, mit jemanden in ein Gespräch gekommen zu seyn, der mit Bonaparte in einem und demselben Kirchspiele wohnte, ich suchte daher das alte Mütterchen auf ihren mächtigen Nachbar zu bringen. Der Inhalt ihrer gesprächigen Unterhaltung bestand darin: „daß man ihr ihre Söhne geraubt, die als Conscribirte weggenommen worden waren; daß sie ärmlich gelebt habe und daß sie auch arm sterben müsse; daß die Revolution nichts Gutes bewirkt, wie man deutlich daraus sehen könne, daß das Brod so theuer sey, und daß der General alle Leute in der Gemeinde aufgefordert hätte, für sein lebenslängliches Consulat zu stimmen, daß sie es aber alle ausgeschlagen hät-

ten; hätte er für wohlfeiles Brod gesorgt, so würde dies ganz anders gewesen seyn, denn alsdann würde gern jedermann seine Zustimmung zum lebenslänglichen Consulate gegeben haben."

Wie viel Stoff zum Nachdenken liegt nicht für diejenigen, die alles gehörig untersuchen, in dem, was ein bloßes Geschwätz zu seyn scheint! Diese alte Frau war bloß der Wiederhall der Meinungen in der Nachbarschaft. Wenn also dieser mächtige Beherrscher selbst an seinem Aufenthaltsorte keinen Einfluß auf das Gewäsch einer alten Frau oder die Abstimmung eines Einwohners hatte, bloß diejenigen ausgenommen, die in unmittelbare Berührung mit ihm kamen, oder die wegen ihrer persönlichen Sicherheit besorgt seyn mußten, wer will also seinen unbedeutenden moralischen Einfluß auf das große Frankreich berechnen?

Ich weiß nicht, ob ich im Stande seyn werde, den Zusammenhang zu zeigen, der zwischen dem Kinderfängen und diesen moralischen Untersuchungen statt findet; ich zweifle aber nicht im geringsten, daß beide innig und wesentlich mit einander zusammen hängen. Die widersprechenden Eigenschaften der Franzosen haben ihren Grund in ihren zwei entgegengesetzten Erziehungen; die erste erhalten sie von einer unwissenden Amme, die zweite durch eine Vereinigung mit einander nicht übereinstimmender Lehrer, von denen das Kind papageyenmäßige Kenntniß, die Ziererei von Grazie und die Weisheit von List, kurz die Wissenschaft von Pedanten und die Tugend von Narren lernt.

Wenn Einsicht regiert, so ist das Wenige von Kenntnissen, oder deutlicher, der gewöhnliche Fond, der in allgemeinen Umlauf kommt, die Kenntniß, wodurch die Gesellschaft regiert wird. Dieser gewöhnliche Fond von Kenntnissen zeigt sich in den mittlern und obern Klassen am wirksamsten, folglich sind die mittlern und obern Klassen vorzüglich die moralischen

Regenten und nothwendig die moralischen Reformatoren eines Landes. Diese Herrscher haben den größten Einfluß, von ihnen müssen wir daher eine Verbesserung des öffentlichen Zustandes erwarten.

Die Sitte, Ammen zu halten, ist so allgemein, und die Nachfrage nach ihnen so groß, daß man schon längst ein Büreau errichtet hat, das noch existirt, an welches sich Ammen und solche Leute wenden müssen, die Ammen brauchen. Als ich erfuhr, daß dies Büreau, so wie alle andern, unter der Aufsicht der Regierung stehe, so erinnerte mich diese Nachricht bloß an eine zahllose Menge ähnlicher Beispiele, wo das Geschäft allemal nachläßig, ja oft auf eine schändliche Weise betrieben wird, so gut auch die Absicht dabei seyn mag. Wie kann jemand so verblendet seyn, daß er glaubt, die Aufseher und Inspectoren einer solchen Anstalt nähmen sich der Kinder eben so sehr, oder gar noch mehr an, als die Eltern? Es ist allemal ein Unglück, wenn sich die Regierung in Dinge mischt, die nicht vor sie gehören.

In dem Guide des Amateurs*) 1787 finde ich eine Stelle zur Oberaufsicht über die Ammen und zur Empfehlung von säugenden Kindern angezeigt. Leute, die Ammen brauchten, und Ammen, die Kinder nöthig hätten, sollten sich an diese Stelle wenden. Der Policeilieutenant sollte schnell und umsonst Recht verschaffen; im Fall man sich über Ammen zu beschweren hätte, sollte man sich nur an die Empfehlerin Madame Horque d'Hamecourt wenden. Noch gab es ein anderes Büreau, das den Namen le bureau de la direction générale des nourrices führte.

Im Nationalkalender auf dieses Jahr findet man ein Büreau unter dem nämlichen Namen angezeigt, das einen Direktor und einen Kassirer hat. Es befindet sich in dem hotel de la Tremoille, Straße

*) Tom. I. p. 133. 181.

St. Avoye, „wo die Einwohner von Paris versichert seyn können, gute Ammen zu erhalten, und wo diese ihren Lohn sicher empfangen; sie stehen unter der Aufsicht der Anstalt."

Wie viele wichtige Thatsachen sind in dieser kurzen Nachricht enthalten! Es ist eine Klugheits-Maxime der Regierung, vielleicht in allen Ländern, besonders aber in Frankreich, alle Mittel zu ergreifen, um ihren Einfluß durch die Versorgung ihrer Anhänger zu vergrößern; die Anzahl der von Säugammen gestillten Kinder ist so groß, daß man eine regelmäßige Anstalt mit allen dazu erforderlichen Beamten errichtet, und unter der Aufsicht dieser Beamten stehen sowohl Eltern als Ammen. Ich wünschte, man dächte reiflich über die Folgen eines anmaßenden Systems von vorgeblicher Aufsicht nach, das mit den Sitten und der Moralität in so vielfacher Verbindung steht. Ich ging gerade vor diesem Büreau vorbei, als die Ammen da standen und warteten. Ich bin nicht im Stande, dem Leser einen Begriff von dem heterogenen Aussehen oder von der Rohheit, der Unwissenheit, dem pöbelhaften Wesen und der Dummheit zu geben, die den größten Theil dieser Geschöpfe charakterisirte. Wie wenig müssen Mütter und Väter Verstand oder Neigung besitzen, die ihre neugebohrnen Kinder der Sorgfalt und Führung solcher unglücklichen Geschöpfe anvertrauen, die sich dazu vermiethen!

Man darf sich nicht wundern, daß die Anzahl der Krüppel in Paris sehr groß ist. Ich habe häufig bemerkt, wie wenig aufmerksam Fremde oft auf die Sitten des Volks sind, unter dem sie sich zufällig aufhalten, und wie groß die Menge der Thatsachen ist, welche ihrer Aufmerksamkeit entgeht.

Bei meinem zweiten Aufenthalte zu Paris befand ich mich in der Gesellschaft einiger englischen Freunde, denen ich von ungefähr die Bemerkung mit-

theilte, daß die Anzahl der Buckligen zu Paris weit größer als zu London sey. Sie lachten mich aus, gaben sich das Ansehen, als wollten sie den Franzosen Gerechtigkeit wiederfahren lassen und behaupteten, ich spräche wie ein Stock-Engländer. Ich erwiederte, ich hätte mir es zum Gesetz gemacht, recht aufmerksam zu seyn, wenn ich über die neue Brücke ginge, und es wäre sehr selten der Fall gewesen, wo ich nicht ein, zwei, drei, ja bei einigen Gelegenheiten, obschon selten, sogar sechs Bucklige angetroffen hätte. Sie antworteten mir wieder durch ein Lachen.

Wir giengen nach der Oper und ich machte ihnen den Vorschlag, die Zahl der Buckligen zu merken, die wir anträfen; sie nahmen meinen Vorschlag recht gern an; wir gingen fort, und, da wir keine Sitze erhalten konnten, kehrten wir wieder zurück und die Anzahl der Buckligen, die wir gezählt hatten, belief sich auf dreißig. Dies war kein Wunder, denn wir hatten über zwei Meilen gemacht, wir befanden uns aber in einem Wagen und fuhren schnell durch Straßen, die eben nicht breit waren. Als ich nachmals von dem pont-au-change wegging, wo die Armen in großer Menge vorbei gingen, zählte ich innerhalb zweihundert Schritten zwölf Bucklige; ich muß jedoch bemerken, daß die Anzahl der Buckligen in Paris weit geringer ist als in manchen Städten Deutschlands, wenn man nämlich dabei auf die verschiedene Größe der Bevölkerung Rücksicht nimmt. Als an einem schönen Sonntage das Volk haufenweise aus Hamburg herausströmte, um sich ein Vergnügen zu machen, gieng ich mit meiner Tochter aus der Catharinenstraße, den Fußsteig nach Altona hinunter und zählte innerhalb vierzig Minuten funfzig Bucklige *). Damit ich mich nicht irrte, machte ich alle

*) In Leipzig war sonst die Menge der Buckligen auch sehr groß, weil man die Gliedmaßen der Kinder nicht übte

mal bey dem Zehnten einen Knoten in ein Band. Bey einer andern Gelegenheit zählte ich sechs und siebenzig; da ich aber mit meiner Familie ging, so gab ich nicht genau auf die dazu erforderliche Zeit acht, die aber weit mehr betrug. In allen diesen Fällen spreche ich bloß von solchen Personen, die einen mehr oder weniger großen Buckel hatten; hätte ich alle Arten von Krüppeln mitgezählt, so würde sich die Zahl noch um die Hälfte vermehrt haben.

Ob man schon nicht genau bestimmen kann, wie vielen Antheil das Ammenwesen an solchen Unglücksfällen hat, so läßt sich doch kaum zweifeln, daß derselbe sehr groß ist. Die Mutter, die ihr Kind selbst säugt, macht sich ein Vergnügen daraus, genau auf dasselbe Acht zu geben. „Gott!" rief meine theure Louise in einem mitleidigen Tone aus, und sagte zu einer Ammet „was für ein ärmliches krankes kleines Geschöpf ist dies Kind!" „Ach, Madame, erwiederte das Mädchen, hierüber darf man sich nicht wundern; seine Mutter gab es einer Amme und hat es seit sechs Monate nicht wieder gesehen!"

Ich habe den Titel eines Nachspiels vergessen, das zum erstenmale auf dem Theater Louvois aufgeführt wurde; wenn ich nicht irre, so waren es die beiden Mütter. Die Haupthandlung war eine Mutter, die ihren kleinen Sohn in eine Schule geschickt hatte, von der sie weder den Lehrer noch den Ort wußte, wo sie sich befand. Ihr Freund, d. h. ihr Liebhaber, hatte ihr alle unangenehme Mühe in Ansehung ihres Kindes erspart und hatte alles über sich genommen. Wie ein solcher Freund ein solches Geschäft verwaltete, läßt sich leicht denken; während sie bloß ihrem Vergnü-

und dadurch stärkte; wenn sie daher fielen, so stürzten sie hülflos mit dem ganzen Körper nieder und thaten sich Schaden. Jetzt hat sich dies alles geändert; man läßt die Kinder herum kriechen, ihre Gliedmaßen üben und macht auf diese Art das Fallen unschädlich. D. Heyer.

gen nachging, war das Kind fortgelaufen, und da sie sich nicht darnach erkundigte, so hatte sie auch nichts davon erfahren, bis die unerwartete Rükkehr ihres Mannes sie darab erinnerte.

Am Schluß eines Lustspiels kömt alles glücklich aus. Zum Glück hatte das herumschwärmende Kind seine Zuflucht zu einer Freundin genommen, die selbst Kinder hatte, deren Gatte dies tugendhafte Weib und diese tugendhafte Mutter verachtete, die Mutter des verlornen Kindes liebt, und diesem anbetungswürdigen Weibe das Geld giebt, um ihre Ehrenschulden zu bezahlen, und kurz zuvor hatte er seine Frau unter nichtigen Vorwänden Geld abgeschlagen. Nicht wenig merkwürdig in diesem kurzen Drama ist das Betragen des zurückgekehrten Mannes, der die Geschichte sowohl mit dem Liebhaber als dem Kinde erfährt; nach einigen ernstlichen Bemerkungen zweifelt er nicht im geringsten, daß die kleinen Fehler seiner Frau gut gemacht seyen: alles ist gut, alles ist vergessen! Das Stück erhielt großen Beifall. In England würde man die Haupthandlung nicht halb begriffen haben; sie wäre zu unwahrscheinlich und unsern Sitten zu fremd gewesen; in Paris hingegen macht sie einen großen Eindruk. Dies ist um so besser, das Uebel, das man sieht und kennt, wird nach und nach auch gut gemacht.

Ich hatte einst Gelegenheit, in den Familie eines nahen Anverwandten die traurigen Folgen davon zu sehen, daß man Kinder Säugammen überläßt. Die Mutter, eine zärtlich liebende Frau, hatte diese Pflichten, die die Kinder den Eltern so theuer machen, nicht erfüllt und dadurch die Mutterliebe rege erhalten; nach und nach hatten sie dieselbe gänzlich erstickt und die vier letzten Kinder zu Säugammen auf das Land geschickt. Wenn sie von diesen unglücklichen Geschöpfen sprach, so hieß es: „sie sind Bälge, sie sind meine

Plage, bei deren Geburt ich schon genug gelitten habe und von denen ich mir kein Vergnügen versprechen darf. Kinder sind undankbare Geschöpfe, die es ihren Eltern nie Dank wissen und die sich nie daran erinnern, was sie für sie gelitten und für sie gethan haben."

Diese vier unglücklichen Kinder, wovon keines die mütterliche Sorgfalt genossen, und wovon keines so groß und gesund war als es hätte seyn sollen, (das eine davon war ein verwachsner Zwerg), waren die vier jüngsten; die beiden ältesten, ein Knabe und ein Mädchen hingegen genossen die ganze Zärtlichkeit der Mutter, wenigstens der Knabe, er wurde daher auch am wenigsten verzärtelt; seine weniger glückliche Schwester aber wurde so unvernünftig behandelt und so verzärtelt, daß ihr Körper außerordentlich reizbar wurde, und die gewöhnlichen Kinderkrankheiten nicht aushalten konnte; sie starb daher in ihrem siebenten Jahre, einem Zeitpunkte, wo die Gesundheit der Jugend gerade zunimmt. Wie viel solche Familien hat Frankreich oder vielmehr Europa nicht innerhalb eines Jahrhunderts gehabt! Wann werden die Eltern so einsichtsvoll werden, daß sie selbst für ihre Kinder sorgen! Mit unbeschreiblichem Vergnügen las ich damals in den französischen Zeitungen, daß man dem bescheidenen Betragen der englischen Damen zu Paris Beifall gab, und daß man sie in Gesellschaft ihrer Kinder und Gatten als anständige, gebohrne und liebenswürdige Gattinnen auf den öffentlichen Spaziergängen bemerkt hatte. Was man bewundert, das wird man endlich auch nachahmen. Es thut mir leid, bemerken zu müssen, daß nun auf einige englische Damen gerade wegen ihres entgegengesetzten Betragens aufmerksam geworden war, ihre Anzahl aber war sehr klein.

Siebzehntes Kapitel

Die Sitte, die Kinder nicht im Hause zu säugen, macht einen merkwürdigen Unterschied zwischen London und Paris aus. In jener Stadt sieht man die Kinder haufenweise von allen Altern auf den Straßen herumschwärmen, in dieser hingegen ist der Anblick eines Kindes auf den Armen eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß man sie außer den ganz Armen kaum zu sehen bekommt. Ob mir diese Sache nicht früh genug einfiel, um genaue Untersuchungen darüber anstellen zu können, so weiß ich doch, daß man die Kinder solcher Eltern, die eine Amme bezahlen können, in einem Monate einmal zu sehen bekommt, so lange sie noch nicht zwei Jahr alt sind. Ich kann zwar nicht ganz bestimmt über diesen Gegenstand urtheilen, weil ich erst spät darauf aufmerksam geworden bin; allein ich erinnere mich, nur zwei Kinder angesehener Eltern auf den Armen, während meines beinahe anderthalbjährigen Aufenthaltes gesehen zu haben; die Mütter zeigten sich und ihre Kinder in den Tuilerien, um, wie ich glaube, Bewunderung, ja vielleicht Erstaunen zu erregen. Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr die Achtung und die Liebe gegen die englischen Frauenzimmer durch ihre mütterliche Zärtlichkeit, so wie durch ihr bescheidenes Betragen, ihre persönliche und häusliche Reinlichkeit und durch ihr sorgsames Hauswesen vermehrt wird. Französische Schriftsteller werden diese Bemerkung für ein bloßes Compliment halten, das ein Schriftsteller dem schönen Geschlechte macht, und das er bei diesem nicht sparen darf, wenn er von ihm begünstiget werden will; denn das ist die tagtägliche Gewohnheit der französischen Schriftsteller und durch solche unwürdige und unedle Kunstgriffe werden die dortigen Wei-

ber betrogen, gegen die offenbarsten Thatsachen blind gemacht, und zur Fortsetzung einer Lebensart aufgemuntert, worüber sich Vernunft und Tugend empört. Ich habe nur Vergleichungsweise gesprochen; die Fehler der Menschen, Geschlecht und Land bei Seite gesetzt, fallen zu sehr in die Augen, als daß sie verheimlicht werden könnten und sind zu zahlreich, als daß man sie alle aufzählen könnte. Die französischen Schriftsteller haben der Menschheit unendliche Dienste geleistet; dies ist aber nicht durch die Liebenswürdigkeit ihrer schmeichlerischen Anbetung geschehen.

Ueber Waisen- und Findelhäuser kann man vieles aus Büchern lernen. Nach den letzten Zählungen scheint die Bevölkerung von London vier Neunsel, ja vielleicht die Hälfte größer als jene von Paris zu seyn. Mir ist zwar die Anzahl der Kinder nicht bekannt, die man jährlich in unser Findelhaus bringt; mit Erstaunen aber lese ich, daß in das Findelhaus zu Paris vor einigen Jahren jährlich über acht tausend Kinder aufgenommen und daß dieß armen verlaßnen Geschöpfe sämmtlich von ihren Eltern auf die Straße gesetzt, (wenigstens nahm man dies so an) und von den Findern in das Findelhaus gebracht wurden. In einer moralischen Statistik, die unter allen die meiste Aufmerksamkeit verdient, sind solche Thatsachen von keiner unbedeutenden Wichtigkeit.

Ueber die Stiftung des Findelhauses im Jahre 1638 finde ich unter andern folgende interessante Thatsachen. „Eine mitleidige Wittwe erbarmte sich dieser hülflosen Geschöpfe, und nahm die Sorge ihrer Erziehung über sich; man schickte daher jedes ausgesetzte Kind, nach einer Bescheinigung von der Obrigkeit, zu ihr. Die Last wurde bald für sie zu groß; ihre Mägde, die des Geschreies der Kinder überdrüßig waren, trieben einen sehr sträflichen Handel und verkauften dieselben an Bettler, die sie wieder öffentlich sehen

lassen; und von dem Vorbeigehenden ein Almosen zu erhalten. Auch wurden sie von Ammen gekauft, deren Kinder gestorben waren, um deren Stelle zu ersetzen und die Familien zu betrügen; dies war für die Ehescheidungen äußerst gefährlich. Ja man kaufte sie sogar zu Jahrmarkt; der festgesetzte Preis eines Kindes war zwanzig Sols*).

Dies abscheuliche Verfahren mußte nothwendig den öffentlichen Unwillen erregen; man entzog endlich dieser mitleidigen Dame und den Mädchen, die in ihrem Dienste standen, die Gelegenheit, ihr Mitleid gegen die armen Geschöpfe, die ihre Eltern verlassen hatten, auf diese Art auszuüben. In Romanen haben die Erzählungen von Kindern, die man ausgetauscht hat, öfters mehr das Ansehen von bloßen Erdichtungen des Romanschreibers, als von Begebenheiten aus der wirklichen Welt, vielleicht weil sie schlecht erzählt sind; allein in Ländern, wo die Gewohnheit herrscht, die Kinder Ammen anzuvertrauen, sind solche Fälle nicht selten. Ich lebte zu Paris in dem Hause, worin Herr Adanson oder Adamson wohnte. Dieser Mann hatte lange die Stelle eines französischen Consuls in Morgenland, besonders zu Kahiro und Tunis, versehen. Er war mit Bruce, dem Reisenden nach den Nilquellen vertraut gewesen und versicherte mich, er habe auch genau den italienischen Künstler gekannt, der mit Bruce reiste und der unterwegs starb. Diesem verdankt Bruce seine vorzüglichsten Zeichnungen. Adanson hatte einen genauen Freund zu Marseille, der ein Kaufmann war und Remousat hieß. Von diesem erzählte er mir folgende Geschichte, für deren Wahrheit er bürgte. Remousat war Vater einer zahlreichen Familie, und es scheint zu Marseille eben so wie zu Paris die Sitte geherrscht zu haben, Kinder von Hause wegzuschicken und sie einer

*) Dictionnaire des Moeurs. Tom. II. p. 59.

Amme zu übergeben. Als die Amme eines dieser Kinder ihr Lebensende herannahen sah und von Gewissensbissen gefoltert wurde, ließ sie ihren Beichtvater zu sich kommen und erzählte ihm, daß Remonsat's Kind gestorben sey, daß sie ihren eignen Sohn an dessen Stelle untergeschoben und daß dieser Sohn lange für Remonsat's Sohn gegolten habe. Außerdem setzte sie noch hinzu, daß sie nicht ruhig sterben könne, wofern ihr nicht der Beichtvater versprechen, die Wahrheit bekannt zu machen; dieser willigte sogleich darin, weil er es für seine Pflicht hielt, und ergriff eine schickliche Gelegenheit, diese Pflicht zu erfüllen und das schreckliche Geheimniß Remonsat mitzutheilen.

Der gute Vater hatte alle seine Kinder zärtlich geliebt und da er den untergeschobenen Sohn stets als seinen eigenen behandelt hatte, so behielt er eine Zeitlang das Geheimniß bei sich. Als sich aber sein Ende näherte, ließ er, weil er es entweder für Pflicht hielt, die Wahrheit bekannt zu machen, oder weil er die Indiscretion des Geistlichen fürchtete, seine ganze Familie vor sich kommen, und redete sie folgendermaßen an. „Meine Kinder, mit Recht hält man mich für einen glücklichen Vater; Ihr alle liebt mich und ich weiß nicht, wer dies am meisten thut; Ihr liebt einander, Ihr setzt Eure Glückseligkeit darin, niemals niedriger Eifersucht, selbstsüchtigen Wünschen oder andern unwürdigen Künsten, in Ansehung ihrer Befriedigung, Gehör gegeben zu haben; Ihr macht eine Familie aus, die höchst glücklich und einträchtig lebt; glaubt Ihr wohl, daß jemals Uneinigkeit unter euch ausbrechen werde?"

„Nie! nie! riefen alle einstimmig aus."

„Es ist keines unter Euch, fuhr der sterbende Vater fort, daß nicht gewissenhaft alle kindliche Pflicht gegen mich erfüllt hätte, und Ihr würdet vielleicht er-

stammen, wenn Ihr hört, daß eines unter Euch ist, das nicht mein Kind ist."

„Gerechter Himmel!"

„Eins von euch ist verwechselt worden, soll ich sagen, wer?"

Kaum hatte er diese Frage gethan, als alle voller Enthusiasmus einander umarmten und erklärten, daß sie mit Herz und Geist eine Familie ausmachten und daß sie dies immer seyn und bleiben wollten, und beschworen ihren Vater feierlich, ihnen das Geheimniß nie zu entdecken. Dies war für den Vater in dem letzten Augenblicke seines Lebens das größte Vergnügen, das er je genossen hatte *).

Daß sowohl fehlerhafte Systeme als lasterhafte Menschen häufig Veranlassung zu rührenden Scenen und glänzenden Handlungen gegeben haben, worin sich die Tugend in aller ihrer Würde zeigte, ist eine Wahrheit, wovon jedes Zeitalter und jede Nation Beweise liefern kann. Die Sitte, die zarten, aber noch unausgebildeten Fähigkeiten der Kinder, der Aufsicht der Armuth, der Unwissenheit und der Selbstsucht anzuvertrauen, während lasterhafte und unnatürliche Eltern ihrem Vergnügen nachgehen, kann nicht stark genug gerügt und verabscheut werden.

Die Unfälle, die diesem Systeme ihren Ursprung verdanken, sind zahllos. Diejenigen, die ich jetzt anführen will, machen zwar keinen Anspruch auf eine besondere Merkwürdigkeit, sondern gehören unter die gewöhnlichen Vorfälle. Ein Mädchen wurde einer Amme auf dem Lande anvertraut und gelegentlich von ih-

*) Kaum war der Friede im Jahre 1802 zwischen Frankreich und Tunis wieder hergestellt, so verließ Adanson in seinem 78sten Jahre nochmals Paris, um sich wieder in die Barbarei zu begeben. Er hatte sich so an die morgenländische Tracht gewöhnt, daß er sie auch in Paris nicht ablegte. Ueber sein grausames Schicksal in Syrien s. Sonnini's Reisen in Ober- und Niederägypten. 1. Bd. S. 108. D. Uebers.

ren Eltern besucht, um zu erfahren, ob es gehörig behandelt werde. Bei einem dieser Besuche trat der Vater in die Hütte, ohne daß ihn die Amme sah; das erste, was ihm in die Augen fiel, war sein Kind, das an einer Ziege sog, die sich so gestellt hatte und so ruhig verhielt, daß er wohl sah, dies sey etwas gewöhnliches. Der Vater war beinahe vor Wuth außer sich; nachdem er jedoch den Vorfall einem Arzte erzählt, und ihn über die Gesundheit seines Kindes zu Rathe gezogen hatte, rieth ihm derselbe ernstlich, keine Veränderung mit dem Säugen vorzunehmen. Ich habe die Dame genau kennen lernen, die auf diese Art in ihrer Jugend ernährt worden war; dessen ungeachtet hatte sie ihre eigenen Kinder ebenfalls einer Amme anvertraut. Eines davon erzählte mir, daß es bei ihrer Amme etwas gewöhnliches gewesen sey, wenn dieselbe etwas außer dem Hause zu thun gehabt, sie und ihre Schwester in die Hütte einzuschließen.

Auf diese Art sperrte man die Kinder zusammen ein, obschon das jüngste davon, nämlich die Schwester dieser Dame, die mir diese Nachricht mittheilte, krank war und zwar so gefährlich, daß sie während der Abwesenheit der Amme starb. Die Dame erinnert sich noch recht gut, ihre Schwester gerüttelt und gerufen zu haben, daß sie aufwachen möchte, und da dies nicht geschehen, so sey sie endlich von großem Schrecken ergriffen worden, und habe zu schreien angefangen, damit man ihr beistehen möchte.

Mit Wohlgefallen erzählte sie auch, daß ihre Mutter einst der Amme Chokolade zum Geschenk geschickt habe, und da diese nicht gewußt, wie sie dieselbe zubereiten solle, so habe sie ihre Nachbarn eingeladen, um an dem Leckerbissen Theil zu nehmen; dann habe man die Chokolade in eine Bratpfanne gethan, wo man sie gebraten habe. Solche Weiber verstehen noch

weniger von der Kindererziehung als von der Zubereitung der Ehekinder.

Diese Amme hat sie oft durchgeprügelt und doch nimmer sie sich verlohren noch junger und spricht mit der größten Zärtlichkeit von ihr. Es herrscht in dieser Hinsicht durch ganz Frankreich eine liebenswürdige und edle Denkart. Die Säugamme und ihre Familie treten mit der Familie des Säuglings in die genaueste Verbindung. Kaum giebt es ein auffallenderes Gemälde dieser Denkart, als dasjenige, das man in dem französischen Schauspiele Fanchon und Colas findet. Man schreibt dies Stück der Frau von Beaumanoir zu, allein zu Hamburg hat mir ein französischer Emigrant versichert, es rühre von ihrem Gatten her, der im ächten Rittergeiste dem Ruhme seiner Frau ein Geschenk damit machte. Mag nun diese Anekdote wahr oder falsch seyn, genug in beiden Fällen ist sie ein Charakterzug französischer Sitten. In Frankreich giebt es kaum einen einzigen berühmten Schriftsteller, dem nicht die Verläumdung seinen Ruf zu stehlen sucht, indem man vorgiebt, er habe seine Werke nicht selbst geschrieben. Bisweilen hat man auch in England so etwas behauptet, allein dies ist selten der Fall gewesen.

In französischen Familien ist es nichts ungewöhnliches, wenn sie ihren Kindern Vermeise geben, sie durch das Vorgeben zu schrecken, daß man sie fortschicken wolle; es ist nicht zu läugnen, daß sich solche unartige Kinder bei der Amme geändert haben würden. Eine Familie von jungen französischen Damen schilderte mir die peinlichen Empfindungen, die sie bei einer solchen Drohung gefühlt hätten, wenn sie allein gewesen wären, hätten sie einander gewarnt und sich dadurch zu trösten gesucht, daß sie einander versprochen hätten, sie wollten ewig Schwestern seyn und bleiben. Wie wenige Strafen giebt es unter denjenigen,

tigen, die man den Kindern zufügt, welche nicht, ihrer Natur und Wirkung nach, fehlerhaft, ausschweifend und gefährlich sind?

Wenn allein das Kind von der Amme weggenommen nimmt die zweite Erziehung ihren Anfang. Auf dem Lande hat es eine Bauernsprache, ein rohes ländliches Betragen und alle andere Gewohnheiten angenommen, die die Eltern so schnell als möglich verbessert zu sehen wünschen. Kindern in Paris kann man, und ich kann mit Recht hinzusetzen, konnte man sonst nicht frühzeitig genug Männer und Weiber nachzuahmen lehren; die Eilfertigkeit, mit der sie dazu angetrieben wurden, war ganz außerordentlich und unzweckmäßig, die Nachäffereien, in denen man ihnen Unterricht ertheilte, waren unsinnig und die Art, wie man sie aufzog, war für den gesunden Menschenverstand fast ganz unglaublich.

Als ich im Jahre 1783 zum erstenmal diese Thorheiten sah, war ich vor Erstaunen ganz außer mir, wenn ein fünfjähriges Mädchen seine Haare nach allen Abgeschmacktheiten der herrschenden Mode frisirt, gepudert und pomadirt hatte, nehmlich an jeder Seite eine große Locke nebst einem Toupé, das so hoch als möglich war. War man hiermit fertig, so zog man ihm ein Kleid an, das der herrschenden Mode entsprach, und in seinem ganzen Anzuge und Betragen zielte alles dahin, ihm ein Ansehen von einem erwachsenen Frauenzimmer zu geben. Mit allen Arten weiblichen Schmucks behangen, lehrte man ihm alle Thorheiten der Weiber, bis das kleine Geschöpf eben so unerträglich als bemitleidenswerth wurde. Dies war nicht etwa bloß in einer Familie der Fall, sondern es war allgemeine Sitte. Allein nicht bloß Mädchen behandelte man auf diese thörichte Art, sondern der Haarkräusler und Schneider hatte eben so viel mit jedem Knaben zu thun, und der kleine Herr ging mit seiner Mama mit einer Tasche, einem Degen und einem Solitaire spatzieren.

Ein Literator, eine Classe von Leuten zu Paris, die gemeiniglich eine Menge solcher Anekdoten wissen, erzählte mir, man habe Ludwig XVI. sogleich nach seiner Geburt königliche Kleider angezogen und eine Krone auf das Haupt gesetzt, wobei sich alle Insignien des allerchristlichen Königs befunden hätten; hierauf habe er von den verschiedenen Ständen des Reichs die Aufwartung erhalten. Die jetzige Art von Kinderanzug war damals in Frankreich so wenig bekannt, daß die Damen ihren Wagen halten ließen, um einen englischen Knaben von ungefähr neun Jahren mit fliegenden Haaren und in seiner Landstracht als ein Wundergeschöpf anzustaunen, das in ihnen eine Menge sonderbarer Gefühle erregte. „Sehen Sie nur einmal, riefen sie aus, den kleinen Engländer! Sehen Sie einmal auf seine Haare Acht! Denken Sie sich nur eine solche Tracht! Mein Gott, wie artig sieht der kleine Herr aus! O, der bezaubernde kleine gute Mensch!"

Eine Mischung von Lachen neben dieser Verwunderung zeigte deutlich, daß ein solcher Anzug nach ihren Begriffen etwas außerordentlich närrisches sey.

Auf eine ähnliche Art verfuhren die Franzosen auch mit dem Geist ihrer Kinder; die Entwickelung des Verstandes abzuwarten, dies ging über ihre Geduld. In jeder reichen und adlichen Familie machte ein Abbé den Hofmeister; die Kaufmannskinder hingegen unterrichtete ein Affe dieser Abbé's. Man plauderte zu gewissen Stunden dem Zöglinge die Lection vor, bis er eine Reihe von Fragen wiederholen konnte, die mit der Schöpfung der Welt anfingen und sich vielleicht mit der Krönung des regierenden Königs endigten. Durch Wiederholung wurde das Antworten leicht und die Frau Mama staunte die Gelehrsamkeit des jungen Herrn an. Stand aber etwas nicht in seinem Catechismus, so wußte er auch nichts davon; da man ihn jedoch so perfect hatte plaudern lehren, so war es selten der Fall, daß er nicht jede

Frage schnell beantwortete und da sich auch der Abbé sorgfältig in Acht nahm, ihn auf das Falsche und Kindische aufmerksam zu machen, so wurde das Erstaunen der Frau Mama immer größer. Man hatte sie auf die nehmliche Art unterrichtet und sie besaß beinahe den nehmlichen Fond von Kenntnissen.

Hätten bei solchen Einrichtungen nicht die Schulen der Jesuiten und anderer Mönche der Unwissenheit vorgebeugt, die sonst in Frankreich geherrscht haben müßte, so würde es schwerlich in der gelehrten Welt den Ruhm erlangt haben, den es mit so großem Rechte verdient. Diese Schulanstalten hat man zerstört und der Versuch, einige schwache Nachahmung derselben wieder herzustellen, wird vergeblich ausfallen, eben weil er so schwach ist. Die ehemaligen Lehrer sind verbannt, zerstreut oder todt; die jetzige Klasse von Priestern ist alt und da die Jugend wenig Hoffnung zu reichen Pfründen oder zu hohen Aemtern in der Kirche hat, so hat auch die aufwachsende Generation in Frankreich wenig Lust zum geistlichen Stande; die Armee hat jetzt Reize, die weit wirksamer sind. Da sie aber so verderblich sind, so ist es ein Unglück für die Menschheit, daß sie so mächtig wirken.

Ich gehöre nicht unter diejenigen, die die Aufhebung der Mönchsschulen bedauern; so zahlreich aber auch die Menge des Uebels war, das sie enthielten, so fand man doch auch manches Gute darin. In gewissen Zweigen muß die Erziehung in Frankreich eine Zeitlang leiden; man kann aber mit Grund annehmen, daß der Gewinn endlich für den Verlust vollkommen schadlos halten wird, und daß in Zukunft ihre Fortschritte groß und reißend seyn werden, da die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, die sie vormals so sehr aufhielten. Alte eingewurzelte Gewohnheiten lassen sich nicht durch die Wehen einer Revolution ausrotten. In der Kleidung, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen

hat wirklich eine allgemeine Reform statt gefunden; sie entspricht jetzt mehr den Forderungen des gesunden Menschenverstandes. Kinder werden jetzt in Frankreich nicht, wie dies noch oft in Deutschland ist, so eingewickelt und eingebunden, daß man sie wirklich in die Höhe zieht und sie, wie Geniste, in einen Winkel wirft. Nie habe ich etwas von der Sitte gesehen, die ich habe schildern hören, daß man Kinder mit Bändern unter den Armen an die Wand oder mit dem Leibe an die Decke hienge. Die Kinder der Armen in unsrer Nachbarschaft, wo wir wohnten, giengen gemeiniglich zweckmäßig, d. h. locker und leicht gekleidet; Strümpfe ausgenommen, die sie zugebunden trugen und die wie Strümpfe an Kindern sind, naß und schmutzig waren. Statt die Kinder aber in der Stube auf die Dielen zu thun, wodurch ihre Muskelkraft gestärkt wird und sie am schnellsten gehen lernen, ist das Laufband noch immer in der Mode.

Bis noch ganz neuerlich war es allgemeine Sitte, ein neugebohrnes Kind in drei Windeln zu wickeln; man nannte diese trois langes; die eine war von Flanell und sah roth oder blau aus, die beiden andern waren von Leinwand; jede war ungefähr einen Fuß breit und drei volle Ellen lang. Auf den Kopf setzte man drei Beguins oder Mützen; die unterste war von Flanell, die zweite von Leinwand und mit wollnem oder baumwollnem Zeuge gefuttert; die dritte setzte man über beide; sobald das Kind die Beine frei bewegen konnte, zog man ihm Schuhe und Strümpfe an; die letztern band man mit Bändern zu. Die Menge von Kindern, die als ein Opfer der Hitze und des Zwanges ihrer Gliedmaßen starben, läßt sich gar nicht berechnen; daß aber keine völlige Entvölkerung folgte und daß das Menschengeschlecht sich in solcher Menge vermehrte und an Stärke zunahm, ist ein unwidersprechlicher Beweis von der Zähigkeit der Lebenskraft, zumal, wenn man sich erinnert, daß die Sitte, die Kinder in Windeln einzuwickeln, vor-

mals allgemein war. An der zunehmenden Vollkommenheit des menschlichen Körpers läßt sich nicht zweifeln, wenn man sich erinnert, was die Menschen, die in London gebohren, nur noch vor fünf und dreißig Jahren waren und sieht, was sie jetzt sind. Ich habe sagen hören, daß man damals der Meynung war, die Bevölkerung von London werde bloß von Ankömmlingen vom Lande erhalten, welche wieder in drei Generationen ausstürben.

Die Kinder in Paris dienen noch jetzt zum Beweise der Launen ihrer Eltern; das eine ist englisch gekleidet, das andere à la mameluc, das dritte geht wie ein Husar, d. h. man putzt sie auf mancherley närrische Arten heraus, welchen Anzügen man verschiedene tolle Namen giebt. Mädchen gehen noch häufig wie Knaben gekleidet.

In England ist das Lächerlichmachen der Erhalter des gesunden Menschenverstandes; in Frankreich aber macht man von diesem Mittel noch nicht so häufig Gebrauch, als es nöthig wäre, um eine gute Wirkung hervorzubringen. Ich bin mit dem Hange nichts weniger als zufrieden, den man bei dem englischen Pöbel bemerkt, alles grob und laut zu tadeln und zu verachten und sich um Personen zu versammeln, die entweder durch eine unanständige oder abgeschmackte Kleidung die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchen; allein ich würde noch weniger zufrieden seyn, wenn dieser allgemeine Sinn für's Schickliche gänzlich ausgerottet würde.

Was die moralische Erziehung betrifft, so entdeckte ich keine so großen Fortschritte in ihrer Verbesserung; zwar hat man Fortschritte gemacht, aber alte Gewohnheiten sind immer noch herrschend; das System, alles papageyenmäßig herzusagen, behauptet sich immer noch. Eines Tages trat mein Schwiegervater voller Unwillen zu mir und sagte: er habe so eben ein sechsjähriges

erschrockenes Mädchen gesehen, das seine Aufseherin deshalb gestraft habe, weil es nicht auf die Frage: was Gott sey? habe antworten können. „Es ist zum Erstaunen, rief seine halb wüthende Lehrerin aus, daß der kleine Nickel so dumm seyn kann! Schon so oft hat man ihm erkläret, was Gott sey und gesagt, wie es antworten solle."

Ein anderes Frauenzimmer von funfzehn Jahren, die Tochter eines Mannes, mit dem ich bekannt war, hatte einen Lehrer in der Religion; es war ein Priester, der es wöchentlich zweimal besuchte, um es in religiösen Wahrheiten zu unterrichten. Es war damals gerade das Concordat im Vorschlag und ihr Vater, ein Mann von schwachem Verstande, wartete ängstlich auf eine Stelle unter der Regierung. Unter andern frommen Lehren, die ihr dieser Religionslehrer gab, sagte er auch eines Tages zu seiner Zöglingin, die entweder auf Gemählde oder Statuen gesehen hatte: „Mamsell, man darf nie nackte Gestalten, weder auf Gemählden noch Statuen ansehen."

Schon oben erwähnte ich zweier Knaben, die auf den Boulevards ihren Zuhörern, welche aufmerksam und begierig zuhörten, eine Art von Catechismus vorlasen; der Titel dieses Buchs, bei dem sich ein Kupferstich mit einem Engel befand, der ein Kind bei der Hand hielt und nach der Figur eines Kreuzes in den Wolken hinwies, war folgender: Instruction de la jeunesse, par demandes et par réponses, ou précis des connoissances nécessaires à un jeune enfant.

Die erste Frage in diesem Lehrbuche für Kinder ist folgende: wer hat den Himmel, die Erde und alles, was ist, geschaffen?

Nachdem in zwei kurzen Sätzen erklärt worden ist, nicht bloß was Gott ist, sondern auch, was man für Pflichten gegen ihn hat, lautet die nächste Frage an Kinder folgendermaßen: was ist der Mensch? Die höchst

einfache Antwort, die der Lehrer gab, was freilich alles oder vielmehr weit mehr war, als er wußte, bestand darin, daß er ein vernünftiges Geschöpf sey und aus Leib und Seele bestehe.

Hierauf fährt der Catechet folgendermaßen fort: was ist ein Körper? Was sind die Elemente, die Sinne, der Himmel, die Sterne und die Planeten? Alles dies steht auf einer Seite, und der hochgelahrte Lehrer sagt seinem Zöglinge, daß der erste unter den sieben Planeten die Sonne sey! Die Zeit, die Jahreszeiten, Adam, Noah, unser Vater Japhet und seine Brüder, der babylonische Thurm, Europa, Asia, Afrika und Amerika, Aegypten und der Nil, die sieben Wunder der Welt, Erdbeben, Vulkane, der Dianentempel, das Labyrinth des Dädalus, die ägyptischen Pyramiden, die französische Republik, Frankreichs fünf und sechzig Könige, die alten Republiken, Leonidas, die engen Pässe bei Thermopylä, eine Erklärung von Straßen, Meeren, Bächen, Flüssen und Seen, von der Ebbe und Fluth, dem Monde, dem Sonnenlaufe, der Quelle der Flüsse und was einen Fluß, was einen Bach ausmacht; alles dies findet man in diesem Lehrbuche für Kinder. Metaphysische Lehrsätze, und zwar von der Art, von welcher jedermann gestehen muß, daß er sie nicht begreift, machen den Anfang, und nachdem man schnell durch die alte Geschichte, Zeitrechnung, Sternkunde, Geographie, kurz durch alles, was oben angeführt ist, durchgaloppirt ist, endiget sich das Buch mit einer Erklärung des Unterschiedes zwischen einem Flusse und einem Bache.

Fände man einen solchen Unterricht bloß auf den Boulevards, so wäre das ein Vorfall, über den man lachen könnte; allein dies ist ein kurzer Abriß von den Fragen, womit man durchgängig das Gedächtniß der Jugend martert, und durch deren öftere Wiederholung so viele Franzosen zwar trefflich plaudern lernen, ob sie schon höchst unwissend sind.

Von dem Unterrichte der Kinder der Aermen in den Armenschulen, sowie auch derer, die wohlhabender sind und in höhern Schulen unterrichtet werden, läßt sich wenig Gutes erwarten, wenn man ihren jetzigen Zustand und ihre Fortschritte betrachtet. Ueber das Unterrichtssystem selbst habe ich keine Untersuchung angestellt, ich hatte keine Lust dazu; die Gegenwart ist zu sehr den Zeitungen schneller Veränderungen, die der Stolze unternimmt, der Feile befördert und der Unwissende erhebt. Veränderungen sind durchaus nothwendig und werden es immer seyn; sollen sie aber wohlthätig ausfallen, so müssen sie nicht bloß das Werk des Einsichtsvollen, sondern auch des Nachdenkens, der ruhigen Untersuchung von Thatsachen und der geduldigen unpartheiischen Erörterung unter den Einsichtsvollen seyn. Was der Vollkommenheit am nächsten kommt, das sollte man nie aus den Augen lassen; Grundsätze, in ihrer größten Allgemeinheit gedacht, sollten der Führer seyn und unter ihrer Leitung sollte man das untersuchen, was ausführbar ist.

Von der durchgängigen Unwissenheit, die unter den niedern Klassen der Franzosen herrscht, könnte ich Beweise in Menge anführen; unter den Beweisen, die Bonaparte bekannt gemacht hat, um zu zeigen, daß ihn das Volk einmüthig zum lebenslänglichen Consul erwählt habe, gehört einer von einem Regimente unter die lächerlichsten, dessen Soldaten ihre Namen nicht schreiben konnten, und daher ein Zeichen als Unterschrift darunter gemacht hatten. Vor der Revolution waren zweihundert Pförtner und Aufwärter bei dem Schatzamte angestellt, die durchaus nicht lesen können durften, und es kostete keine Mühe solche Leute zu finden. Ein Engländer, mit dem ich bekannt war, lebte nicht weit von Paris in einem Dorfe und wünschte darin eine Armenschule anzule-

gen. Es war ihm vorzüglich darum zu thun, die Einwohner an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen, allein seine Mühe war vergeblich. Anfänglich schienen die Einwohner seine Anstalt mit Dank aufzunehmen und freuten sich, ihren Kindern einigen Unterricht verschaffen zu können; nachdem aber die Neuheit der Sache vorbei war, wurden Kinder und Eltern bald nachlässig und sein Versuch schlug fehl.

Zum Beweise der durchgängigen Unwissenheit gehörten auch die Aufschriften in den Straßen und der allgemeine Mangel an richtigem Sprechen und Schreiben; das letztere ist noch jetzt der Fall. Was den Zustand der Schulen, welche die Stelle der Universität vertreten und anderer Lehr- und wissenschaftlicher Anstalten anbetrifft, so weiß ich wenig mehr davon, als was im National-Almanach steht. Man sollte endlich einmal einsehen lernen, wie höchst vortheilhaft es für die Ungelehrten ist, daß diejenigen, die sich wissenschaftliche Kenntniß zu erwerben suchen, sich bei'm Schreiben und Sprechen solcher Ausdrücke bedienen, die der gemeine Mann versteht; nie sollte man in Worten zu ihm sprechen, die seinem Dialecte fremd sind und die er weder lesen noch aussprechen, noch weniger verstehen kann. Nicht alle, die wißbegierig sind, besitzen Wörterbücher und die Ungeduld hindert diejenigen am Verstehen, die an keine genaue und sorgfältige Untersuchung gewöhnt sind und endlich wird die eingebildete Unwissenheit zur Gewohnheit, der Gebrauch von Wörtern, womit man keinen deutlich bestimmten Begriff verbindet, ist oft unter halbgelehrten Narren herrschend, um Bewunderung zu erregen.

Viele haben von dem Lyceum gehört oder gelesen; dies ist eine gelehrte Anstalt in der Nähe des Palais Royal, wo von Gelehrten und Literatoren Vorlesungen gehalten werden, und wo Cuvier

über die Naturgeschichte, la Harpe*) über die schönen Künste lese. Nachdem diese Anstalt einen gewissen Ruf erlangt hatte, nahm die Regierung Veranlassung, sie Lyceum zu nennen; nachher benannte man nunmehr eine Menge anderer Anstalten und es ist jetzt beschlossen, daß es in jedem Bezirke eines jeden Appellationstribunals wenigstens ein Lyceum geben soll und daß darin alte Sprachen, Rhetorik, Logik, Moral, Mathematik und Physik, Zeichnen, militärische Uebungen und die angenehmen Künste gelehret werden sollen.

Die Zöglinge, die die Regierung hineinthut, erhalten darin freien Unterricht; Zöglinge, die aus den Secundärschulen kommen, sollen durch Wahl aufgenommen werden und die Söhne von wohlhabenden Familien sollen dieselben als Pensionärs oder solche Schüler, welche nicht im Schulhause wohnen, besuchen dürfen. Die Anzahl der Lyceen beläuft sich auf zwölf und sie befinden sich in den Hauptstädten Frankreichs; bei jedem Lyceum sind drei Beamte, die sämtlich von dem Kaiser angestellt werden.

Dies ist der neueste Entwurf, der ein mitleidiges Lächeln erregte, weil das Lyceum zu Paris seinen Namen in jenem des Athenäums umändern mußte; vielleicht fällt es der Regierung ein andermal ein, der Neuheit wegen ein Athenäum zu errichten und den alten Namen Lyceum zu verwerfen.

Von einem Herrn, der in der polytechnischen Schule**) unterrichtet worden war, erfuhr ich, daß dies eine ganz vortreffliche Anstalt sey und zum Beweise nannte er mir verschiedene Männer von emporstrebenden Fähigkeiten, die daselbst seine Mitschüler

*) Dieser ist im Jahr 1804 gestorben. D. Uebers.

**) Dies ist eine vortreffliche Anstalt, die immer blühender wird, in welcher aber freilich die Regierung größtentheils blos Instrumente für sich erzieht. D. Uebers.

gewesen waren. Dies mag seyn; ich kann nichts anders darauf antworten, als daß jeder Knabe, der zu Eaton erzogen worden ist, oder jeder Student, der zu Oxford studirt hat, eben so denken und eben so sprechen würde. Solche Anstalten mögen an und für sich selbst gut oder schlecht seyn, Narren und gescheute Leute gehen aus ihnen hervor. Zwar sind öffentliche Lehranstalten für die menschliche Gesellschaft von der höchsten Wichtigkeit, aber das, was darinnen vorgeht, trägt nicht immer zur Entwickelung großer Talente oder zu deren Vernichtung bei; bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaften scheinen große Geistestalente Kinder des Zufalls zu seyn, die dasjenige nähret und pflegt, was man ihren Tod nennen könnte, und das mordet, was ihnen Leben und Gesundheit geben sollte. Taugte die Spötterei zu etwas, so hätten unsere geistigen und physischen Aerzte nur zu viele Gelegenheit, sich über einander lustig zu machen.

Diese polytechnische Schule (école polytechnique) befindet sich zu Paris und steht unter der Aufsicht des Ministers des Innern, der gegenwärtig Chaptal ist *). Man kann sie ein Geschöpf der Regierung nennen, weil man dabei die Absicht hat, die Jugend zu ihren Absichten zu erziehen, besonders will man Ingenieure bilden. Die Anzahl der Zöglinge beläuft sich auf dreihundert, die der Einrichtung nach durch Concurrenz oder Wahl aufgenommen werden sollen; vielen ertheilt jedoch auch Bonaparte Stellen, allein er kann sie ihnen eben so leicht wieder nehmen. Ueber sein Verfahren in dieser Hinsicht sind mancherlei Anekdoten im Umlaufe, die ihm zum größten Nachtheile gereichen; weiß er, daß der Vater oder die Anverwandten irgend eines Zöglings seine Regierung nicht billigen oder mit dem Charakter des ersten Consuls

*) Jetzt ist Champagny Minister des Innern.
D. Uebers.

unzufrieden sind, so hat er den armen Jüngling sogleich ausstoßen lassen. Folgende Nachricht, die, wenn sie wahr ist, seinem Verstande und seiner Gerechtigkeitsliebe die meiste Schande macht, war allgemein verbreitet, daß während des heftigen Kriegs gegen Toussaint Louverture alle Negerjöhne aus der polytechnischen Schule fortgeschickt wurden. Man hat mir mehrmals versichert, daß sich die Sache wirklich so verhalte und daß die Zöglinge mit einem Enthusiasm, der den Franzosen, besonders aber der aufwachsenden Generation zur höchsten Ehre gereicht, einstimmig erklärt hätten, sie sähen die Ausgestoßenen als ihre Brüder an und würden sie immer dafür erkennen, sie würden ihnen beistehen wo sie nur könnten und sich ihrer als Freunde und Mitschüler erinnern.

Wenn die Sache wirklich so ist, so ist das Betragen der Zöglinge ein weit bitterer Vorwurf für Bonaparte als irgend einer von denen, welchen man ihm in Worten machen kann.

Die polytechnische Schule befindet sich auf dem Platze des Pallastes des gesetzgebenden Körpers; unter ihren berühmten Lehrern sind Monge, le Brun, Fourcroy und Bertholet.

Unter dem Kriegsminister stehen acht Artillerieschulen; außerdem giebt es noch eine Schule des Brükken- und Wegebaues, praktische Schulen der Bergwerkswissenschaften, eine Schule für die Seeingenieure und Schifffahrtsschulen; alle diese Anstalten stehen unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung und werden von ihr unterhalten; es sind lauter Feuerheerde zu Nationalstreitigkeiten und zukünftigen Kriegen. Jedermann wünscht Ruhm, Macht und Reichthum zu erhalten, daher strengt jeder seine Kräfte an, um diese Zwecke zu erreichen. Eine Regierung, die solche Werkzeuge in Händen hat, welche sie unterstützen, kann die Zerstörung methodisch und unausbleiblich machen und

wird keine Einwendung vertragen; wenn sie droht, so erwartet sie auch, daß man voller Schrecken ihren Drohungen Folge leisten werde.

Was die Erziehung überhaupt anbetrift, so hat man unter den Plänen, die man nach und nach entworfen hat und die sämmtlich gescheitert sind, nunmehro folgenden angenommen. Gäben Eintheilungen und Untereintheilungen Energie, ließen sich alte Gewohnheiten durch neue Namen ausrotten und könnte ein Plan auf dem Papiere die Menschen an Ordnung und Fleiß gewöhnen, so gäbe es kein Land auf der Erde, wo man diese wichtigen Zwecke mit so weniger Anstrengung erreichen könnte, als in Frankreich. Aus dem Nationalalmanach theile ich über die Lehranstalten folgendes mit:

„Nach der neuen Einrichtung soll Unterricht ertheilt werden:"

1) In Primärschulen, die die Gemeinden errichten.
2) In Secondärschulen, die ebenfalls die Gemeinden errichten, oder Privatpersonen anlegen.
3) In den Lyceen und Specialschulen, die auf Kosten des Staats unterhalten werden *).

„Drei Generalinspectoren des Unterrichts, welche der erste Consul anstellt, sollen die Lyceums jährlich wenigstens einmal besuchen; sie sollen die Verwaltung und jeden Zweig des Unterrichts prüfen und der Regierung von allem Bericht erstatten."

„Diese drei Inspectoren nebst drei Mitgliedern des Nationalinstitutes, welche der erste Consul ernennt, sollen in den Departements herumreisen, die Bürger prüfen, welche Lehrer werden wollen, und

*) Die Primärschulen sind unsere Bürgerschulen, die Secondärschulen sind unsere gelehrten Schulen und die Lyceen sind unsere Universitäten; allein bis jetzt steht es selbst nach Fourcroy's und Chaptal's Berichten mit allen diesen Anstalten noch sehr schlecht. D. Uebers.

zu jeder Stelle zwei Personen vorschlagen; eine davon wird der erste Consul anstellen."

Schon oben habe ich von diesen Lyceen eine Beschreibung geliefert; sie sollen die Stellen der Centralschulen vertreten. Die Primär- und Secondärschulen werden folgendermaßen beschrieben:

„Die Lehrer sollen von dem Maire und den Municipalbeamten gewählt werden *)."

„Die Unterpräfecten sind besonders mit der Organisation dieser Schulen beauftragt, von deren Zustande sie monatlich einmal den Präfecten Bericht erstatten müssen."

Daß mehrere Gemeinden bloß eine einzige Primärschule haben können, ist ein unwidersprechlicher Beweis von der durchgängigen Unwissenheit und von der Untauglichkeit etwas zu lernen.

„Jede Schule, die in den Gemeinden errichtet oder von Privatpersonen angelegt wird, wo Französisch, Lateinisch, die ersten Anfangsgründe der Geographie, der Geschichte und der Mathematik gelehrt werden, wird als eine Secondärschule angesehen."

„Die Regierung wird zur Anlegung von Secondärschulen aufmuntern und gute Lehrer dadurch belohnen, daß sie ihnen eine Wohnung einräumt, daß sie den ausgezeichnetesten Schülern jedes Departements Freistellen in den Lyceen ertheilt, oder den funfzig Lehrern, die die meisten Schüler haben, welche in den Lyceen aufgenommen worden sind, Belohnungen zuerkannt."

„Es darf keine Secondärschule, außer mit Erlaubniß der Regierung, errichtet werden; diese Schulen nebst jenen, welche Privatpersonen angelegt haben, wo mehr als in den Primärschulen gelehrt

*) Auch diese würde Bonaparte gewählt haben, wenn es möglich gewesen wäre.

wird, stehen unter der besondern Aufsicht der Präfecten."

Außer den bisher angeführten Schulen giebt es auch noch sogenannte Specialschulen, von denen nur wenige vorhanden sind, mehrere aber noch angelegt werden sollen, die solchen Modificationen unterworfen sind, dergleichen die Regierung aus ökonomischen Gründen und zum Besten des Dienstes für gut befindet; sie stehen unter der unmittelbaren Aufsicht des Ministers des Innern.

„Es wird Erlaubniß ertheilt, zehn Rechtsschulen zu errichten; außerdem sollen noch drei medizinische Schulen angelegt werden, wovon eine ausdrücklich zum Unterricht und zur Behandlung der Krankheiten unter der See- und Landmacht bestimmt ist; ferner soll es vier Schulen der Naturgeschichte, der Philosophie und der Chemie geben; in zweien sollen die mechanischen und chemischen Künste gelehrt werden; noch soll eine Schule der höhern Mathematik und eine andere der Geographie, der Geschichte und der Staatswirthschaftslehre errichtet werden."

Man denke nur, es wird Erlaubniß ertheilt, solche Schulen zu errichten!

Die jetzt vorhandenen Specialschulen sind die Schule der orientalischen Sprachen, die Arzneischulen zu Paris, Montpellier und Strasburg und die bei den Veterinärschulen zu Charenton und Lyon.

Der Nationalalmanach rührt zum Theil von der Regierung selbst her und ist ganz von ihr durchgesehen und gebilligt; aus der Anführung obiger Thatsachen lassen sich eine Menge wichtiger Folgen unwidersprechlich beweisen; hierunter gehört die außerordentlich kleine Anzahl selbst von Primärschulen, der noch weit größere Mangel an Secondärschulen, wo nichts weiter gelehrt wird, als was man, wenn überhaupt noch so viel, in beinahe jeder Dorf- oder Stadt-

schule in England lernt; der unordentliche Zustand der höhern Gelehrtenanstalten und mehr noch als alles dies, die eifersüchtigen Besorgnisse oder der geschäftige Despotism der Regierung, der alles an Oberhaupt concentrirt.

Wenn die Nation so unwissend ist, daß jede kleine Winkelschule von dem Präfecten dirigirt, daß jede Secondär- oder Gelehrtenschule von ihm beobacht werden muß, daß man alle Jahr Leute ausschicken muß, die in den Departements herumreisen, um die Präfecten, Inspectoren und Schulen zu untersuchen, und daß diese Aufseher nebst allem was unter und über ihnen steht, wieder von dem ersten Consul bewacht werden müssen, wer ist denn der allmächtige Reformator, und wie groß muß die jetzige Unwissenheit seyn? Antwortet man, daß bloß die Eifersucht, die Anmaßung und der Despotism der Regierung daran Schuld sey, wird man dadurch ein günstigeres Gemälde von dem Zustande der Gelehrsamkeit erhalten?

Ich sage noch einmal, daß ich nicht im geringsten die Absicht habe, das französische Volk herabzuwürdigen. Wenn ich ihm Unrecht thue, so thue ich dies nicht mit Absicht. Mein Zweck geht bloß dahin, jedermann zur Untersuchung aufzufordern, besonders aber die Franzosen selbst, da die Sache sie am nächsten angeht und da es unter ihnen Männer giebt, die die größten Talente besitzen und an deren patriotischen Absichten sich gar nicht zweifeln läßt. Möchten sie aus ihrer jetzigen Schlafsucht erwachen, und die Uebel durch Bekanntmachung von Thatsachen wieder gut machen. Dieser Umstand würde mehr zur Verbesserung der Mißbräuche beitragen als jede Zerstörung der gehässigen Monopolien der Gewalt; diese muß in eben dem Verhältnisse milder werden, als sich die Aufklärung verbreitet und die Sitten verbessern. Wo unter den großen Haufen Unwissenheit herrschend

ist,

ist, da kann bloß ein Tyrann auf den andern folgen. Ausnahmen von einzelnen Personen, welche die oberste Gewalt in Händen haben, die sie gut oder schlecht verwalten, wird es immer geben; allein zwischen den Tugenden der Nation und zwischen denen der Regierung muß stets eine innige Verbindung herrschen.

Durch die Austheilung von Preisen, die Nacheiferung zu erwecken, und die Schulen zu vervielfältigen zu suchen, ist herzlich gut gemeint und verspricht bei einer oberflächlichen Ansicht gute Folgen; wenn man aber die Beschaffenheit und die Folgen dieses Planes genauer untersucht, so kann man mit Recht zweifeln, ob das Gute oder das Schlechte darinn die Oberhand hat. Daß es zur Thätigkeit ermuntert, ist gewiß; allein dies ist oft eine sehr fehlerhafte Thätigkeit.

Jeder Vater wünscht das Beste seines Kindes; der Lehrer begünstigt vorzüglich solche Kinder, deren Eltern seine eigenen Absichten befördern können; Papageyenartig auswendig gelernte Gegenstände, die den Unwissenden oder den Halbgelehrten in Erstaunen sezen, sucht man emsig und sagt sie häufig her; man schreibt eine Reihe von Fragen und Antworten ab, die mit jenem Catechismus auf den Boulevards viel Aehnlichkeit haben; man setzt jede Triebfeder in Bewegung, damit die begünstigten Zöglinge dieselben auswendig lernen, und was noch mehr die gänzliche Verwerflichkeit solcher Kunstgriffe beweis't, der Lehrer lades eine große Menge Personen zu seinen öffentlichen Prüfungen ein, vorzüglich sucht er diejenigen auf, deren Namen er mit großem Lobe anführen kann; diese ladet er in seinem Umlaufschreiben ehrfurchtsvoll ein, nicht nur der Prüfung seiner Zöglinge beizuwohnen, sondern auch daran Antheil zu nehmen. Es ist nicht im geringsten seine Absicht, daß sie dies thun sollen; er überreicht eine Reihe von Fragen an jemand, mit dem er genau bekannt ist, und der nicht bloß die Sache

versteht, sondern auch seine Rolle mit Glanz und Beifall spielen kann. Durch solche Kunstgriffe theilen sich der Lehrer und die Zöglinge in die enthusiastischen Lobeserhebungen der einfältigen Eltern, deren Selbstliebe dadurch höchlich geschmeichelt wird, so sehr sie auch dabei hintergangen werden.

Die Schilderung einer solchen Scene, wie sie in einer berühmten Lehranstalt gespielt wurde, die ich durch Erkundigung ohne Mühe von einem Gelehrten erhielt, der eine Hauptrolle dabei gespielt hatte, und dessen ungeachtet sehr freimüthig davon sprach, fiel noch weit stärker aus, als ich sie hier geliefert habe; ich fürchtete, man möchte mich der Uebertreibung beschuldigen. Er suchte sich wegen seiner Rolle dadurch zu entschuldigen, daß der Mißbrauch allgemein sey, daß keine Schule gedeihen könne, die ihn abzuschaffen suche, und daß die Anstalten am meisten blühen, wo man ihn mit der größten Geschicklichkeit auszuüben verstehe.

Die Lehrer wissen sich auch durch Ränke Belohnung zu verschaffen, und das abscheuliche Laster der Ränkesucht, so unerträglich wir es auch in England finden, herrscht noch weit mehr in Frankreich. Indessen gewährt es den Trost, daß es Ränkemachern niemals an Geschicklichkeit gebricht, so abscheulich auch ihre Grundsätze sind; es hat aber doch einen Fehler: ein Intriguenmacher kann zwar ein Mann von Talenten, aber nie ein Mann von Genie seyn.

Achtzehntes Kapitel.

Die Kenntnisse, die man in der Schule und aus Büchern erlernt, machen bloß einen Zweig der Erziehung einzelner Personen oder ganzer Nationen aus. Mit Recht kann man von allen Menschen behaupten, daß sie das Werk von Umständen sind, unter denen sie gelebt haben; alle Eindrücke tragen zur Entwickelung so-

wohl der körperlichen als der geistigen Fähigkeiten bei. Was daher auf die Nationalsitten Bezug hat, das macht einen Theil der Nationalerziehung aus; wollte man eine Geschichte der Erziehung schreiben, so lieferte man damit auch zugleich eine Geschichte der Menschheit.

Als ich oben von der guten Erziehung sprach, versprach ich, eine besondere Untersuchung über die Nationalartigkeit anzustellen, und sie aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, d. h. so wie man sie sowohl unter dem Pöbel als unter Leuten von Erziehung bemerkt. Die Thatsachen, die ich bei dieser Gelegenheit anführen werde, werden zeigen, in wiefern die Franzosen überhaupt höhere Ansprüche auf Artigkeit als einen Nationalcharakterzug machen dürfen, wodurch sie sich ganz besonders auszeichnen.

Die Franzosen behaupten unter sich selbst, sie seyen das artigste Volk auf der Erde, und in diese Behauptung stimmen alle benachbarte Nationen ein; vielleicht aber macht doch jede hierbei eine Ausnahme für sich selbst. Was man allgemein als wahr annimmt, das kann nicht ganz ungegründet seyn. Es giebt gewisse Gewohnheiten von Verträglichkeit, Beifall, Schonung, die ihrem Wesen nach mehr enthalten als recht ist, und die einen höchst angenehmen Eindruck machen; diese Gewohnheiten haben sich die Franzosen sorgfältig zu eigen gemacht. Daß ihre Verträglichkeit oft eine platte offenbare Schmeichelei, und ihr Beifall eine Hintenansetzung der einleuchtendsten Wahrheiten ist, ist ein großes Unglück; ihre Nachsicht aber ist beinahe immer liebenswürdig.

Vermöge dieser gewohnten Nachsicht vermeiden die Franzosen, so streitsüchtig sie auch sind, jene groben Beleidigungen, die sich mit Zank und Schlägen endigen, mit weit größerer Geschicklichkeit als die Engländer; bisweilen entsteht zwar ein Witzkampf, öfter aber ein Wortkrieg, selten aber kommt es zu

persönlichen Thätlichkeiten. Selten machen sie ironische Angriffe und sarkastische Complimente, sobald sie ärgerlich sind, sondern ziehen sich hinter die Schutzwehr von Zweideutigkeiten zurück; sieht man daher auch ein, daß solche Angriffe grob sind, so kann man doch nicht läugnen, daß sie den Angegriffenen lächerlich machen. Sie scheinen besser als andere Nationen zu wissen, wie weit man mit Sicherheit gehen kann, wo man Halt machen und wo man zurück gehen muß. Diese Kenntniß ist bösartig.

Die letzten Veränderungen haben in den untern Ständen Entschlossenheit und Liebe zur Unabhängigkeit hervorgebracht. Ich bin ehemals Augenzeuge von der sklavischen Geduld gewesen, mit der sie Stöße und Schläge ertrugen, wenn sie Personen gereizt hatten, die nach ihrer Meinung von höherm Stande waren. Macht man ihnen jetzt eine Drohung, so erwiedern sie mit allem Stolze einer durchgängig angenommenen Maxime: „mein Herr, ein Franzose läßt sich nicht schlagen."

Ein Engländer, der mit zwei Trägern in Streit gerathen war, weil der eine für das Fortschaffen seiner Sachen mit Ungestüm mehr forderte, als er mit dem andern ausgemacht hatte, stieß in der Wuth die Drohung aus: er wolle ihn wegen seiner Unredlichkeit zum Fenster hinauswerfen. Der Träger, der seine größere Stärke kannte, fragte drohend: „Sie mein Herr, wollen mich also zum Fenster hinauswerfen?" Sein Kammerad, der eine Unbesonnenheit befürchtete, trat mit großer Geistesgegenwart zwischen beide, und sagte: „Nein, Sie mißverstehen den Herrn, er wollte Sie bloß in dem Falle zum Fenster hinauswerfen, wenn Sie unredlich wären." Beide sahen ein, daß dies bloß eine Ausflucht sey, allein der andere ergriff sie augenblicklich als eine Verbesserung seines Irrthums und bestand nicht länger auf seine ungerechte Forderung. Aus

dieser Art von Schonung wird man sehen, daß die gemeinen Franzosen weit artiger sind als die gemeinen Engländer, ob ich schon die Entscheidung dieser Frage für sehr schwer halte.

Es giebt zwischen den Engländern und Franzosen einen wesentlichen Unterschied, und zwar zum Vortheil der letztern; wenn die gemeinen Engländer in Streit gerathen, so lassen sie sich leicht zum Schlagen verleiten, eine Beleidigung bringt sie höchlich auf; Mann gegen Mann gerechnet, gestatten sie keinen andern Vorzug als den des Muthes und der persönlichen Tapferkeit. Ein Fremder, der ihre Sprache nicht versteht, der sich beim Anfange ihres Streites befindet und der sie in einem gemäßigten Tone und ohne heftige Geberden und gewaltiges Schimpfen sprechen hört, welche in seinem Vaterlande jedem persönlichen Angriffe vorausgehen müssen, geräth über die scheinbar plötzliche Wuth, mit der einer den andern zu Boden schlägt und über den schnellen Kampf, der darauf folgt, in Erstaunen.

Allein noch außerordentlicher, rachsüchtiger und brutaler würden ihm die Engländer vorkommen, wenn er unglücklicherweise mit einem derselben in Streit gerathen und so unerwartet einen solchen Schlag bekommen sollte. Er würde die Nation in der Meinung verlassen, daß England noch immer in einem wilden Zustande lebe.

Man hört solche Aeußerung in der That nicht selten. Es sind noch funfzig Jahre nöthig, ehe die Engländer human werden, sagte ein französischer Emigrant zu seinem Gefährten, als sie mit einander den Fußsteig bei Altona hinunter gingen. Unter den Franzosen sind Sitten herrschend, welche die Engländer verachten, und da die letztern sie nun nicht besitzen, so hält man sie für roh, unbiegsam und für kaum civilisirt.

In einem französischen Lustspiele, das den Titel: le Cercle führt, besucht ein höchst modischer Herr, ein Obrister von der Armee, Damen, besieht die Stickerei, an der sie arbeiten, kritisirt sie und läßt sich nieder, um ihnen zu zeigen, wie sie es hätten machen sollen. Diesen Umstand halten die französischen Kritiker für einen der angenehmsten Züge in seinem Charakter, und man rühmt ihn als einen wahrhaft gebildeten und bezaubernden Mann.

Trüge ein vornehmer Engländer einen Arbeitsbeutel in seiner Tasche bei sich, wie dieser Obrist und nähme ihn heraus, um den Damen zu zeigen, wie sie eine neue Masche stricken, Spitzen ausbessern oder eine Blume sticken sollten, so würde das für unsere Sitten so etwas fremdartiges seyn, daß man ihn allgemein verachten und meiden würde. Auf dem festen Lande sind solche Sitten und Gebräuche, wie ich gesehen habe, nichts ungewöhnliches; die Männer arbeiten häufig mit der Nadel und die Weiber mit der Schaufel. Selbst im nördlichen Deutschlande sieht man Landleute, die stark und untersetzt sind, an den Thüren stehen und Strümpfe sticken; diese Beschäftigung lehrt man auch den Knaben in den Waisenhäusern.

Der Gränzpunkt von den Pflichten, die die Engländer von keinem der beiden Geschlechter gern übertreten sehen, ist nirgends so genau bestimmt, und das, was ein starker Beweis von Civilisation ist, sieht man nicht selten als einen Beweis an, daß es dem Engländer an der Urbanität gebricht, die zur Artigkeit durchaus erforderlich ist.

Vor der Revolution blieben die Bedienten auf der Straße stehen, während ihre Herren Besuche abstatteten; gewöhnlich nahmen sie da die Manschetten heraus, die sie stickten, und arbeiteten daran, als ob sie vor ihrem Thorwege stünden. Man machte ein besonderes Studium daraus, alles das zu lernen, was

eine Dame nöthig hatte. Ein Franzose kann eine Nadel mit mehr Geschicklichkeit führen als viele englische Kammermädchen den Kopfputz aufsetzen, oder das Busentuch zurechte legen, und selten schlug man seine gefällige Dienstfertigkeit aus, ich sage, schlug aus; denn obschon diese Sitte noch immer gewöhnlich ist, so ist sie doch gewiß im Abnehmen.

Man führt häufig darüber Klagen und es ist zu besorgen, daß es in Zukunft den Franzosen eben so gut als den Engländern an Artigkeit fehlen wird, doch wird es schwerlich innerhalb der Zeit geschehen, die der Emigrant forderte, um die letztern human zu machen. Dann werden sie vielleicht auch keine kleine Kleiderbürste mehr in der Tasche bei sich tragen, wie dies lange Zeit bei ihnen Sitte gewesen ist und ehe sie in das Haus treten, worin sie einen Besuch ablegen wollen, auf der Straße stehen bleiben, um den Staub von ihren schwarzen Strümpfen und Schuhen abzukehren, nachdem sie zuvor die letztern mit einem Stück Papier abgewischt haben. In Frankreich thut man solche Kleinigkeiten, ohne daß sie jemand bemerkt; in England hingegen erlaubt dies weder der stolze Charakter noch das Gefühl für Anstand. Wer alles vorher überlegt, ehe er etwas thut, verliert manche Gelegenheit, seinen Gefühlen zu schmeicheln, die der gedankenlosere und übereiltere Mensch erhascht, und die dienstfertigen Menschen werden öfter wegen ihrer Artigkeit gelobt, als wegen ihrer Thorheit und Zudringlichkeit getadelt.

Mit einigem Erstaunen habe ich Vorfälle bemerkt, die ich für eine entscheidende Sittenveränderung halte. Ehemals hatte ein Franzose selten seinen Dank, sobald man ihm nur die geringste Gefälligkeit erwies, oder seine Entschuldigungen, sobald er sich nur die unbedeutendste Unachtsamkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Eines Tages hatte ich ein Billet erhalten, um

aus den Häusern des Pallastes durch Tumulten die Wachtmeister mit ausstehen zu können; es kommen zwei Personen darin überein, und da ich keinen Freund darauf, der theilte ausgehen können, so sagte ich einen Fremden, einen jungen artig aussehenden Franzosen, der sich unter den Zuschauern auf dem Carroussel-Platz befand, ob er mich begleiten wollte. Sogleich nahm er mein Anerbieten an, nahm nur das Geringste von einer Sache, die ihm zu wissen wurden wäre, zu kaufen; und als wir uns im Pallaste befanden, verließ er mich, ohne sich weiter zu entschuldigen. Gesetzt ich die ehemaligen Franzosen kenne, hätte er mich sicherlich nicht verlassen, sobald er mich für einen Fremden erkannt hätte; allein ich weiß auch, daß er mich mit seinen feinen Zudringlichkeiten und seiner wiederholten Erklärungen von Dingen geplagt haben würde, die keine verlangen.

Auf den Straßen bin ich mehrmals den kleinen Unfällen ausgesetzt gewesen, die an volkreichen Orten etwas gewöhnliches sind, besonders wo man Stöcke und Sonnenschirme unter den Armen trägt; man hat mir den Rock beschmutzt, mich auf die Ferse getreten und mir andere dergleichen Unannehmlichkeiten zugefügt, bei meinem letzten Aufenthalte zu Paris unterließ man in solchen Fällen häufiger die Entschuldigung als man sie sonst machte.

Es ist merkwürdig, daß man die Aufmerksamkeit und Gefälligkeit der englischen Kaufleute gegen ihre Kunden in Paris sehr selten antrifft. Zwar bemerkt man den Anfang solcher Sitten, welches von dem häufigen Verkehr mit England herrührt; dann und wann bittet ein Kaufmann den Käufer ihn auch in Zukunft abzukaufen, und erbietet sich vielleicht, ihm seine gekauften Waaren nach Hause zu schicken; allein ich erinnere mich nicht vieler Beispiele, wo man dies für eine Verbindlichkeit angesehen, oder

wo man gedankt hätte, man behandelt einen Fremden nicht anders als jede andere gleichgültige Person. Ich wünsche, daß diese Sitte bleibe. Gefälligkeiten, die eigennützige Triebfedern zum Grunde haben, verdienen keine Nachahmung.

Daß der Pöbel aller Klassen zu Paris in seinen Sitten roh, in seinen Ausdrücken grob und in seinen Betragen oft insolent ist, und daß er nichts weniger als jene angeborne Artigkeit besitzt, die einige an ihm gerühmt oder ihm beigelegt haben, hievon habe ich zahllose, ja selbst einige unangenehme Beweise in Händen. Ich will einige davon anführen, vorhero will ich aber noch eine Stelle aus St. Foix hersetzen.

„Die Gemeinde von Paris besteht aus einem Schlag von Leuten, die mit einander übereinkommen sind, sich in gleichem Grade pöbelhaft aufzuführen, sie zanken, fechten, schütteln einander die Hand, beleidigen und dienen einander, alles dies thun sie in einem Athem. In einem Augenblicke sind sie Freunde und Feinde, sie küssen und kratzen einander mit den Nägeln, ohne zu wissen, warum. Verheirathete Leute sprechen beständig, als ob es zu Schlägen kommen sollte; hiedurch gewöhnen sie sich so sehr an Grobheit und Rohheit, daß sie wenig Wirkung thun, selbst wenn die Sache ernsthaft ist und sie ärgerlich sind. Eine Frau wird über Schmähworte nicht unruhig, sie ist sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten daran gewöhnt. Der Mann erstaunt über keine beutale Antwort, sie kommt seinen Ohren nicht fremd vor. Ein Schlag allein dient zum Beweise, daß der Zank ernsthaft ist und ihre Art zu reden gränzt so nahe daran, daß selbst ein Schlag keine ungewöhnliche Unordnung bewirkt *).

Wer ein treues Gemälde des gemeinen Volks mit seinen gewöhnlichen Fehlern haben will, das ein Franzose auf eine komische aber angenehme Art entworfen

*) St. Foix. Vol. III. p. 433.

hat, der muß les Oeuvres poissardes de Vadé lesen. In diesen sind seine Zänkereien, seine Liebe und seine Freundschaft, seine Leiden, Freuden und Sitten überhaupt auf eine meisterhafte Art geschildert.

Dancourt's dramatische Werke enthalten blos ein nur allzutreues Gemälde der verliebten Intriguen, niedrigen Hausgriffe und groben Unwissenheit, welche auf den Dörfern und in den Landstädten herrschte. Les Bourgeoises, la Femme d'Intrigues, le Chevalier à la mode, und andere Lustspiele dieses Schriftstellers sind aber ebenfalls treue Gemälde der Laster und Thorheiten unter dem Mittelstand zu Paris.

Als ich zum erstenmal nach Paris kam, erstaunte ich über das rohe Aussehen des gemeinen Volkes, über seine grobe Kleidung, seine verbrannte Hautfarbe, seine schmutzigen Gesichter und andere Eigenschaften, worin es sich von den Engländern unterschied, und da ich dies nicht mit einem artigen Betragen vereinigen konnte, so erwartete ich dies nicht zu finden und wurde daher bei gewöhnlichen Vorfällen nicht getäuscht. Kommt ein Fremder nach England, so hat er wahrscheinlich ganz andere Empfindungen; wenn er das gemeine Volk im Ganzen anständig gekleidet findet und an ihm das gute Aussehen bemerkt, wozu eine gesunde Nahrung so vieles beiträgt, so wird er nicht wenig erstaunen, daß es bisweilen äußerst grob ist, und daß es bei der geringsten Veranlassung zur Beleidigung schreitet.

Durch Zufall habe ich einen sogenannten vergleichenden Maaßstab der Artigkeit erhalten. Da ich kurzsichtig bin, so fing ich beinahe vor dreißig Jahren eine Brille zu tragen an, als die Sitte auf den Straßen damit zu gehen, fast noch ganz ungewöhnlich war; in jedem Lande hielt dies damals nicht blos das gemeine Volk, sondern auch gebildete Leute für ein Sonderbarkeit, man sah es mehr für das Kennzeichen eines Narren als eines gescheuten Mannes an. Wenn mich der

englische Pöbel gehen sah, nannte er mich oft Herr Vierauge, aber nie hat er mich gröber behandelt; als ich aber zum erstenmal nach Paris kam, so hörte ich weit häufiger: voilà les quatre yeux, und dies äußerte man mit weit größerer Grobheit und Verachtung. Eines Tages fuhr mir ein junger Mensch, der beinahe Mann war und erträglich gekleidet ging, also nicht zur untersten Klasse gehörte, plötzlich mit seinen beiden Fingern mit dem nämlichen Ausrufe fast in's Gesicht.

Zu Hamburg war das gemeine Volk noch gröber. Eines Tages fiel ein Mann in plattdeutscher Sprache mit aller Frechheit und Grobheit über mich her, worüber sich einige Pflasterer gewaltig freuten, deren langsames Arbeiten meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Die Pflasterer sah ich wegen ihrer faulen und ungelenkten Art, wie sie niederknieeten und ihre Arbeit verrichteten und sich mit ihrem Kammeraden vereinigten, um über mich mit einem ungewöhnlichen Grade von Hohngelächter herzufallen, mit mehr als Mitleidern an. Daß das gemeine Volk allenthalben ärgerlich wird, wenn es Leute sieht oder zu sehen glaubt, die sich durch einen lächerlichen Anzug oder ein auffallendes Betragen auszuzeichnen suchen, dient bloß zum Beweise, daß der gesunde Menschenverstand, oder das, was man dafür hält, allenthalben die Oberhand zu gewinnen strebt; allein die Art, wie man diesen Aerger ausdrückt, ist bei vielen ein Beweis von dem Zustande der Kultur.

Es macht dem Beobachter kein geringes Vergnügen, jede Spur von Verbesserung, sowohl bei einzelnen Nationen als bei'm ganzen Menschengeschlecht, zu bemerken. Ich erinnere mich nicht, während meines letzten Aufenthaltes zu Paris das geringste Beispiel einer unverschuldeten Beleidigung erfahren zu haben; im Jahre 1783 hingegen fiel man zweimal mit den gröbsten Schimpfworten über mich her, ohne daß ich nur durch

ein Wort, einen Blick oder eine Geberde Veranlassung dazu gegeben hätte; dies that der Pöbel, den St. Fox schildert, dreimal geschah es in Gesellschaft von Franzosen. Mein Vergehen bestand darin, daß ich ein Engländer war, daß ich wie ein Engländer gekleidet ging, und daß ich eine Brille trug. Man kann sich keine ärgern Schimpfworte denken, als sich meine Beleidiger dreimal gegen mich bedienten. Ich gab ihnen keine Antwort. Hätte ich den Franzosen, die bei mir waren, darüber Vorwürfe machen wollen, so wären sie übel angebracht gewesen. Es ist unrecht, jemand wegen der Aufführung seiner Landsleute verantwortlich zu machen und es ist Thorheit, zu glauben, daß ein Land lauter vernünftige Leute enthalte. Ich glaube mit Recht, daß solche Leute, wie die oben erwähnten, nie einen Versuch zu schlagen machen, und daß, wenn man mir Veranlassung gegeben hätte, sie zu schlagen, sie meine Schläge nicht erwiedert haben würden.

Die jetzigen Sitten unter dem Pariser gemeinen Volke sind indessen bei weitem noch nicht fein und gebildet. Es giebt eine gemeine Birnenart, die die englische heißt, und im Jahre 1783 machten sich die Weiber, die sie verkauften, wenn ich vorbei ging, ein Vergnügen daraus, mich anzusehen und zu sagen: „drei für einen Liard, lauter Engländer, hier mein Herr, nehmen Sie sie." Dies machte ihnen gewaltigen Spaß. Während der Friedensunterhandlungen 1801 hörte ich keinen solchen Ruf, man sagte mir, die Regierung habe es verboten. Ich konnte dies kaum für möglich halten, allein im Jahre 1802, als der Moniteur gewaltige Schmähungen gegen die englische Preßfreiheit ausstieß, und die Vorwürfe, die man Bonaparten in englischen Zeitungen machte, voller Aerger erwiederte, ließ sich das Geschrei: drei für einen Liard, lauter Engländer! wieder hören. Doch kann dies Zufall gewesen seyn.

Der sogenannte Spencer erregt das Gelächter des gemeinen Volks. Ich ging täglich durch die Straße Mazarin nach einem Lesezimmer und hatte die Aufmerksamkeit eines Mädchens auf mich gezogen, das mit einem Lohnkutscher, der den Stand in dieser Straße hatte, seine Zeit vertändelte. Als ich eines Tages mit meinem Spencer vorbei ging, fing sie überlaut zu lachen, auf mich zu weisen, ihre Gefährtin zu rufen an und fragte mich, als ich vorbei ging, unter andern Spitzworten: „an wen hast Du Deine Rockschöße verkauft? He!" Ich ging fort, ein Barbier, der einige Schritte von mir mit seinem Barbierbecken an der Seite wegging, besah mich, und als er vorbei war, rief er lachend aus: „ein wahrer Hanswurst!".

Ich selbst lachte laut auf. Denn der Bursche, der diese Bemerkung machte, hatte lange Beine, einen Buckel, eine krumme Nase, ein gepudertes Gesicht und trug eine kurze Jacke: er war in der That ein wahrer Hanswurst.

Unter den niedern Ständen herrscht so wenig Zartgefühl, daß es selbst oft solchen Personen mangelt, die man nicht darunter rechnen kann. Die Schauspieler spielen ihre Rollen oder wenigstens gewisse Stellen nicht bloß mit außerordentlicher Schnelligkeit, sondern viele sprechen auch nicht einmal so laut, daß sie alle Zuschauer verstehen können; wenn ich in's Theater ging, so kaufte ich mir gemeiniglich die Stücke, welche diesen Abend gespielt wurden. Meine Nachbarn machten sich kein Bedenken daraus, mir mein Buch abzuborgen, und sie würden es, was nicht sehr artig war, das ganze Spiel hindurch ohne Umstände behalten haben, wenn ich mir es nicht wieder ausgebeten hätte.

Ueber diesen Punkt habe ich zwei vollkommen ausgefallene Versuche angestellt. Jemand behielt das Buch anderthalb Act hindurch, ein anderer und zwar ein

nem andern Abende beinahe einen Act lang, keiner gab es eher zurück als bis ich es verlangte.

Das Betragen der Pariser im Schauspielhause ist höchst merkwürdig; es ist der Ort, wo sie öffentlich auf eine strenge Beobachtung der Regeln des Anstandes dringen und sich durch die Vollziehung ihrer eigenen Gesetze der größten Ungezogenheiten schuldig machen.

Wenn eine Dame in den Logen ihren Mantel oder auch blos ihr Schnupftuch über die Loge heraus hängt, so entsteht sogleich, sobald es ein Mann oder ein Knabe im Parterre bemerkt, ein Lärm, und wenn man die Sache nicht sogleich wegnimmt, so läßt sich ein allgemeines Pfeifen, Stöhnen und Schreien hören. Unsere Gallerien machen keinen größern Lärm, noch führen sie sich ungezogener auf, als die Zuschauer im Parterre des Operntheaters oder des Theaters der Republik. Auf den Theatern auf den Boulevards macht freilich die Feinheit der Sitten keine so hohen Ansprüche.

In den vornehmsten Schauspielhäusern, wo keine Frauenzimmer in's Parterre gelassen werden, ist das Lärmen und Toben etwas gewöhnliches, und es würde noch größer seyn, wenn ihm nicht die Soldaten Einhalt thäten. Keine Nation kann in der Feinheit und in einem artigen Betragen hinlängliche Fortschritte gemacht haben, wo noch das Bajonett der Schutzengel seyn muß. Ich befand mich eines Abends mit meiner Frau im Schauspielhause, als ein Zank über einen Sitz in den obern Logen zwischen einem alten Manne und einer Frau entstand. Beide gingen anständig gekleidet und hatten ein gutes Aussehen, und doch kam es zu Schlägen; der Mann schlug aus, die Frau blieb nichts schuldig und schlug so lange, bis sich die Polizei, d. h. ein Soldat, darein mischte.

Oben habe ich zwei Beispiele angeführt, wo im Palais Royal Anwärter, in Gegenwart gebildeter

Männer, Mädchen Fußtritte gaben. Die Engländer bedürfen noch wie andere Nationen der Bildung zur Humanität, doch aber in keinem solchen Grade. Sie sind in der Kultur nichts weniger als noch ein halbes Jahrhundert zurück und ich bin überzeugt, daß gebildete Engländer unter der Regierung der Königin Anna nicht ruhig zugesehen haben würden, daß Aufwärter Frauenzimmern Fußtritte gäben, wenn sie auch unter die Classe jener unglücklichen Geschöpfe gehört hätten. Ein Herr der eine Dame schlägt, um sie von ihrem Sitze in einer Loge in Gegenwart der Zuschauer zu vertreiben, scheint ein noch weit auffallenderer Beweis von dem Zurückbleiben in der Kultur zu seyn.

Ich darf jedoch nicht vergessen, daß die Zuhörer großen Unwillen gegen ihn äußerten und ihn nicht mehr vor ihren Augen leiden wollten; indessen war derselbe doch nicht so allgemein, daß ich nicht um mich herum Erörterungen über Recht und Unrecht vernommen hätte. Man muß jedoch bedenken, daß ein Schlag mit der Faust bloß eine Beleidigung ist, wenn er beschimpft; nie habe ich aber in Frankreich gesehen, daß er einen Schandfleck zurückläßt.

Ich muß hier einen Vorfall erzählen, der die feine Lebensart der Engländer gerade damals in Mißcredit brachte. Es giebt einen auffallenden Zug von Unwissenheit und schlechter Erziehung der den größten Theil junger Engländer charakterisirt, die nicht an fremde Sitten gewöhnt sind, wenn sie ihre Reisen antreten; dieser Zug ist eine Art von Wahnsinn, und besteht in Selbstzufriedenheit und Nationaleitelkeit, in einer Verachtung gegen alles, was ihnen fremd vorkommt und in dem Wahnglauben, daß Engländer weit über allen Tadel erhaben sind.

Der Sommer 1802 war außerordentlich heiß. Einige junge Engländer hatten in Gesellschaft mit

Franzosen das ihrer Gesellschaft bei einem Restaurateur geheißt, weil die Franzosen zuerst das Beispiel gegeben hatten, ihre Röcke auszuziehen. Abends gingen die Engländer entweder ins Schauspiel oder in die Oper; da die Hitze darin außerordentlich groß war, fanden sie für gut, wieder ihre Röcke auszuziehen, wie sie es in ihrer lustigen Gesellschaft gemacht hatten. Man muß sich wundern, daß sie sämmtlich so unwissend waren, daß sie gar nicht an den Anstand dachten, den man in allen Theatern Europens beobachtet, um einen so auffallenden Verstoß zu begehen. Ich weiß nicht, ob sie nicht auch zugleich die Unverschämtheit begingen, sich mit den Rücken nach dem Parterre zu vorn auf die Loge zu setzen, welches die Zuschauer in demselben als eine unverzeihliche Beleidigung ansahen. Es dauerte nicht lange, so fing man zu schreien und zu pfeifen an, der Lärm wurde immer größer und es entstand ein Heulen; die Engländer beharrten hartnäckig auf ihrem Vorsatze und drohten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ja wie ich gehört habe, sollen sie dies wirklich gethan haben. Ein solcher Widerstand war höchst kindisch und überstieg ihre vorige Thorheit; das Parterre wurde nicht eher ruhig, bis sie hinausgeschafft waren; man sprach daher damals zu Paris gewaltig viel und lange über die unglaublich fehlerhafte Erziehung der Engländer. Die ganze Nation fiel in Mißcredit; man glaubte alles, was man von einem Volke erzählte, das solcher Ungezogenheiten fähig war. Paris träumte nicht, wir konnte noch zweifeln, daß es die erste Stadt in der Welt sey, oder daß die Franzosen allein im Besitz des guten Geschmacks, der guten Erziehung und der feinen Lebensart seyen? Aus den Betrügen dieser unbesonnenen Menschen schloß man, daß Engländer sich vor dem Publikum bis aufs Hemde auszögen, sobald ihnen eine solche Thorheit einfalle.

Der

Der menschliche Geist, welcher ein Vergnügen empfindet, sobald es die einzelnen Personen oder beschränkten Kreisen eines Irrthums oder Fehlers entdeckt, ist selbst noch tiefer in Irrthum, wenn nicht Ausnahmen verstatten, allein wo findet man eine solche Seele, die ganz rein von diesem Fleken frei ist? Wo schätzt sich der Tadler dadurch, daß er seine zur Wahrheit bestimmten, und von ihr bestimmten Vergnügen, als dasjenige, was sie in Einsicht in das Gute gewährt, das auch dadurch vermehrt wird, wenn es die Wahrheit bekannt machen?

Ohne lebhafte Bilder, starke Empfindungen und einen Abscheu gegen das Böse, das man einsieht, gut zu schreiben, ist eine Schwierigkeit, die ich bisher noch nie besiegt gesehen habe; ich zweifle, ob so etwas auch ausführbar, ja wünschenswerth ist; denn es gehört zur Hälfte eine Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse. Das Gedächtniß scheint in die größte Thätigkeit zu gerathen, wenn die Eindrücke stark und lebhaft sind; ruhige Unpartheilichkeit aber ist Gerechtigkeit, und bloße Gerechtigkeit ist die wohlthätigste Eigenschaft und die edelmüthigste Tugend, ihr Besitz aber ist auch der schwierigste.

Oben machte ich auf das Betragen des Pöbels gegen Personen, deren Anzug ihm nicht gefiel, in den Gärten von Kensington aufmerksam. Vielleicht glaubt man, daß sich keine ähnliche Ungezogenheit zu Paris finde, allein man würde sich irren. Zwar sind die Begriffe über Anständigkeit im Anzuge daselbst keineswegs so beschränkt, als in England; aber alles hat doch etwas einer Gränze ähnliches und ich habe von einer Dame oder Damen gehört, die man in den Gärten der Tuillerien so verfolgte, daß sie endlich den Ort verlassen mußten. Die Gaffer und Tadler gingen hier zwar nicht so weit als die Engländer; hieran war aber nicht der Mangel an gutem Willen,

sondern die Kenntniß der Folgen schuld; es standen zahlreiche Schildwachen in der Nähe, die bei solchen Gelegenheiten immer sehr aufmerksam sind.

Was sich der Pöbel für Gewaltthätigkeiten erlaubt, davon bin ich zum Theil selbst Augenzeuge gewesen. Ich ging durch die Straße de Lille nach dem Kai Voltaire, sah noch die Ueberreste von einem Pöbelhaufen und erkundigte mich, was geschehen sey? „O! nichts, rief man; man hat bloß eine Frau gemißhandelt."

„Warum sehen aber die Leute noch über die Brustwehr weg?"

„Sie ist an den Fluß gegangen, um sich abzuwaschen."

Ich ging näher hinan und sah sie; das arme Geschöpf war halb mit Koth bedeckt. Niemand konnte mir sagen, was sie gethan hatte.

Ich habe solche Beispiele gewählt, die am meisten in die Augen fallen, und die beinahe die Gränzpunkte berühren; wäre ich weniger auf meiner Studirstube und mehr auf den Straßen gewesen, so zweifle ich nicht, daß ich nur zu häufig solche Vorfälle würde zu sehen bekommen haben, wie ich aus dem Betragen des Pöbels überhaupt schließen kann. Ich will noch ein Beispiel von Rohheit anführen, das ich im Jahre 1783 erlebt habe und das nichts weniger als ungewöhnlich war. Ich speiste gewöhnlich an Table d'Hote in der Straße Dauphine, wo die Gesellschaft eher über als unter dem Mittelstande war; sie bestand aus Offizieren, Advocaten, Aerzten und Kaufleuten. Ich sprach damals nur mit großer Mühe und zwar mit dem scharfen englischen Accente französisch. Ich habe oft die Engländer tadeln hören, daß sie sich über Ausländer, die ihre Sprache schlecht sprächen, aufhielten, anstatt ihnen beizustehen und sie zu belehren, und der Tadel hatte Grund. Ausländ-

der versichern bei solchen Gelegenheiten fast durchgängig, daß die Engländer die einzige Nation wären, die einer solchen Ungezogenheit fähig sey. Ich wünschte, die Behauptung wäre wahr; allein noch vor meiner Rückreise nach England hatte ich Gelegenheit genug, mich von ihrer Unwahrheit zu überzeugen.

An der erwähnten Table d'Hote hatte während des Essens ein Offizier oben am Tische meine schlechte Aussprache bemerkt, und sogleich begann er einen Dialog, woran ein Engländer Theil nahm, und ahmte die englische Art, das Französische zu sprechen, mit so vieler Laune nach, daß alle Gäste am Tische zu lachen anfingen. Alle sähen mich an; dies hinderte ihn aber nicht, sein Zweigespräch fortzusetzen; der Beifall, den man ihm gab, freuete ihn zu sehr, als daß er sich um die Verlegenheit eines Fremden bekümmert hätte, der seine Nation und sich selbst zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters gemacht sah. Er genoß seinen Triumph ohne nur die geringste Entschuldigung zu machen, obschon die erste Hitze vorbei war.

Die Herren, die an meiner Seite saßen, sagten, ob sie schon mitgelacht hatten, als die Sache vorbei war, gleichsam zur Entschuldigung: „sie sähen, ich besäße zu viel Weltkenntniß, als daß ich so etwas übel nehmen würde." Wirklich hatte ich auch selbst mitgelacht; ich konnte nichts anders thun.

Diese Herren waren Kaufleute und thaten über den Zustand des Handels in England einige Fragen an mich. Ich weiß nicht, ob ihnen meine Antworten mehr Belehrung gewährten als sie erwartet hatten, oder ob sie das, was vorgefallen war, wieder gut machen wollten, genug sie äußerten im Tone der Verwunderung gegen die Gesellschaft, „daß hier ein Beweis sey, wie viel besser man in England den Handel verstehe als in Frankreich, da jemand, der kein Kaufmann sey, so viele Kenntniß davon habe. In

England mache er einen Gegenstand des allgemeinen Gesprächs aus, daher dürfe niemand ganz unwissend darin seyn; in Frankreich hingegen verständen ihn selbst nur die Kaufleute sehr unvollkommen."

Bei dieser Ungezogenheit muß ich jedoch bemerken, daß sich die Sitten überhaupt so verbessert haben, daß man jetzt schwerlich ein zweites Beispiel dieser Art finden würde.

Die Klasse des Pöbels, die sich am meisten zu Paris durch ihre Rohheit und Grobheit auszeichnet, sind die Fisch- und Höckerweiber: die Poissarden und die Damen von der Halle. Die Frechheit, mit der sie sprechen, die Verwegenheit ihrer Blicke oder vielmehr ihr Stieren und die Unverschämtheit ihrer Antworten gehen ins Außerordentliche. Unsere Damen in Billingsgate*) möchten sie vielleicht in die Flucht schlagen, allein dies würde sicherlich nicht mit der Zunge geschehen, so berühmt sie auch in Gefechten dieser Art sind. Bei ihren Bemerkungen legen sie sich nicht den geringsten Zwang auf, sondern sprechen im Style des Mädchens, das mich fragte, wo ich meine Rockschöße verkauft hätte. Folgender kurzer Dialog ist ein Beispiel ihres allgemeinen Tones, wenn sie bei guter Laune sind.

Meine Frau hatte einer alten Frau einige Aepfel abgekauft, als sie ihr nun dieselben bezahlte, fragte sie sie in gemeinen patois solcher Leute. — „Sais-tu, ma fille, pourquoi je te tutoyons?"

„Mais non."

„C'est que je sommes ta mère."

„En vérité?"

„Oui, ma fille."

„Je ne soupçonnai pas la parenté."

*) Dies ist der Sitz der Höflichkeit und der Redekunst der Fischerweiber. Daher auch der Ausdruck Billingsgate language. D. Uebers.

„Tu ne sais pas donc pourquoi je sommes ta mère?"

„Non."

„C'est que je sommes vieille, et que t'est jeune. Quand les jeunes gens te tutoyons, flanque leu un bon soufflet; mais respectez la viellesse, ma fille."

„Oui, ma mère *)."

Der Name, meine Mutter, den sie einer solchen Frau beilegte, schmeichelte ihr am meisten; der Abschied war daher auch sehr freundlich. — — Die Ungesittetheit von Männern, die ihren Hintern an den Ofen wärmen und ihn vor der übrigen Gesellschaft verbergen, trifft man nur wenig in England an, und doch habe ich Leute sagen hören, daß sie bloß in England herrsche.

Ich habe oben den Bischof von Amiens, Orleans de la Motte angeführt, der einer Dame die Erlaubniß ertheilt, bloß eine Wange zu schminken. Aufgebracht über einige Herren aus der Picardie, die mit aufgehobenen Hemden den Hintern an den Ofen hielten, sagte dieser Prälat auf seine gewöhnliche scherzhafte Weise: „ich wußte zwar, daß die Picardesen Hitzköpfe seyen, das aber war mir nicht bekannt, daß sie hinten kalt wären **)."

Folgende Schilderung wird hier nicht am unrechten Orte seyn. „Man hat mehrere unzweckmäßige und lächerliche Sitten und Gebräuche getadelt, die zu Paris eingeführt worden sind. Hierunter gehört die Sitte unsrer im hohen Ton erzogenen Jugend. Tritt

*) Weißt Du, mein Kind, warum ich Dich Du nenne? — Nein! — Weil ich Deine Mutter bin. — Wahrhaftig? — Ja, mein Kind! — Ich ahnete gar nichts von dieser Verwandtschaft. — Du weißt also nicht, warum ich Deine Mutter bin? — Nein! — Dies kommt daher, weil ich alt bin, und Du jung bist. Wenn Dich junge Leute Du nennen, so gieb ihnen nur eine tüchtige Maulschelle; aber ehre das Alter, mein Kind. — Ja, meine Mutter.

**) Diction. Historique. Tom. VI. p. 599.

diese in ein Zimmer, so drängt sie sich oft durch eine angesehene Gesellschaft hindurch, und stellt sich mit den Händen auf den Hintern an den Ofen, um sich umzusehen und fast jedermann, der zur Gesellschaft gehört, ins Gesicht zu starren. So lange die Gesellschaft bloß aus Damen und aus Leuten besteht, deren Gegenwart Achtung erfordert, sieht man jedermann anständig dasitzen; kaum aber treten sieben bis acht solcher jungen Leute in's Zimmer, so nehmen sie sogleich von dem Ofen Besitz, thun als ob sie sich gar um niemand bekümmerten und fangen den ganzen Abend hindurch alle Hitze auf. Mit dem Anblicke des Feuers und mit dem Vergnügen der Wärme ist es vorbei, Knaben maßen sich ihren ausschließenden Besitz an; alte und schwächliche Leute fühlen bloß den Wind, der durch die Thüren, und die Kälte, die durch die Spalten dringt *). Ich wünschte, man brächte diese artigen Leute zu der Ueberzeugung, daß ihr Betragen eine schlechte Erziehung verrathe, daß es unschicklich, ungesund und lächerlich sey **).

St. Foix's Klagen haben diese üble Sitte noch nicht außer Gewohnheit gebracht, die einen außerordentlich großen Mangel an Lebensart verräth; vielleicht herrscht sie jetzt nicht mehr in dem Grade, doch aber habe ich noch mehrere Beispiele gesehen, wo sich Männer dies erlaubten und doch waren dies nicht immer junge Leute.

Nach diesen Thatsachen und Beweisen, die man bis ins Unendliche vervielfältigen könnte, wenn es nöthig wäre, wird schwerlich jemand behaupten, daß die Franzosen durchgängig eine feine Lebensart besäßen. Daß es eine Menge Personen unter ihnen giebt, die

*) In Frankreich sind die Spalten in den Thüren und Fensterläden äußerst zahlreich und bisweilen so groß, daß man mit dem kleinen Finger hindurch fahren kann.

**) St. Foix. Vol. III, p. 437.

sich artig zu benehmen wissen, die feine Sitten besitzen und gefällig sind, ist eine Wahrheit, die ich nicht zu beweisen brauche. Es gab in der That wenige Personen, mit denen ich nur den geringsten Umgang gehabt habe, welchen ich nicht entweder für ihre Gefälligkeiten oder persönliche Aufmerksamkeit oder Dienstfertigkeit Verbindlichkeiten schuldig wäre. Wenn jemand in allen den Städten, die ich gesehen habe, mit den Einwohnern in keiner Freundschaft und in keinem guten Vernehmen lebt, so muß dies seine eigene Schuld seyn.

Was die feine Lebensart und gute Erziehung betrifft, so giebt es gewisse Punkte, worin sich jede Nation auszeichnet. Zum Lobe der guterzogenen Engländer muß ich gestehen, daß sich niemand in Ansehung des Zartgefühls, des Schicklichen und der Würde einer guten Erziehung mit ihnen messen kann; indessen giebt es auch Züge, die man häufig in Frankreich antrifft und die eben so angenehm als liebenswürdig sind.

Eines Tages suchte ich mit einem jungen Franzosen einen Herrn auf und da wir den Weg nicht wußten, so blieben wir stehen, um uns darnach bei einem jungen Mädchen zu erkündigen, das uns sogleich die gewünschte Nachricht ertheilte. Zufälliger Weise waren wir eilig und sobald sie uns die gewünschte Antwort gegeben hatte, ging sie, ohne ein Wort zu sprechen weiter, endlich hörten wir sie sagen: „vielen Dank, meine Herren!" Bei diesem verdienten Vorwurfe drehten wir uns um und sahen, daß sie lächelte und sich über ihr eignes Betragen freute, ohne im geringsten durch das Unsrige beleidigt zu scheinen; dies kann man mit Recht einen Nationalcharakterzug von ihrem schnellen Gefühle nennen.

In dem Journal des Débats las ich einstmals einen Aufsatz, den ich zu besitzen wünschte, und da

ich mich erkundigte, so erfuhr ich, daß man das Blatt bloß bei dem Herausgeber bekommen könne. Ich ging hin, fragte darnach und erhielt es; als ich es aber bezahlen wollte, nahm man mein Geld nicht an. Ich fragte, warum man dies thue und hörte, daß man ein einzelnes Blatt an niemand weiter als an die Subscribenten verkaufen dürfe. Man freute sich, gegen mich als einen Fremden, der bloß ein einzelnes Blatt brauche, verbindlich seyn zu können. Viele Franzosen suchen eine Ehre darin, einem Fremden besondere Gefälligkeiten zu erzeigen.

Ich befand mich mit einem Freunde zu Charenton und wollte die anatomischen Präparate und die Veterinärschule besehen. Als wir im ersten Saale waren, gingen zwei bis drei Personen durch; der einen fiel sogleich, wie ich glaube, etwas an unserm Anzuge oder Aussehen auf, was uns als Fremde verrieth. Sie blieb stehen und fragte, ob wir die Veterinärschule besehen wollten? Alsdann bedauerte sie sehr, daß sie wegen Geschäfte uns nicht dahin begleiten könne; sie gab uns aber einen Knaben, der sich bei ihr befand, an jemand anders mit, der unser Führer seyn und alle unsre Fragen beantworten werde. Ich gestand ihr offenherzig, daß wir nur wenig zu thun haben würden, da es eine Wissenschaft sey, in der wir nur eine sehr geringe Kenntniß besäßen. Hierauf erwiederte sie, daß dies der Fall bei den meisten Besuchern sey; wir wären jedoch nicht bloß Fremde, denen man alle Aufmerksamkeit schuldig sey, sondern wir würden auch als verständige Männer, Dinge, vielleicht wider Erwarten antreffen, die unsre Aufmerksamkeit verdienen und unsre Neugierde erregen könnten. Unterdessen ertheilte sie ihre Befehle und verließ uns mit gefälliger Höflichkeit. Man kann sich leicht denken, daß ich mich nach dem Namen dieses Herrn erkundigte; es war Godine, der Jüngere, ei-

ner von den Lehrern, den ich weder vorher noch nachher wieder gesehen habe und den ich daher aus keiner andern Ursache rühme, als um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die Sitten und Gebräuche einer Nation stehen in einer so genauen Verbindung mit einander und haben solche kleine Nüancen, die bloß für das Volk, unter welchem sie herrschen, verständlich und kennbar sind, daß ihre Kenntniß für einen Fremden vielleicht mehr Schwierigkeit hat als die Erlernung einer Sprache. Dinge, an die wir nicht gewöhnt sind, beleidigen uns gewöhnlich; unsre Vorurtheile sind weiter nichts als unsre Gewohnheiten, die wir uns nicht die Mühe geben zu untersuchen; sie sind schon vorher und häufiger entschieden worden, sonst würden sie nicht zur Gewohnheit geworden seyn.

Jene unaufgeforderte Einmischung, die ein Engländer für impertinent ansieht, hält der Franzose häufig für eine Artigkeit. Es liegt nicht in dem Charakter der Engländer, jemandem unaufgefordert entgegen zu kommen; seine Freundschaft kann man bloß durch einen langen Umgang erhalten; er bietet nicht sogleich seine Dienste an, denn sein Wort ist eine Verbindlichkeit, die er jederzeit zu erfüllen bereit seyn muß, und solche Sitten sind das Resultat seines Nachdenkens und seiner Ordnungsliebe.

Der Franzose fühlt schnell, verspricht schnell und vergißt das was er versprochen hat, eben so schnell wieder; kaum bekommt er jemanden zum erstenmal zu sehen, so erklärt er sich schon für seinen Freund, und wenn er ihn nachmals nicht wieder zu sehen bekommt, so denkt er auch nie wieder an ihn; dies ist das Resultat seiner angebohrnen oder angewöhnten Lebhaftigkeit. Er hat hiebei nicht die vorher überdachte Absicht, jemand zu hintergehen; sein Wunsch geht bloß dahin, jemand Freude zu machen und daran Theil

zu nehmen. Diese Absicht erreicht er, wo möglich, allemal; er bekümmert sich nicht darum, was sie ihm kosten, und ob sie ihn zum armen Manne machen oder seinen guten Namen nachtheilig seyn kann; kommt der Tag, wo er seine Schuld wieder bezahlen soll, so hilft er sich damit, daß er zu den nämlichen Mitteln seine Zuflucht nimmt, durch die er zum Schuldner geworden ist: er verspricht, schmeichelt und beredet sich und andere, daß er gewiß sein Wort halten werde. Diese Bereitwilligkeit, Verbindlichkeiten einzugehen und diese Nothwendigkeit zu schmeicheln, nimmt jene Formen und jene Freundlichkeit an, die wir feine Lebensart nennen.

Ich ging eines Abends mit einem Freunde auf den Boulevards, die sehr mit Leuten angefüllt waren, spazieren und sprach über den nämlichen Gegenstand. Während wir Beispiele anführten, Vergleichungen anstellten und über die Ehrlichkeit der englischen Artigkeit frohlockten, ging eine Dame mit dem Ausrufe vor uns vorbei: „mein Gott, wie ungezogen doch die Engländer sind!" Dies brachte mich zur Besinnung. Ich hatte sie aus Versehen gestoßen und vergessen, sie um Verzeihung zu bitten.

Hätte das ein Franzose gethan, so würde sie sich nicht so geäußert haben. Ich muß jedoch bemerken, daß wenn die Franzosen durch ihre allzuvielen Komplimente beschwerlich sind, die Engländer auf diesen Punkt allzuwenig Aufmerksamkeit wenden; zeichneten sie sich nicht im Ganzen durch diesen Charakter aus, so würde die Dame nicht so vorschnell diese Bemerkung gemacht haben.

Das Stillschweigen der Engländer steht mit der französischen Geschwätzigkeit in einem solchen Widerspruche, daß die Franzosen kaum wissen, wie sie sich dasselbe erklären sollen; sie sind insgemein der Meinung, es rühre entweder von bäurischer Rohheit her,

oder sei eine absichtliche Beleidigung. Schweigen kann keiner an dem andern vertragen. Eine Frau, die der Münze gegenüber Aepfel verkaufte, rief in einem Tone, der Vorwürfe verrieth, einer andern, die stillschweigend vorbei rannte, zu: „he! geht man wohl so vorbei, ohne jemanden einen guten Tag zu bieten?" — die andere besann sich sogleich und sagte: „nein, dies ist nicht recht; ich bin übel gelaunt." Sie blieb alsdann stehen, um ihr die Geschichte zu erzählen. Nichts konnte sie gegen ihre Bekannte wegen eines solchen unmanierlichen Schweigens entschuldigen, als daß sie bei übler Laune sey.

Die mancherlei thörigten und affectirten Bemühungen, um den Ruf eines Mannes von feiner Lebensart zu erhalten, machen sowohl für den Caricaturmaler als für den comischen Dichter einen unerschöpflichen Gegenstand aus. Es giebt gleichsam einen verschiedenen Codex von Artigkeit für jede Klasse, ja für jedes Individuum, und ihre Eigenheiten erregen durchaus Lachen, sobald sie, in Handlung gesetzt, mit einander in Contrast gestellt werden und um den Vorzug streiten; ein Beweis, daß man den ächten Codex, die Artigkeit der Vernunft nicht versteht. Das Nichtübereinstimmende ist die Hauptquelle des Lachens.

Die Artigkeit der Prediger, die sich hüten, ihre Zuhörer durch die Drohungen mit den Quaalen der Hölle zu erschrecken, ist oft der Gegenstand des Tadels und des Gelächters unter den Methodisten. Diese Art von guter Erziehung schränkt sich nicht bloß auf die englische Kanzel ein; St. Foix führt aus dem Munde eines französischen Predigers folgenden Ausspruch an: „wenn Ihr in Euren Lastern beharret, so lauft Ihr Gefahr, auf ewig einen Ort zu bewohnen, den mir der Wohlstand hier zu nennen verbietet *)."

*) Vol. III. p. 469.

Die Artigkeit ist oft weiter nichts als Scheinheiligkeit, nur geht sie nicht so weit.

Das Temperament ist eine Gemüthseigenschaft, die mit der Artigkeit in der genauesten Verbindung steht. Obschon eine ganze Nation eine unendlich verschiedene Menge von Temperamenten besitzen muß, so giebt es doch eine herrschende Neigung, wodurch sich der große Haufe auszeichnet. Die Franzosen behaupten von sich, daß sie nicht bloß außerordentlich gesprächig, sondern auch offenherzig und munter seyen. Die Engländer hingegen schildern sie gemeiniglich als mürrisch und niedergeschlagen. Ich will mich an Thatsachen halten, wovon einige wahrscheinlich von der Art sind, daß sie den Leser in Erstaunen setzen werden.

Stets rühmen sie sich ihrer gaité de coeur oder ihrer muntern und lustigen Laune. Sind sie denn wirklich so munter als sie vorgeben? Was verstehen sie unter Munterkeit? Ist denn ein Hang zu schwatzen und Kinderpossen zu treiben ein sicheres Kennzeichen von Heiterkeit? Wenn sie ein ruhiges, aber stets frohes Gemüth besitzen, so giebt es doch allenthalben um sie herum Spuren von Düsterheit, die man sich kaum erklären kann.

Da ihre Häuser so hoch sind, so kann die Sonne beinahe gar nicht in die Straßen scheinen, außer wenn sie gerade über oder unterhalb einer Straße steht. Die Fenster der untern Stockwerke sind mit einer Menge eiserner Stäbe versehen und haben das Ansehen von Gefängnissen. Die Thorwege und die Höfe, in die sie führen, sehen düster aus und sind noch finsterer als die Straßen.

Bei den Reichen sind die Meubeln groß und prächtig, so wie dies auch mit ihren Hotels und Zimmern der Fall ist. Polster mit Eiderdunen, mit reichem Sammet, geblümter Seide, scharlachrothem Damaste und Vergoldung trifft man bei den Reichen in Menge

an; sie haben aber eine schwerfällige Form, lassen sich nicht gut handhaben und sind zum Gebrauch von Leuten bestimmt, die keine große Muskelkraft besitzen, aber behende Gliedmaßen haben und in ihren Handlungen ungeduldig sind. Dergleichen Meubeln und solche ungeheure Zimmer vertragen sich nicht mit der Lustigkeit, die stets in Bewegung seyn will.

Unzufriedenheit ist kein Charakterzug von Lustigkeit, obwohl das sichere Resultat vom Mangel an Ordnung und Oeconomie. Ich habe bei keiner Nation dies Gefühl so häufig auf dem Gesichte ausgedrückt gefunden, als bei den Franzosen, mochte ihre Miene ruhig seyn oder mochte ich einsame Wanderer erblikken. Sie lächeln zwar leicht, lachen aber selten, und sind ihre Gesichtszüge ruhig, so bemerkt man oft Erbitterung oder rastlose Unzufriedenheit darauf. Der Anblick des Elends ermuntert nicht zur Freude; zerrissene und unsaubere Kleidung, magere Gestalten, schmutzige Gesichter, Weiber und Greise, die unter großen Lasten dahin wanken, und Jammer, den man stets in einer Menge von Gestalten antrifft, können nicht zur Munterkeit beitragen. Sieht man nun solche Scenen sehr häufig, so werden die Gefühle, die sie erregen, so schwach, daß man kaum noch etwas dabei empfindet; indessen thun sie noch immer ihre Wirkung, welche aber die Heiterkeit des Gemüths nicht im geringsten befördert.

Die auffallenden Thatsachen, die ich hier angedeutet habe, und die ich in der Folge weiter entwikelt werde, werden zum Beweise dienen, daß dasjenige, was ich gesagt habe, nicht bloß die Vermuthung eines Mannes ist, der gern über eine Nation eine ungünstige Meinung verbreiten will.

Es giebt einen Ort in Paris, der den Fremden wenig bekannt ist, und was noch auffallender ist, auch aus Gewohnheit von den Einheimischen wenig bemerkt

wird. Er heißt la Morgue, ist klein, findet sich in einem Hofe, in dem man durch einen Thorweg gehen muß, beinahe dem pont au change gegenüber und seitwärts der Stelle, wo das Gefängniß, das sogenannte große Chatelet stand; es geht eine Thür mit einem eisernen Gitter hinein, durch die man sehen kann, sobald einen die Neugierde dahin lockt, oder sobald man plötzlich einen Freund oder Anverwandten vermißt, dessen Entfernung man sich nicht erklären kann.

Sollte zufälligerweise ein Fremder vorbeigehen und sehen, wie die Leute hinlaufen und durch dies Gitter in eine finstre Kammer oder vielmehr Höhle gucken, und wäre auch er neugierig hineinzusehen, so würde ihn der Gestank, der heraus dringt, sogleich wegtreiben, noch ehe er das, was er sucht, entdecken könnte. Sollte er es aber andern nachmachen, die ein Schnupftuch vor den Mund halten, damit sie alles genauer untersuchen können, so würde er einen, zwei oder mehrere Leichname erblicken.

Bekommt er diese alle Tage zu sehen? Ja! Dies wird beinahe immer der Fall seyn. Ich habe jedesmal nur einmal durch dies Gitter gesehen, es war mehr als genug; wenn ich aber diesen Weg kam, erkundigte ich mich allemahl und habe die Kammer nur einmal leer gefunden. Als ich mich das vorlezttemal dort befand, hatte man drei Leichname ausgestellt, einen Mann, eine Frau und ein Kind; das lezttemal sah ich sogar viere in dieser finstern Zelle.

Bei diesem Besuche ließ ich mich absichtlich in ein Gespräch mit jemand ein, der mir die Anzahl derjenigen sagte, die sich jezt darin befanden.

„Um Vergebung, mein Herr, besuchen Sie diesen Ort oft?"

„Ja, mein Herr, ich habe dreiundzwanzig Jahre

in der Nachbarschaft gewohnt und selten einen Tag vorbei gehen lassen, außer wenn ich krank war."

„Haben Sie die Kammer oft leer gefunden?"

„Nein, dies war sehr selten der Fall."

„Vielleicht in jeder Woche einmal?"

„Nein, im Durchschnitt monatlich etwa zweimal. Ich kann mich nie erinnern, sie jemals zwei Tage hinter einander leer gesehen zu haben."

„Glauben Sie, daß hier die Leichname jetzt häufiger als vor der Revolution sind?"

„Es ist ganz dasselbe; ich kann nicht sagen, daß ich einen Unterschied bemerke."

Da ich gerne genaue Nachrichten über einen solchen Gegenstand zu erhalten wünschte, so erkundigte ich mich und erfuhr, daß ich sie bloß im Büreau der geheimen Polizei erhalten könne; allein dahin zu kommen, fehlte es mir an Gelegenheit.

Ich wandte mich also an einen Mann, der mir sagte, es koste ihm wenig Mühe, mit dem Schließer der Kammer, vermittelst einer Bouteille Wein Bekanntschaft zu machen. Ich nahm daher meine Zuflucht zu ihm und er versicherte mir, der Schließer habe ihn sein Buch sehen lassen; im Jahre VIII habe man 130 Leichname, wovon zwölfe meuchelmörderischer Weise umgebracht worden, und im Jahr IX, 190 dahin gebracht, wovon eilf gemeuchelmordet wären.

Ich traute der Nachricht dieses Mannes nur wenig, da ich wußte, daß er ein Mann ohne Grundsätze war; allein ein Herr, auf dessen Redlichkeit ich mich verlassen kann und der sonst einen hohen Posten unter dem Polizeiminister verwaltete, versicherte mir, es wären in den letzten zehn Monaten in den Departements 193 Selbstmorde und ungefähr eben so viel in der Hauptstadt vorgefallen; während der nämlichen Zeit wären ungefähr 700 Mordthaten begangen, beinahe eine Million Livres gestohlen und fast

eben soviel durch Feuersbrünste verzehrt worden, nämlich in den Departements. Die Anzahl der Selbstmorde in ganz Frankreich gab er täglich auf zwei bis drei, oder in zwei Tagen auf fünf an. Ich darf hier nicht vergessen, daß ich nur mit der größten Mühe von einem Apotheker aqua fortis oder Scheidewasser erhalten konnte, das ich nöthig hatte, Selbstmorde und wie ich auch fürchte, Vergiftungen sind so häufig gewesen, daß der Verkauf aller Sachen, die einen schnellen Tod bewirken können, sehr strenge verboten ist.

Neunzehntes Kapitel.

Was soll man wohl nach solchen Beweisen zu den mißverstandnen Ideen sagen, die die Franzosen von der Schwermuth der Engländer und von ihrer Neigung sich zu erhängen haben? Ich bin zwar mit dem Gegenstande nicht genau bekannt, allein ich zweifle, ob jährlich in ganz Großbritanien soviel Selbstmorde begangen werden, als in Paris allein in einem einzigen Monate. Es ist ein Kunstgriff der französischen Polizei, jede Untersuchung zu unterdrücken und Thatsachen zu verbergen, sobald sie unangenehm sind, denn sie hält sich beinahe für allmächtig; alles steht unter ihrem Schutze, ihr Auge ist allenthalben, der Angefallene kann nicht niederstürzen, der Schuldige kann nicht entkommen, ihre Wachsamkeit geht so weit, daß niemand leicht in Gefahr geräth. Solche hohe Ansprüche macht sie, und solche Behauptungen wiederholt sie tagtäglich; sie sind das nothwendige Resultat des Despotism, der bei jedem Lärm sich in alles mischen will.

Die Pariser sind im Ganzen so unwissend, daß das, was sie sehen, nur einen augenblicklichen Eindruck auf sie macht; bloß Männer von Kopf sammeln Thatsachen und ziehen Folgerungen daraus, die übrigen

gen bemerken sehr schnell, vergessen aber noch schneller, und von dieser Vergessenheit rührt hauptsächlich ihre Lustigkeit her.

In England verheimlicht man Unglücksfälle nicht im geringsten, sondern sucht sie mit großem Eifer bekannt zu machen; dies thun Leute, die für unangenehme Neuigkeiten, die sie bringen, und die sie bisweilen noch sehr übertreiben, bezahlt werden. Erregt eine Erzählung kein Erstaunen, so halten es unsere Zeitungsschreiber kaum der Mühe werth, etwas davon zu sagen; durch diese Zeitungen kommen diese Nachrichten in ganz Europa herum. Dies ist ein Gewinn, sobald die Wahrheit nicht verfälscht wird.

Von den Selbstmorden, die sich tagtäglich in Frankreich ereignen, habe ich, ob ich schon alle Tage die Zeitungen lese, während meines ganzen Aufenthalts bloß zwei angezeigt gefunden; ich wunderte mich hierüber. Der eine Selbstmörder war ein Offizier, der sich bei einer öffentlichen Audienz des Kriegsministers erschossen hatte; der andere ein armer Teufel, der, ehe er sich aus dem obern Stockwerke eines der hohen Häuser stürzte, zur Vorsicht den Vorbeigehenden gare l'eau! zuschrie. Dieses Zurufs bedienen sich die Pariser, wenn sie Wasser aus einem Fenster schütten wollen. Während ich mich zu Paris aufhielt, erzählte man mir noch von einem andern Selbstmorde von der nämlichen Art und mit der nämlichen humanen Vorsicht.

Auch sah ich den Leichnam eines Mannes durch die Straßen ziehen, der auf den elisäischen Feldern in einer Baracke gestrauchelt und nachher seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte. Ehe er noch diese That ausführte, erzählte er den Umstehenden, er sei ein Subalternoffizier von einem damals reduzirten Regimente; es fehle

ihm durchaus an Gelegenheit, seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Die gewöhnlichste Art des Selbstmordes aber ist das Ersäufen. Ein öffentliches Blatt beschwerte sich, daß man bei einigen neuern Einrichtungen einige von den Brückenhäusern weggerissen hätte, die ehemals zur öffentlichen Sicherheit dienten, weil sie die Leute verhinderten, sich in den Fluß hinabzustürzen. Ich hörte damals von mehreren solchen Unglücksfällen. Als ich eines Tages über die neue Brücke ging, standen noch eine Menge Leute da versammelt, die eine Frau sich von der Brücke hinab in den Fluß hatten stürzen sehen.

Eine andre Frau, die sich in Gesellschaft ihres Mannes befand, welcher ihr wegen ihrer schlechten Aufführung Vorwürfe machte, und sich von ihr scheiden zu lassen drohte, machte ihrem Leben auf dieselbe Weise ein Ende. Das dritte war ein junges Mädchen, das sich aus Liebe umbrachte, weil sie wahrscheinlich ihr Verführer verlassen hatte. Die französischen Frauenzimmer lieben warm und innig und hätten sie anfänglich eine bessere Erziehung erhalten und würden sie nachmals besser von ihren Männern behandelt, so müßten sie treue und liebenswürdige Weiber werden; dies sind aber Bedingungen, die nicht so bald erfüllt werden werden. Der Mann, den ich bei la Morgue traf und sprach, erzählte mir, er hätte vor etlichen Tagen einen alten Mann sich in den Fluß stürzen sehen; nicht lange darauf fand man den Leichnam, die Leute aber wußten entweder nicht, wie sie damit umgehen sollten, oder er kam bald wieder zu sich.

Ein noch weit traurigerer Vorfall hatte sich ereignet, den mir der oben erwähnte Mann mittheilte, welcher ehemals bei der Polizei angestellt gewesen war. Neun Conscribirte, die sich eine Zeitlang verborgen gehalten hatten, endlich aber entdeckt worden waren,

hatten den festen Entschluß gefaßt, nicht zu dienen und munterten einander auf, eher ihrem Leben selbst ein Ende zu machen; dies thaten sie auch und stürzten sich zusammen in den Fluß.

Ich habe selbst zwei der schrecklichsten Scenen mit angesehen, die von der häufigen Ausübung dieser Sitte herrührten. Als es dunkel geworden war, ging ich einst über die Brücke der Tuillerien und sah da einen Mann von andern Männern umringt; sie hatten ihn gehindert, von der Brücke in den Fluß hinab zu springen; sie konnten es aber nicht dahin bringen, daß er nach Hause gegangen wäre oder ihnen seinen Namen gesagt hätte. Er schien in seinem Vorsatze fest entschlossen zu seyn; endlich blieb ihnen nichts anders übrig, als ihn der Wache zu übergeben; allein ein solches Rettungsmittel war bloß temporell, sobald man keine Veränderung in seiner Gemüthsstimmung bewirkte.

Als ich an einem andern Abend über die nämliche Brücke und fast um die nämliche Stunde ging, zog ein Frauenzimmer, das an der Brustwehr im Mittelpunkte stand, durch ihren Blick und durch die Art, wie sie den Fluß zu untersuchen schien, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich blieb stehen, sie stand davon ab, ging aber nicht von der Stelle. Ich war ungewiß, was sie thun wolle, und sie schien jeden Aufschluß zu vermeiden. Zwei andere Vorbeigehende errietben meine Verlegenheit und blieben auch stehen; allein entweder waren ihre Besorgnisse nicht so groß als die meinigen oder sie besaßen weniger Geduld; nach einigen Minuten gingen sie weiter. Ich wagte nicht fortzugehen, wußte aber auch nicht, was ich thun sollte, weil ich eine Ungerechtigkeit zu begehen fürchtete. Endlich ging das Frauenzimmer nach dem Rande der Brücke hin, und ich mußte sie ihrem Schicksale überlassen. Ich wußte nicht gewiß, ob sie böse Ab-

sichten dabei hatte; hätte ich ihr diese beigemessen, so würde ich sie höchlich beleidigt haben. Ich ging indessen in einem sehr unruhigen Zustande nach Hause; bald sagte ich zu mir, daß ich nicht anders hätte handeln können, bald machte ich mir die bittersten Vorwürfe, eine Pflicht der Menschlichkeit hintenan gesetzt zu haben.

Ich habe eine Bedenklichkeit in Ansehung der Leichname, die man in der Seine findet und die ich anzuführen mich nicht enthalten kann, ob ich sie schon nicht zu lösen weiß. Sie ist folgende: Wie viele dieser Unglücklichen haben sich selbst hineingestürzt und wie viele hat man als Schlachtopfer einer Mordthat hineingeworfen? Ich befand mich zu Paris selten spät auf den Straßen und geschah es ja einmal, so fand ich sie so still und ruhig wie eine Wüste; hiervon waren bloß etliche sehr große Durchgänge ausgenommen; oft bekam ich weder eine Schildwache noch sonst ein lebendes Geschöpf zu Gesichte, Wächter giebt es gar nicht.

Der Herr, der mir Nachricht über die Anzahl der Mordthaten mittheilte, die innerhalb zehn Monaten in den Departements begangen waren, welche Anzahl außerordentlich groß war, versicherte mich, die Straßen zu Paris wären um Mitternacht eben so sicher als zu Mittage; allein wie verträgt sich diese Nachricht mit andern Erscheinungen? Ueberdies sind die Straßen nicht die einzigen Orte, wo jemand ermordet werden kann. In der Straße, in welcher wir wohnten, habe ich mehrmals des Nachts schreien gehört.

Ich zweifle, ob man in der Diebesgeschichte irgend eines Landes solche Helden findet wie Cartouche, Mandrin und viele andere, die durch ihre zahlreichen und grausamen Mordthaten, die sie begangen, das Schrecken von Paris und ganz Frankreich geworden waren. Auch habe ich zu viele Beispiele gesehen, wie wenig Werth man hier auf das

Leben eines Menschen setzt; es giebt Zweifel genug, um zum Nachforschen aufzumuntern, allein wer kann, wer soll einen Blick in die Verzeichnisse der geheimen Polizei thun? Die Kenntniß von dem Daseyn einer solchen geheimen Polizei ist hinlänglich, um Verdacht zu erregen. Ich würde mich über das durchgängige Stillschweigen oder wenigstens über die unbedeutenden Nachrichten von der finstern Kammer la Morgue genannt, gewundert haben, da doch die Schriftsteller, die Nachrichten von Paris geliefert haben, jeden merkwürdigen Ort ausführlich beschreiben, wenn ich nicht die Gewohnheit der Franzosen kennte, leicht über Fragen und Gegenstände hinzugleiten, welche sie für Paris nicht für ehrenvoll ansehen. St. Foix spricht weitläuftiger und umständlicher davon als irgend ein anderer Schriftsteller, dessen Werk ich nachgesehen habe.

„La Morgue ist ein Ort innerhalb des Bezirks des großen Chatelet, wo man Leichname, die die Polizei aufgehoben hat, öffentlich ausstellt, damit sie ihre Anverwandten wieder finden können. Dieser kleine Ort, der feucht ist, dem es an frischer Luft und beinahe an Licht fehlt, muß eher den Tod der daselbst ausgestellten Unglücklichen beschleunigen, wenn noch eine Funke Leben in ihnen seyn sollte, als ihr Wiederaufleben befördern. Auch ist es sehr schwer, einen Leichnam wegen Mangel an Licht zu erkennen; dies ist ganz gegen die Absichten der Regierung. Ja noch mehr, es steigt daselbst ein Pesthauch empor, der leicht eine Seuche verbreiten kann, weil die Neugierde beständig eine Menge von Menschen dahin lockt. Diejenigen, die dahin kommen, müssen einer auf den andern warten, und wollen sie etwas sehen, so müssen sie das Gesicht dicht an die Oeffnung halten und die mephitischen Dünste dieser Zelle einathmen."

Der Gestank, den man selbst schon in der Ferne erspürt, läßt sich gar nicht beschreiben! Und doch

versicherte mir der Mann, den ich bei mir hatte, daß der Aufseher fett und gesund aussähe und daß er diese Stelle schon seit vielen Jahren verwalte. Wenn schon das Sehen durch das Gitter solche unangenehme Empfindung erregt, was müssen erst diejenigen fühlen, die die Leichname hinein setzen und wieder wegtragen? Eben so außerordentlich kam es mir vor, daß dieser kleine Hof so stark bewohnt war, und was ich kaum glauben würde, wenn ich nicht die Ueberschriften gelesen hätte, daß in zwei dasigen Häusern Garküchen waren.

Es giebt noch einen andern Umstand, der die größte Aufmerksamkeit und weitere Untersuchung verdient. Die Anzahl der Selbstmorde muß weit größer seyn, als man erfährt, niemand aber weiß, wie hoch sie sich beläuft. Die Leichname, die man in la Morgue ausstellt, bringt man größtentheils von St. Cloud, das zu Wasser über drei, ja vielleicht vier Meilen entfernt seyn muß. An der Brücke zu St. Cloud stellen die Fischer des Nachts ihre Netze auf, und ziehen des Morgens die Leichname mit den Fischen heraus; ein alter Einwohner von St. Cloud aber, bei dem ich mich genau hierüber erkundigte, versicherte mir, daß man die Netze bloß eine gewisse Anzahl von Stunden ausgestellt lasse, je nachdem die Jahreszeit sey. Dies beträgt aber im Durchschnitte sicherlich keinen halben Tag. Zum Beweise dessen, was er mir erzählte, sagte er, daß man dies thun müsse, weil sonst die Schiffahrt auf dem Flusse gehemmt wäre. Daher läßt sich nach der mäßigsten Berechnung annehmen, daß die Anzahl der Leichname, die den Netzen entgeht, wenigstens eben so groß seyn muß, als diejenige, welche man auffängt.

Man sagte, die Regierung habe neuerlich den Fischern die gewöhnliche Belohnung für jeden Leichnam, den sie brächten, nicht länger auszahlen wollen und

diese wollten keine Leichname mehr herausziehen, weil das Geld, das sie zuvor dafür erhalten hätten, nicht hinlänglich wäre, ihnen den Schaden, den sie an ihren Netzen litten, zu vergüten. Ich weiß recht gut, daß es schon längst die Absicht der Regierung gewesen ist, jede Maaßregel zu ergreifen, welche sie bei dem Volke beliebt machen kann; wie sie sich aber durch solche Mittel die Volksgunst erwerben will, dies ist mehr als ich errathen kann.

Was soll man also nach solchen Beweisen von der Munterkeit und Lustigkeit sagen, welche die Eingebohrnen und die französischen Schriftsteller sich so oft und in einem so hohen Grade beilegen? Ist es ein Gefühl, das nur kurze Zeit dauert, das eben so schnell entsteht als vergeht, das kleine Ursachen hervorbringen und das sich mit einer solchen unglücklichen Verzweiflung endigt, so ist es eine Gemüthsstimmung, die sie nicht rühmen, sondern die ihr ernstes Nachdenken erregen sollte, um sie zur Besinnung zu bringen. Wahre Heiterkeit dauert länger; bloß das Gemüth kann froh und heiter seyn, das mit moralisch guten Absichten Ruhe, Nüchternheit und Ordnung verbindet, und das sich bei jedem Vergnügen, das es genießen will, erst fragt, was es kostet und was es für Folgen hat. Sowohl die Theorie als die Praxis lehren, daß Thätigkeit des Geistes und Körpers, die von Ordnung und edlen Absichten geleitet wird, sowohl bei ganzen Nationen als bei einzelnen Menschen, die größte Glückseligkeit bewirken muß. Immer ist es noch wahr, daß die Franzosen gut gelaunt sind, und daß sie jene frohe Stimmung besitzen, die in Gesellschaften sowohl sie als andere zur Heiterkeit erweckt.

Während ihrer letzten gehässigen Verfolgungen (denn Verfolgung ist jederzeit gehässig und eine Feindin jeder edlen Sache) sind viele französische Emigranten höchlich und mit Recht gerühmt worden, daß sie

eine so große Umwälzung ihres Schicksals mit so heiterer Entschlossenheit ertrugen, die besonders für Leute, welche an den höchsten Luxus gewöhnt waren, ausserordentlich schrecklich seyn mußte. Manchen Adlichen, der von Jugend auf an Bedienten gewöhnt war, der in allen Stücken seine Launen befriedigen konnte, und der als ein Stern an dem Firmament der Höfe glänzte, hat man in einer Dachstube wohnen und sich daselbst durch seiner Hände Arbeit ernähren sehen; hatte er sich hier ein Stück Brod verdient, so theilte er es großmüthig mit einem noch unglücklichern Leidensgefährten. O dies ist ein treffliches Gemälde! eine Warnung für die Nachwelt und zugleich eine Ehre und eine Schande für Frankreich!

Da das französische Volk schnell empfindet, so ist es zum Muthwillen geneigt; dieser aber ist ein Ausbruch der Vergessenheit und selten des Aergers. Die Franzosen widersprechen leicht, gerathen aber selten in Wuth, daher sind sie endlose Schwätzer; hierbei suchen sie gemeiniglich zu persifliren und ihrem Betragen den Schein von Artigkeit zu geben. Die Wuth ist bei ihnen eine augenblickliche und gefährliche Ausschweifung; sie machte ihren Muth während der Revolution aus, und steht mit dem Selbstmorde in genauer Verbindung; sie ist eine Leidenschaft, die alles schnell zur Entscheidung bringen will. Wenn sich die Franzosen an Nachdenken gewöhnen, so werden sich die meisten ihrer Nationalsitten ändern, ihr Muth wird sicherlich nicht geringer, obschon von weit edlerer Beschaffenheit seyn.

Sie scheinen das veränderlichste Volk zu seyn, und doch läßt sich zweifeln, ob ihre Sitten und Gebräuche, ihre allgemeine Denk- und Sinnesart mehr Veränderung erlitten hat, als jene irgend eines andern Staats in Europa. Es scheint in der That, als ob mehrere von den charakteristischen Zügen, welche Na-

tionen von einander unterscheiden, nie ganz vertilgt werden können. sie haben sich zwar, und vielleicht sehr stark verändert, allein sie behalten eine verhältnißmäßige Gleichheit.

Im Sommer 1783 war die Königin von Frankreich eine kurze Zeit krank, und die Besorgnisse, in die dem Anscheine nach ganz Paris gerathen war, waren beinahe unglaublich. Sie waren bloß Folge der Gewohnheit, und soviel ich sah, fragten die alten Weiber am eifrigsten, wie sich die Königin heute befinde? — „Sie war in der vergangnen Nacht sehr krank! Ich sah jemand, der von Versailles kam! Alle Aerzte waren bei ihr, jederman war in Bestürzung; ich hoffe, daß Gott sie erhalten wird."

Dies war die Sprache die ich hörte und man äußerte sich mit noch größerm Enthusiasm als meine Worte auszudrücken scheinen. Es herrschte etwas von Wildheit in den Blicken einer Frau, wenn sie auf diese Art ihre Besorgnisse erleichterte.

Der große Unterschied, der so lange zwischen dem Herrn, der Lehnsrecht ausübte und den Unglücklichen existirte, die ihm zu Befehl standen, brachte jenen hohen und stolzen Ton hervor, der sich bis auf den gemeinsten Mann erstreckte. Wenn ein ernsthafter Streit entsteht, so bemerkt man diesen Charakterzug sehr deutlich.

Der Vorzug, den sie sich, wenn sie von sich sprechen, über alle andere Nationen anmaßen, ist von der männlichen Art. Ich habe schon manche Beweise von dieser Neigung angeführt, und ich könnte ihre Anzahl noch weit mehr vermehren. Ich habe gezeigt, in welchem Grade ihre sträfliche Galanterie zur Treulosigkeit in der Ehe verleitet, und dennoch wagen sie, sich ohne Bedenken mit den Engländern zu vergleichen und über sie zu triumphiren. Von unsern Ehebruchsprozessen und den durch sie erhaltenen Schadloshal-

gungen, sprechen sie mit der größten Verachtung: „Man sehe nur", rufen sie aus, „dies geldsüchtige feile Kaufmannsvolk, das glaubt, durch Geld lasse sich die beleidigte Ehre eines Gatten wieder gut machen!"

Dies klingt in der That schön und man kann mit Recht zweifeln, ob solche gesetzliche Entscheidungen der Reinheit der Sitten zuträglich oder schädlich sind. Allein wie verfahren denn die Franzosen? Wahrlich die Fälle sind zahllos, wo man die Ehre des Mannes kauft und verkauft, und was kann wohl in Rücksicht der Art und Weise, wie dies geschieht, schändlicher seyn als die heuchlerische Nachsicht? Wenn sie sich nur selbst besserten, wenn sie niemals eigennützigen Triebfedern Einfluß auf ihr Betragen gestatteten, so würden andere ihre Vorwürfe ruhig anhören.

Während des vergangenen Sommers stand in einer ihrer Zeitungen, daß drei junge Leute von der neuen Brücke hinabgesprungen und bis zu einer gewissen Weite geschwommen wären, weil sie gewettet hätten. Einige Tage darauf erschien ein anderer Artikel, worin die Ehre dieser jungen Leute gegen eine solche Beschimpfung gerettet wurde. Sich selbst durch Gewinnsucht erniedrigen! wegen einer Wette in den Fluß springen und fortschwimmen! Nein, bloß die Ehre konnte die französische Verwegenheit zu einem solchen gefährlichen Unternehmen antreiben.

Wer sollte nun hieraus nicht schließen, daß die Franzosen das Springen unter ihrer Würde hielten? — Von ihrem Ehrgefühle über diesen Punkt und von dem ihrer weisen und unschuldigen Regierung, werde ich weiterhin mehrere Beispiele anführen. Was die Gefahr und die ausserordentliche Kühnheit eines solchen Sprungs in die schmale und seichte Seine betrifft, so sind sie eine Kleinigkeit, wenn man sie mit den Sprüngen vergleicht, die man so oft von dem mitt-

lern Bogen der Westminster-Brücke in die breite und tiefe Themse gemacht hat.

Bei Duclos findet man eine Stelle, die mit diesem Gegenstande viel ähnliches hat.

„Als der Oberaufseher der Finanzen, Fouquet, Ludwig XIV. ein prächtiges Fest im Schlosse Vaux gab, trieb er seine Aufmerksamkeit so weit, daß er in das Zimmer jedes Hofmanns, der sich in dem Gefolge des Königs befand, eine Börse mit Gold legte, um diejenigen mit Geld zu versehen, die es bei dem Spiele nöthig hätten. Niemand fühlte sich dadurch beleidigt, alle bewunderten diese Freigebigkeit; vielleicht suchten sie sich zu überreden, es geschähe im Namen des Königs oder wenigstens auf seine Kosten, und in der letzten Hinsicht handelten sie recht *); indessen nahmen sie das Geld und erkundigten sich nicht weiter darnach. Wenn dies jetzt ein Finanzminister thäte, so würde er das Zartgefühl seiner Gäste höchlich beleidigen; alle würden sein Geschenk mit Stolz und Würde ausschlagen. In so weit kann man sie nicht tadeln, allein ich besorge sehr, daß mehrere von denen, die am ersten ein solches Geschenk ausschlügen, eine weit größere Summe von ihm borgen würden, mit der festen Absicht, sie ihm nie wieder zu bezahlen. So etwas mag zwar Zartgefühl verrathen, allein ich glaube nicht, daß es ehrenvoll ist **).

Die Art, wie sich ein solcher Stolz häufig äußert, wenn man dabei bloß auf Frankreich sieht, gränzt bisweilen nahe an das Lächerliche. Wie oft hat jemand während der Unruhen, die in den gesetzgebenden Versammlungen der Franzosen herrschte, seine Meinung für die Meinung der Nation ausgegeben, sobald er zur herrschenden Parthei gehörte! Und wie oft war

*) Nein! sie handelten sehr unrecht, weil es auf Kosten des Volks geschah.

**) Considérations sur les moeurs p. 111.

es wieder der Fall, daß diese Parthei gestürzt wurde und eine andere ihre Stelle einnahm, wo in kurzer Zeit gerade das Gegentheil als die Meinung und der Wille der Nation erklärt wurde!

Als wir bei unsrer letzten Reise zu Paris anlangten, stießen wir noch auf einen Fall dieser Art, der wegen seiner großen Abgeschmacktheit mein Mitleiden erregte, besonders da er einen deutlichen Mangel an Scharfsinn oder vielmehr Schwäche des Verstandes bei denjenigen verrieth, die sowohl durch ihr Verfahren selbst, als wie wir auch durch die Erzählung anderer glaubwürdigen Männer erfuhren, bewiesen, daß ihre Absichten gut seyen. An ihrer Spitze stand Reveillere Lepeaux, einer von den fünf Directoren. Ich spreche von den Leuten, die unter dem Namen von Theophilantropen eine neue Secte zu stiften suchten.

Wenn ich sie eine Secte nenne, spreche ich ganz der Wahrheit gemäß, obschon ihre Behauptungen ganz anders lauteten; sie war wie ich gesagt habe lächerlich. Sie erhielt verschiedene leere Kirchen, über deren Thüren man folgende Aufschrift gesetzt hatte: Le peuple Français reconnoit l'Etre suprême, et l'immortalité de l'ame. (Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an).

So war durch einen einzigen Ausspruch alle Verschiedenheit der Meinungen, so waren alle Secten vernichtet! Derjenige, der diese Aufschrift gemacht, hatte sich um keine Einwilligung der Nation bekümmert, hatte keine von ihren Bedenklichkeiten gehoben. Zu sagen, das französische Volk hätte aus reinen Deisten bestanden, denn das wollte man dadurch zu verstehen geben, war eine elende Spötterei. Wie viel verstand das französische Volk von einem so tiefsinnigen metaphysischen Gegenstande? Im Ganzen bekümmern sich die Franzosen um solche religiöse Gegenstände eben so wenig

als die meisten andern Nationen. Was sie für Meinungen haben, das wissen sie nicht; fragt man sie aber, zu welcher Glaubensart sie sich bekennen, so sagen sie, sie seyen gute und ehrliche Katholiken.

Diese Aufschrift behauptete zu viel. Reveillere Lepeaux und seine Anhänger hätten sie auslöschen sollen, da ihre Absicht war, die von ihnen für irrig gehaltenen Meinungen zu berichtigen. Allein diese Aufschrift wurde von einer andern an Albernheit übertroffen, welche der blutgierige Beherrscher selbst erfunden hatte. Den 8ten Juni 1794 wurde ein Fest gefeiert, das den Namen fete à l'Etre sépréme führte, wovon man Gemälde und pomphafte Beschreibungen bekannt gemacht hat. Und von wem wurde dies Fest unter der Menge von Festen, die man gefeiert hat, ausgedacht? Von wem wurde es in Vorschlag gebracht? — Von Robespierre!

Den achtzehnten Floreal im zweiten Jahre hielt Robespierre auf der Rednerbühne eine Rede, die von dem Nationalconvent mit Enthusiasmus angehört wurde und worauf man beschloß, daß die Stellvertreter des französischen Volks das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele anerkannten und daß ein Fest gefeiert werden sollte. Nunmehr waren die Franzosen anerkannte Deisten und diese glückliche Veränderung setzte ganz Frankreich in Enthusiasmus. Bonaparte führte die Franzosen wieder zum Christenthum zurück und ihr Enthusiasmus war eben so groß. Mag ihre künftige Religion seyn welche sie will, mögen sie Catholiken, Lutheraner, Calvinisten oder sonst etwas seyn, man kann mit Grund annehmen, daß sich ihre Sitten verbessern werden, ihre Kenntniß zunehmen wird, und ihre Tugenden Festigkeit und Stärke erlangen werden. Der beste Trost ist, daß sie bessere Menschen werden werden.

Robespierre kannte die Unbeständigkeit und den

Wankelmuth des Volks und soll daher den Plan gehabt haben, ein zweiter Mahomed zu werden. Dies ist wiederum ein Beweis von der Unsinnigkeit seines Systems. Dieser Umstand giebt mir Gelegenheit ein Beispiel von Persiflage anzuführen. Während man über die Aufschriften berathschlagte, wovon man an den Kirchen und Pallästen noch immer mehrere findet, sagte jemand: Monsieur, j'ai une singulière et fautive manière de lire nos inscriptions publiques. Quand je passe le vaste palais, où demeure notre grand homme de petite taille, et où l'on trouve le mot ÉGALITÉ écrit en beaux caractères, j'ajoute toujours par mépris, je veux dire par méprise, une syllabe: je lis machinalement INÉGALITÉ. Au contraire, au lieu de lire L'IMMORTALITÉ DE L'AME et L'INDIVISIBILITÉ DE LA RÉPUBLIQUE, en tranchant le mot, il m'est impossible de lire autrement que l'Immoralité de l'ame, et l'Invisibilité de la République.

Unter den zahllosen schnellen Aufwallungen der Franzosen zeigt sich häufig das Mitleid auf eine liebenswürdige, bisweilen aber auch auf eine merkwürdige Art, und doch giebt es wiederum eine Menge Fälle, wo es ihnen wegen ihrer Unaufmerksamkeit ganz an diesem Gefühle zu fehlen scheint, das sich bei andern Gelegenheiten in einem so hohen Grade äußert. Die schnelle Veränderlichkeit ihrer Gefühle ist noch eine Ursache, warum sie so wenig von dem Guten zu Stande bringen, das sie zur Absicht haben. Sie sollten sich den ernsten und nachdenkenden Charakter zu eigen machen, den sie zu verachten affectiren. Sie machen sich beinahe täglich selbst als Nation den Vorwurf, daß sie unter der neuen Ordnung der Dinge so viel von ihrer vorigen Lustigkeit eingebüßt haben. Sie verdienen aber deshalb Tadel; man darf nur auf die Frauenzimmer, während sie noch Mädchen sind, Acht

geben, um einsehen zu lernen, daß seltsame Gebehrden, gikkernde Lustigkeit, und gehaltlose Freude bloß Zeichen eines leeren Kopfs und keiner dauerhaften Glückseligkeit sind. Ich habe viele Beispiele dieser Art gesehen, die das bestätigen, was ich gesagt habe; ich will nur einige anführen. Als ich eines Abends nach Hause ging, sah ich einen Mann nicht weit von einer Mauer liegen, es war finster; es giebt in Paris keinen gepflasterten Fußweg, die Kays und Boulevards ausgenommen, die Wagen fahren daher dicht an der Mauer hin, und die erste Kutsche, die kam, mußte ihn beschädigen oder tödten; denn er war so betrunken, daß er von seiner gefährlichen Lage nicht das Geringste wußte. Ich erstaunte, mehrere Leute vorbei gehen zu sehen, ohne daß sie nur die geringste Besorgniß seinetwegen geäußert hätten. Und da seine Kleidung nicht die reinlichste war, so hatte ich auch nicht Lust, ihn mit meinen Armen aufzurichten. Wahrscheinlich dachten diejenigen, die vorbei gingen eben so; auffallend aber war es, daß sie sich nicht erinnerten, daß er ein Mensch, hülflos und der Gefahr preis gegeben sey.

Endlich redete ich einen jungen Menschen an, der wie die andern vorbeigehen wollte, der aber, sobald ich ihn auf die Lage des Mannes aufmerksam machte, fühlte, was er hätte von selbst fühlen sollen. Nachdem wir uns vergeblich bemüht hatten, ihn zur Besinnung zu bringen, trugen wir ihn an eine sichere Stelle und legten ihn parallel mit der Mauer und so nahe als möglich daran. Wir konnten nicht mehr thun; auf den Straßen von Paris findet man keine Schildwachen und keine Nachtwächter; von den letztern sahen und hörten wir hier nichts, und ich zweifle, ob sie die Wegschaffung eines Betrunknen für einen Theil ihrer Pflicht gehalten haben würden, ob er schon jetzt noch nicht außer Gefahr war.

Einen andern Abend ging ich um die nämliche Zeit über die neue Brücke und sah auf der Brustwehr eine alte Frau, die sich vergeblich bemühte, einen Betrunkenen zum Aufstehen zu bringen. Da ich fürchtete, sie möchte ihn verlassen, so blieb ich auf der Lauer stehen; am Ende der Straße Grenegaude aber, in deren Nähe er lag, war ein Wirthshaus, in dieses ging sie und ersuchte den Wirth und einige von seinen Gästen, ihr beizustehen. Ihre sämmtlichen Bemühungen waren vergeblich, und die Leute kehrten nach etlichen Minuten wieder zu ihren Krügen zurück. Die gute alte Frau hatte edlere Gesinnungen, seine Gefahr war sehr groß, und ob er ihr schon nichts anging, so wollte sie ihn doch nicht verlassen.

Jetzt wurde es Pflicht für mich, Theil zu nehmen, ich ging über den Weg hinüber und sagte ihr, sie sollte zwei Leute holen, die ihn nach Hause schafften, ich wollte ihnen gern ihre Mühe bezahlen. Sie willigte sogleich darin, und die Leute, die sie fand, schienen als ob sie das, was man von ihnen verlangte, ohne Belohnung thun wollten. Ich gab ihnen aber ein Zwölfsousstück, folgte ihnen nach und gab auf sie Acht, bis ich überzeugt war, daß sie ihre Bürde nicht wegsetzen würden, kehrte dann zurück und glaubte noch die gute alte Frau zu finden, allein sie war fort.

Ich konnte mich nicht der Bemerkung enthalten, daß die Frauenzimmer weit mitleidiger als die Mannspersonen sind. Der Zustand und die Erziehung dieses guten Geschöpfs waren eben so elend als jene Mannspersonen, die sie aus der Schenke holte; allein ihre Beharrlichkeit, da sie ein hülfloses Wesen, das in Gefahr war, welcher es wahrscheinlicher Weise nicht entgehen konnte, nicht verlassen wollte, bewies, wie verschieden ihre Gefühle waren.

Ich habe einen andern Vorfall erzählen hören, der eine Geneigtheit zum Mitleiden gegen Hausthiere verräth,

nemlich, die in Frankreich sehr gemein ist. Ein armer alter Mann hatte einen Hund, den er jung aufgezogen hatte, und mit dem er täglich die knappen Ueberreste theilte, die kaum zu ihrem beiderseitigen Unterhalte hinreichend waren. Wegen des Alters und der wenigen Nahrung, die er bekam, nahmen seine Kräfte so schnell ab, daß er nicht mehr so viel verdienen konnte, um sich und seinen Hund zu erhalten. Darum hätte er das arme Thier weggeschenkt; es sah aber nicht schön aus und besaß auch sonst keine Eigenschaften, die ihm die Freundschaft anderer hätten verschaffen können. Als sein Herr nun in der äußersten Noth war, nahm er seinen Hund in die Arme, band einen Stein an das Ende eines Strickes und schlang das andere dem Hund um den Hals, trug ihn auf eine von den Brücken, vergoß Thränen, küßte ihn und warf ihn in den Fluß. Hierauf entfernte er sich, setzte sich an einer Mauer nieder, hielt die Hände vor's Gesicht und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er jetzt absichtlich den einzigen noch übrigen Freund, den er auf Erden hatte, getödtet habe.

Kaum hatte er in diesem trostlosen Zustande eine Minute da gesessen, als ein Nachbar vor ihm vorbei ging, und als er ihn in diesem Zustande erblickte, ihn sogleich fragte, was ihm wiederfahren wäre?

„Ich bin ein elender schlechter Schuft," sagte der alte Mann. „Ich verdiene nicht länger zu leben; nur ein Geschöpf gab es noch auf der Welt, das mich liebte und das ich in diesem Augenblick getödtet habe."

„Was für ein Geschöpf und warum getödtet?"

„Mein armer, mein geduldiger Fidel, der mich nie litt und nie darüber murrte."

„Was haben Sie mit ihm gemacht?"

„Ich habe ihn über die Brücke geworfen."

„Und warum das?"

„Ich konnte ihm nichts mehr zu fressen geben,

ohne selbst zu hungern, und dies hatte ich nicht den Muth zu thun."

„Kein Futter? Wann gingen Sie von Hause weg?"

„Heute früh Morgens. Ich bin auf den elisäischen Feldern gewesen und habe den ganzen Tag da mit meinem Fidel gesessen."

„Sie wissen also nicht, daß Ihr Anton zurück ist?"

„Zurück? Wie kann er zurück kommen? Ich würde jetzt nicht hungern dürfen, wenn er nicht bei Toulon gefallen wäre."

„So glaubte jedermann, aber die Sache war nicht wahr; er wurde zum Gefangenen gemacht, entfloh und wartet jetzt voller Ungeduld zu Hause, um seinen Vater zu umarmen.?"

„Mein theures Kind, mein Anton lebt noch?"

„Ich habe ihn gesehen."

„O was für ein unbesonnener rascher Mensch ich gewesen bin, meinen Fidel zu ersäufen! Ich verdiene nicht das Glück, das der Himmel mir geschickt hat."

Kaum hatte der alte Mann diese seine letzte Klage geendigt, als Fidel herbei gelaufen kam und in seine Arme sprang. Der Stein war aus der Schlinge herausgefahren, Fidel an's Ufer geschwommen, und die Freude des alten Mannes war eben so groß als unerwartet.

Es giebt eine Menge von Thatsachen, die zum Beweise der großen Gefährlichkeit der Leidenschaften bei den Franzosen zu dienen scheinen, weil diese äußerst plötzlich ausbrechen und mit großer Kraft wirken; treten ihnen nicht andere Gefühle in den Weg, so erhalten sie eine Art von ununterbrochener Fortdauer. So häufig auch die Fälle sind, worin sie äußerst mitleidig zu seyn scheinen, so giebt es doch unter dem unwissenden, schlecht erzogenen großen Haufen noch

weit mehr Beweise von einem Hange zur Brutalität und Grausamkeit. Das rohe Betragen der Matrosen und derjenigen, die die Armen und Geisteskranken, so wie die Verbrecher bewachen und bessern sollen, ist nur zu häufig eben so fehlerhaft als gehässig.

Ein Aufseher über Wahnsinnige, ich glaube es war entweder in der Salpetriere oder im Bicetre, handelte gerade auf die entgegengesetzte Art; sein ganzes Bestreben ging dahin, Mittel ausfindig zu machen, wie er das Elend der Unglücklichen, die er zu bewachen hatte, mindern und sie von ihrer Krankheit befreien könnte.

Dies ununterbrochen fortgesetzte Verfahren und seine guten Folgen waren so auffallend, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregten; er erhielt dafür eine öffentliche Danksagung entweder von der Regierung oder von den Personen, die an der Spitze der Anstalt standen, welche ihm warmen herzlichen Beifall zollten, den seine edlen Bemühungen verdienten. Ob dies schon nicht mehr als Pflicht war, so war doch diese Handlung für ihn ein schreckliches Unglück. Er war so gefühlvoll und reizbar, daß er selbst wahnsinnig wurde.

Die Franzosen haben einen großen Hang zum Glänzen, wovon ich schon so viele Beispiele angeführt habe, und wissen mehrern Vorfällen im menschlichen Leben einen Anstrich vom Theatralischen zu geben, die in andern Ländern nichts dergleichen zu haben scheinen.

Eine arme Frau, die ihre Tochter verheirathet hatte, befand sich auf dem Rückwege von Chaillot, und wurde, ich weiß nicht ob durch Zufall oder durch Unachtsamkeit von einem der Cabriolets übergefahren, die Reisende von Paris nach den benachbarten Dörfern und Städten bringen.

Den Fuhrmann sah eine Schildwache, die ihn verhaftete; beide Theile waren arm. Der Soldat hatte

den Einfall, Reisende anzuhalten und eine Jury zu versammeln. Der Fuhrmann äußerte große Betrübniß über das Unglück, das er angerichtet hatte; die arme Frau hatte ein Bein zerbrochen, doch war sie froh, daß ihre Tochter verheirathet worden war; dies war der glücklichste Tag ihres Lebens, sie wollte daher geduldig leiden. Man kam überein, daß der Fuhrmann, der selbst erklärte, so viel thun zu können, sie so lange unterhalten sollte, bis sie wieder hergestellt wäre und sich selbst ihr Brod verdienen könnte. Dies war er nicht allein zufrieden, sondern äußerte auch seine innigste Betrübniß über ihre Leiden; alle Theile schienen sich selbst zu vergessen und suchten einander Trost zuzusprechen.

Es läßt sich nichts liebenswürdigeres denken, als solche Gefühle von Theilnahme bei solchen Gelegenheiten; sind die Franzosen einmal in der Aufwallung, so verfallen sie äußerst leicht darin; jedoch gab es sowohl in diesem Falle als in mehrern andern etwas Handlung, etwas Theatralisches dabei.

Zwanzigstes Kapitel.

Da ich vom Mitleiden gesprochen habe, so finde ich keine bessere Gelegenheit als die gegenwärtige, meine Beobachtungen über die Bettler mitzutheilen. Die Anzahl dieser schädlichen, obschon höchst unglücklichen Geschöpfe, ist in Frankreich weit größer als in England, und wenn ich aus dem, was ich gesehen und gehört habe, schließen darf, so sind sie auf den Dörfern und in den Landstädten noch zahlreicher als in Paris; wäre dies nicht der Fall, so würden sie hier nicht weniger lästig als in London seyn.

In dem Bezirk der Stadt, wo ich hauptsächlich gewohnt habe, sind die Bettler in London bei weitem dem größten Theile nach irrländische Weiber oder

ihre Kinder; nämlich die Bewohner von Drotstreet und der benachbarten Gegenden. Ihr schreckliches Geschrei, ihr Bitten im Namen Gottes und um Jesu Christi willen, nebst der Art, wie sie dies thun, ihre Aeußerung, daß sie den ganzen Tag über nicht einen Bissen Brod gegessen haben, ihr schmutziges Aussehen und ihre unsaubere obschon häufig gut genährte Physiognomie, ihre Lügen und ihre Frechheit, erregen sehr traurige Gedanken. Weit öfter reicht man ihnen etwas wegen der Mühe, die sie sich geben, als aus Mitleid. Niemand, der mit den Leiden der Menschheit bekannt ist, kann gefühllos gegen die Armen seyn. Gäbe es jemanden, der dem Armen nicht seinen Hunger und Durst stillte, so wäre er ein Ungeheuer; wer aber nicht allein ohne Untersuchung, sondern auch ohne Mitleid dem Armen eine Gabe reicht, bloß um den schmerzlichen Anblick los zu werden, der ist entweder eine Memme oder ein Narr.

Unter den Pariser Bettlern, die gewöhnlich bei der ersten abschläglichen Antwort zurücktreten, habe ich bloß ein Beispiel von ungewöhnlicher Zudringlichkeit angetroffen: dies war ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Das erstemal sprach er mich Abends bei meinem Nachhausegehen an, und wie ich nachmals bemerkte, und auch in Zukunft erfuhr, trieb er sein Handwerk niemals bei Tage. Er hatte eine sanfte Stimme, ein einnehmendes und einschmeichelndes Betragen; er machte eine Menge Worte und besaß eine angenehme Figur und ein einnehmendes Gesicht.

Es stiegen Zweifel bei mir auf, und ich fing daher eine Untersuchung anzustellen an. Man kann sich nichts geläufigeres oder wahrscheinlicheres denken als seine Antworten. Er erzählte mir, daß sein Vater todt sey, daß seine Geschwister an den Masern krank lägen, daß seine Mutter krank sey und sie nicht warten könne, und daß sie sich in Ansehung ihres Lebensunterhalts ganz

auf die Wohlthätigkeit der Freunde der Armen verlassen müßten, die er so glücklich zu finden gewesen sey. Er merkte, wie er sagte, daß ich an der Wahrheit seiner Aussage zweifelte: ich sollte ihn daher begleiten, und er würde mir beweisen, daß alles, was er mir gesagt habe, wahr sey; er wollte mich auf den elenden Boden unter dem Dache führen, wo sie sich aufhielten und das schlechte Bette zeigen, worin sie auf einander geschichtet lägen.

Seine Erzählung begleitete er mit Schmeicheleien, faßte mich bei dem Arme, küßte meinen Rockermel und that, als ob er in meinem Gesicht mein menschliches Herz läse.

Selten habe ich in meinem Leben eine innigere Betrübniß empfunden als beim Anblick dieses Knaben: ein so junger und erfahrner Heuchler mit so vielen Talenten, die durch so ein schändliches Leben zu Grunde gerichtet werden. Zweimal sprach er mich noch mit der nämlichen beredten Zunge an und erzählte mir dieselbe Geschichte; hernach aber wich er mir aus oder wandte sich schnell weg, sobald er seinen Irrthum entdeckte, denn bei'm drittenmale drohte ich ihm, daß wenn er es noch einmal wage, mir eine Menge solcher Unwahrheiten vorzusagen, ich ihn fassen und der Wache überliefern würde.

Mehrere meiner Freunde fiel er auf die nämliche Art an und alle waren über die außerordentlichen Talente dieses Knaben erstaunt. Wie schmerzlich war nicht der Gedanke, ein solches Geschöpf seinem Schicksale überlassen zu müssen! Die größte Zahl der Bettler besteht aus solchen Personen, die durch ein anständiges Aeußere Mitleid zu erregen suchen, womit sie zugleich ein bescheidenes und ehrfurchtvolles Betragen verbinden. Solche Bettler richten sicherlich den wenigsten Schaden an. Da sie den Vorbeigehenden mit Ehrerbietung ansprechen, so erwarten sie auch von ihm eine

artige Behandlung. Ehe ich ihren Charakter kannte, sprach mich eines Tages eine alte Frau mit einer Miene an, die so etwas von einem entschlossenen Charakter verrieth; ich merkte aber sogleich, daß es eine Bettlerin sey. Sie gab mir eine Ermahnung, unser kurzes Gespräch fing folgendermaßen an:

„Wollen Sie, mein Herr, mir wohl die Ehre erweisen, mich anzuhören?"

„Um Verzeihung, Madame, ich habe Eile."

„Nur einen Augenblick, mein Herr!"

„Aber Madame, ich habe Ihnen nichts zu sagen."

„Ich bitte Sie, mein Herr, eine arme Unglückliche nur einen einzigen Augenblick anzuhören. Sie schlagen meine Bitte ab; bedenken Sie aber, daß man Unglücklichen, die im Elende sind, Achtung schuldig ist."

Dann wandte sie sich mit einer unwilligen beleidigten Miene weg, und schien über meiner Inhumanität empört zu seyn. Solche Pariser Bettler glauben, man müsse so mitleidig seyn, ihre Erzählungen anzuhören, und ihnen wegen ihrer lügenhaften Erzählung eine Unterstützung geben. Daß man niemanden absichtlich beleidigen oder unartig behandeln darf, braucht keines Beweises. Was aber die Achtung anbetrifft, die man Personen schuldig seyn soll, so giebt es eine verderbliche systematisch betriebene Verheimlichung, und diese Art von Heuchelei scheint nirgends in Europa häufiger als in Frankreich zu seyn. Die Verschlagenheit, deren man die Italiäner beschuldigt, ist ganz von andrer, und wenn man allen dem glauben darf, was man von ihnen erzählt, selbst schlimmerer Art. Mag dies nun seyn wie es will, den Betrug sollte man in alle seine Schlupfwinkel verfolgen, aufdecken und der Welt bekannt machen.

Unter den mancherlei Kunstgriffen, deren sich diese höflichen Bettler bedienen, fiel mir jener der Weiber auf, die spät des Abends an gewissen Stellen zu einer

bestimmten Stunde erscheinen, wo sie sich auf einen Stein niedersetzten, den Kopf niederschlugen und das Gesicht mit einer Kappe bedeckten.

Andere kleideten sich einigermaßen wie Nonnen und erschienen am hellen Tage auf ihren Plätzen; sie gingen aber verschleiert und sagten kein einziges Wort. Eine Frau, die in diesem Anzuge sich sehen ließ, kam häufig des Abends nach der Straße Saint-Germain-l'Auxerrois, wo sie sang und ihren Gesang auf der Guitarre begleitete; ihre Töne waren schwach, aber klagend und angenehm. Solche Personen wie diese, sollte man nicht als Bettler betrachten, ob sie schon Almosen annehmen; sie benutzen ihre Talente, aber auf eine solche Art, die ihnen in ihrem Unglück keinen angemessenen Unterhalt verschafft. Aus diesen Gründen sollte jederman solchen armen Geschöpfen, die für fünf Schillinge Credit besitzen oder erhalten können und die einige Kleinigkeiten feil bieten, ohne Umstände etwas abkaufen. Sie sind bereit, von den geringen Kräften, die sie besitzen, Gebrauch zu machen; in Paris wimmelt es von solchen Kleinhändlern.

Es giebt eine Art von Bettlern, die, obschon weniger auffallend, weil in manchen Fällen keine Heuchelei darunter verborgen ist, als andre, doch vielleicht noch schädlicher sind, ich meine die Krüppel; Leute die böse Beine haben, oder denen ein Glied fehlt, oder die von einer schrecklichen Krankheit angegriffen sind. Wegen der hohen Ansprüche, welche die Polizei macht, der Menge von Schildwachen, die Tag und Nacht auf ihren Posten stehen, und des ekelhaften Anblicks, den solche elende Geschöpfe gewähren, erwartete ich, daß man keinen solchen Bettler auf den Straßen von Paris dulden würde; allein zu meinem Leidwesen fand ich, daß diejenigen, die diese Unglücklichen entfernen, für ihre Heilung, wenn sie möglich ist, sorgen und sie unterstützen sollten, ihnen in den großen Durchgängen

von Paris mehr Unfug zu treiben gestatteten als in London.

Viele Bettler dieser Art haben ihre bestimmten Runden und halten periodische Umgänge. Ein solcher Unglücklicher, der häßlich aussah und der wie es schien, kein Glied brauchen konnte, ließ sich in einer Art von Sänfte von einem Begleiter herumfahren, der laut für ihn bettelte. Ein anderer war ein Knabe ohne Schenkel oder Dickbeine, der von einem Frauenzimmer, die sich seine Mutter nannte, in den Straßen herumgeführt oder vielmehr gedreht wurde. Während sie für ihren unglücklichen Sohn um eine Gabe sprach, versetzte sie ihm oft einen Schlag oder gab ihm einen Fußtritt, wenn das arme Geschöpf sich nicht selbst so schnell, als sie es verlangte, vorwärts drehen konnte. Ich habe einen sehr merkwürdigen Knaben dieser Art gesehen, der noch nicht vierzehn Jahr alt war, sein eigner Führer zu seyn schien und gewöhnlich auf den Boulevards bettelte. Er hatte weder Beine noch Schenkel und nur einen Arm; in der Hand hielt er eine kleine Mütze, in der er das Almosen sammelte. Er schien nichts von seinem elenden Schicksale zu fühlen, seine Miene sah vielmehr froh und heiter aus, und wenn er nicht an sein Gewerbe dachte, (außer wenn er einen Vorbeigehenden erblickte, von dem er etwas zu bekommen hoffte), so spielte er sehr häufig mit andern Knaben und bewegte sich auf eine höchst bewundernswürdige Art mit seiner einzigen Hand herum.

Ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren, blühendem Aussehen, lichtem aber krausigem Haare, dem ebenfalls die untern äußersten Theile fehlten, und der statt der Hände zwei Krallen hatte, bettelte bisweilen auf der neuen Brücke und in andern großen Durchgängen. Seine starke Figur, sein munteres Temperament, seine vollkommene Gesundheit, stand mit seinen körperlichen Gebrechen in auffallendem Contraste

und erregte eben so wohl Aufmerksamkeit als Erstaunen.

In Ansehung der Gegenstände, deren Beschreibung bloß Ekel erregen kann, wird mir der Leser keine Vorwürfe machen, wenn ich davon schweige. Ich schließe meine Beobachtungen über diesen Gegenstand mit der Bemerkung, daß es auf dem festen Lande weit mehr Mißgeburten als in England giebt, wie man sowohl an den Bettlern als an den mißgestalteten Personen, die man für Geld sehen läßt und aus den Jahrbüchern der Arzneikunde schließen kann.

Bei Gelegenheit der musikalischen Bettler hätte ich nicht vergessen sollen, daß die Blinden bisweilen, sowohl in Paris als in London ihren Lebensunterhalt dadurch verdienen. Mehrere kleine Banden dieser Art kamen monatlich zwei bis dreimal vor unsre Thüre. Eine von diesen Banden bestand aus drei Mannspersonen, die sämmtlich die Violine spielten, und einem Frauenzimmer, das mit der einen Hand auf einer kleinen Trommel den Tact schlug. Man konnte sich aber kaum eine unharmonischere und einförmigere Musik denken; nur hielten sie mehr Tact als es bei Bierfiedlern dieser Art gewöhnlich der Fall ist, die zu Paris noch schlechter als zu London sind, ob ich dies schon kaum für möglich gehalten hätte. Es giebt auch privilegirte Bettler, die zu einem Hospital für Blinde gehören, das den Namen les Quinze-Vingts führt*); sie haben eine Geldbüchse mit einer Oeffnung, und man findet sie auf der neuen Brücke im Hofe des Louvre und auf andern öffentlichen Plätzen.

Obschon die mittlern und höhern Stände die Sitten einer Nation leiten und sie nach und nach verändern, so besteht doch jede Nation immer aus jener Mehrheit, die man den großen Haufen nennt und

*) Dies Hospital wurde von Ludwig dem Heiligen bei seiner Zurückkunft aus Egypten angelegt. D. Uebers.

nach welchem sie beurtheilt seyn will und werden muß; sonst würden die Ausnahmen die Regel ausmachen. Die Sitten und Gewohnheiten des großen Haufens sollten daher bei denjenigen, die das Loos des Menschengeschlechts verbessern wollen, den Gegenstand ihrer Beobachtungen and Untersuchungen ausmachen.

Ich fänd gemeiniglich, daß das gemeine Volk bei seiner Einfalt und Unwissenheit eine außerordentliche Geschwätzigkeit besaß, welche bald angenehm, bald unangenehm ist. Unter andern Gewohnheiten sich geschwinde aus einer Verlegenheit zu helfen, gehört auch die, daß man Hausgeräthe miethet; dies geschieht nicht bloß in Fällen, wo sich Familien mit etwas vollständig versorgen wollen, sondern auch in unbedeutenden Artikeln, wodurch sie etwas zu gewinnen suchen, da sie sie nicht täglich brauchen.

Ein Knabe in unsrer Nachbarschaft vermiethete ein großes Waschfaß und lebte zum Theil davon. Dies hatte eine Frau gemiethet, ohne vorher zu fragen, was sie dafür zu bezahlen habe; der Knabe benutzte diese Nachlässigkeit und verlangte eine zu große Summe. Die Frau wollte sie ihm nicht geben und sagte zu ihm: „für diese Summe kann ich eine Waschfrau haben;" worauf der Knabe mit einer leichtfertigen Frechheit folgendes erwiederte: „Glauben Sie denn, Madame, daß meine Wanne nicht so viel werth sey, als eine Frau? Sie trägt mir jährlich dreißig Thaler ein. Suchen Sie mir einmal eine Frau, die mir soviel einbringt!"

Das Straßenrufen scheint in dem Verhältnisse abzunehmen, als Ordnung und ein schneller Verkehr zwischen den entfernten Theilen herrschend wird. Zu Paris sind die Straßenrufer weit zahlreicher als in London; sie rufen auch jene kleine Art von Käse aus, wovon das Stück fünf Sous kostet und die fromages de Neufchatel heißen. So lange sie frisch sind, sind sie gut; nie habe ich diejenigen, die man in Lon-

don unter diesem Namen verkauft, gekostet, aber ich glaube, sie müssen entweder sehr schlecht seyn oder wegen der Entfernung denjenigen gleichen, welche im folgenden Dialog beschrieben werden.

Ein Landmann bot solche Käse feil und zeigte sie meiner Frau; da diese sie gut zu haben wünschte, so fragte sie ihn: „Sind diese Käse von Neufchatel?"

„Ja, bei Gott!"

„Sind sie recht frisch? Heute angekommen?"

„Ja, ich habe sie so eben erhalten."

„Seyd Ihr das auch gewiß?"

„Wahrhaftig ja, ich bin es. Warum zweifeln Sie daran?"

„Weil man solche Käse auch zu Paris macht?"

„Bei Gott! Ja! zu Paris macht! Ich, ich weiß gewiß, daß sie von Neufchatel sind, weil sie einige Meilen von hier kommen."

Hätte man ihm gesagt, daß Neufchatel in der Schweiz liege, so würde er vielleicht erwiedert haben: Ja, das weis ich, es ist noch keine Stunde, daß ich da war.

Allenthalben ist Leichtgläubigkeit die traurige Gefährtin der Unwissenheit und die Marter der Klugheit. Der große Haufe in Frankreich ist immer noch ausserordentlich leichtgläubig, ja sogar Männer von Erziehung werden oft das Opfer ihrer Leichtgläubigkeit. Ich will hier einen Fall anführen, wo Leichtgläubigkeit und Einfalt höchst sonderbar gemischt sind.

Zwei alte Weiber, Gattinnen von Krämern, begegneten einstens einander Sonntags und hielten (es war sogleich nach der Ratification des Concordat's) mit einander folgendes Gespräch:

„Sie kommen aus der Kirche, Madame; nicht wahr?"

„Ja, Madame, ich bin in der Messe gewesen."

„Und was haben Sie da gesehen?"

„Ach, Madame, ich habe da den Legaten des Pabstes gesehen.“

„Wahrhaftig!“

„Ja, Madame!“

„Waren Sie mit ihm zufrieden?“

„Ja, Madame, sehr zufrieden, sehr zufrieden. Nur ist es Schade, daß er so klein ist. Der Legat des Pabstes, Madame, sollte ein großer und schöner Mann seyn, und er ist so klein! Nicht größer als so hoch! Der Erzbischof von Toulouse aber, das ist ein schöner Mann! Und was für eine schöne Predigt hielt er! Ach, sie war ganz herrlich!“

„Hat denn der Erzbischof gepredigt?“

„Ja freilich, Madame, hat er gepredigt, und mit einer solchen Beredsamkeit!“

„Nun, wovon hat er denn gepredigt?“

„Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich stand so entfernt, daß ich nicht ein einziges Wort hören konnte.“

„O wie Schade!“

In den Jahrbüchern der englischen religiösen Leichtgläubigkeit müssen wir weit zurückgehen, ehe wir einen einzigen Fall finden, der den Wundern des Abbé Paris gleich kommt. Dieser hatte so lange gebetet und gefastet, bis alle seine Kräfte erschöpft waren; er hatte für die Jansenisten gestritten, Strümpfe für die Armen gestrickt, und starb im Jahre 1727 im May im sieben- unddreißigsten Jahre seines Lebens. Nach seinem Tode wurde er von seinen Anhängern für einen Heiligen erklärt; er heilte die Krämpfe und bösen Beine solcher Personen, die auf seinem Grabe Gebete verrichteten, und man kann mit Recht annehmen, daß er in kurzem ganz Paris geheilt haben würde, wen nicht die Regierung aus Furcht vor so vieler Heiligkeit oder der Consequenz einer Farce, die man mit so vieler Frechheit spielte, den 27sten Februar 1732 den Besuch des

Grabes verboten und den Wunderkuren gänzlich ein Ende gemacht hätte. Das Bajonett trieb den Heiligen aus; dieses besitzt einen Zauber, dem kein französischer, sowohl guter als böser Geist, widerstehen kann.

Den Tag nach der Schließung des Todtenackers, hefteten einige boshafte Witzlinge folgende zwei Zeilen an die Thüre:

De par le Roi, défense à Dieu
De faire miracle en ce lieu.

Man hat seine Wunder in mehrern Quartbänden beschrieben und mit prächtigen Kupfern herausgegeben. Mehrere Personen, die sie mit angesehen haben wollten, haben sie feierlich beschworen.

Auch jetzt ist die Leichtgläubigkeit noch sehr groß. Ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie sehr gedankenlose Indolenz, schmutzige Unreinlichkeit und sorglose Unordnung Feinde des Nationalglücks in Frankreich sind. Ist es nicht höchst traurig, daß sich gerade diese schädlichen Eigenschaften am meisten in der Hierarchie, in dem Stande eingebildeter Reinheit und heiliger Dinge zeigen, deren Absicht gerade dahin gehen sollte, die Reinheit der Sitten und der Tugend zu bewahren? — allein wieviel Unglück haben gerade diese heiligen Männer über die Welt gebracht! Noch immer verfahren sie in dem nämlichen Geiste. In England findet man bei allen Secten und in allen Kirchen ein anständiges Betragen, Stille und eine durchgängige Beobachtung des Anstandes, den man selten, ja beinahe niemals verletzt. Sobald man hingegen in Frankreich eine Kirchthüre öffnet, macht man einen Durchgang daraus. Wenn vormals die Unwissenden und Abergläubischen ein Bild der heiligen Jungfrau oder ein Crucifix auf der Straße erblickten, so machten sie beim Vorübergehen ein Kreuz und sagten vielleicht ein Ave Maria her; mit den nämlichen Ceremonien drängen sie sich auch durch die Kirchen und

tauchen vielleicht noch den Finger in das Weihwasser. Bei Trauungen, Begräbnissen oder Kindtaufen, bei Vespern oder hohen Messen, kurz bei jeder Feierlichkeit verfährt man auf die nämliche zügellose Art; nur verletzt man den Anstand noch mehr, wenn die Versammlung sehr groß ist. Diesen Theil des Gemäldes will ich bis zu der Erzählung von demjenigen aufbewahren, was in der Kirche Notre Dame vorging, als Bonaparte's Geburtstag gefeiert wurde.

Selten bin ich in größerer Verlegenheit gewesen, als jetzt, da ich eine Auswahl unter der Menge von Thatsachen treffen soll, die am besten die Art erläutern, wie von Leuten, die Führer der Unwissenheit und Aufbewahrer der Weisheit und Tugend seyn sollen und wollen, die Leichtgläubigkeit unterhalten, bearbeitet und erregt worden ist.

Im Jahre 1783 sah ich die Aufzüge mit an, die man damals am Frohnleichnamsfeste hielt. Jedes Kirchspiel hielt solche Aufzüge, die aus den Geistlichen, die in ihrem größten Glanze gingen und die die Hostie unter einem Thronhimmel trugen, ihren Gehülfen, den Kirchspielsbeamten, den vornehmsten Einwohnern, den niedern Volksklassen, die sich entweder aus Andacht oder aus Neugierde dazu gesellten, und einer Soldatenwache bestanden.

Vorzüglich setzte mich diese Wache in Erstaunen; ihre aufgepflanzten Bajonette ragten zwischen den Commandostäben von Leuten hervor, die Frömmigkeit und Frieden predigten, ihre Trommeln und ihre militärische Musik ließ sich mitten unter dem feierlichen religiösen Gesange hören. Es herrschte eine so auffallende Disharmonie zwischen den Gegenständen: die stolzen und bärtigen Musquetiere schienen mir mit dem weissen Chorhemde der Heiligkeit in einem solchen feindseligen Widerspruche zu stehen, daß ich hastig fragte: wozu das? was soll es bedeuten?

„Es soll Ruhe und Friede eingeführt werden!"

„Ruhe und Friede? Wer soll sie denn stören?"

„Dies würde geschehen, sobald die Soldaten nicht dabei wären, wenn die Geistlichen bei einer Kirchspieles einen aus einem andern begegneten; denn das ist vormals häufig der Fall gewesen."

„Die Geistlichen! unmöglich! Diese sollten die Ruhe stören?"

„Auf die schamloseste Art; sie fingen an und schmähten zu fechten an."

„Warum fochten sie denn?"

„Um den Vorrang, den die Priester im Namen ihres Kirchspiels vor jedem andern verlangten. Diese Kämpfe konnte man ehemals bloß dadurch verhindern, daß man dafür sorgte, daß sich die Aufzüge einander nicht begegneten; aber auch diese Vorsicht war nicht allemal hinreichend. Sie wafen einander die Rauchfässer mit solcher Wuth in's Gesicht, daß sie entweder ohnmächtig oder todt niederstürzten. Bisweilen fielen dabei die scandalösesten Auftritte vor; man trat alles, was man für heilig hielt, mit Füßen und selbst das Allerheiligste wurde nicht verschont."

Ich will nunmehr einige Beispiele anführen, die den gegenwärtigen Zustand der Dinge und die Gesinnungen der Priester und des Volks zeigen sollen. „Wie viele Klöster, fragt St. Foix, giebt es in Frankreich, welche Bettelmönche ernähren, ein, zwei oder viertausend? Ich weiß es nicht. Wieviel giebt es Hospitäler für arme Offiziere und verstümmelte Invaliden? Eins *)."

Ehe ich jedoch noch etwas über den gegenwärtigen Zustand der Kirche sage, muß ich noch folgendes höchst interessante Document mittheilen:

„Im Jahre 1790 enthielt Frankreich nach der Erklä-

*) Vol. IV. p. 181.

rung

rung seiner eigenen Geistlichkeit achtundvierzig Mönchshäuser, deren Bewohner zur Weltgeistlichkeit gehörten; die Anzahl der Klöster belief sich auf neun hundert und neun, die Einkünfte dieser Klöster betrugen, ohne die Besoldungen der Beamten, zwei Millionen siebenmal hundert und zweiundsechzig tausend einhundert und sechsundsiebzig Livres, und der Verkauf von einem Theile dieser Güter hat schon bewiesen, daß man ihren Betrag um ein reichliches Drittheil zu niedrig angeschlagen hat."

„Abteien und Commenden gab es fünf, deren Einkünfte sich auf sechshundert und zwölftausend zweihundert und neunundsechzig Livres belaufen haben sollen."

„Die Anzahl der Klöster für junge Frauenzimmer belief sich auf vierundsiebzig und jene für Frauen auf zweitausend zweihundert und zweiundneunzig, mit Einschluß der Nonnen, die Profeß gethan hatten und derjenigen, die noch frei waren. Die sämmtlichen Einkünfte dieser Häuser betrugen nach der Angabe: zwei Millionen achtundzwanzig tausend achthundert und neunundfunfzig Livres, ohne die Besoldung der Beamten."

„Hierzu rechne man nun noch die verschiedenen Einkünfte der Mönche, Nonnen, Abteien und Commenden, und das Ganze wird sich auf fünf Millionen viermal hundert und dreitausend dreihundert und vier Livres belaufen."

„Zählt man nun noch zu dieser Summe die Einkünfte des Erzbisthums und der funfzehn Collegialkirchen zu Paris, die sich auf eine Million sechsmal hundert und fünftausend einhundert und neunundneunzig Livres belaufen, so betragen die sämmtlichen Einkünfte der Geistlichkeit von Paris sieben Millionen achttausend siebenhundert und drei Livres. Man kann sie aber, in einer runden Summe, recht gut auf zehn Millionen angeben *)."

*) Curiosités de Paris, Part. II. p. 210.

Das Merkwürdigste bei dieser Angabe ist die Menge von Mönchs- und Nonnenklöstern und religiösen Häusern; hätte man hierzu noch die Anzahl der Personen hinzugefügt, die sie bewohnten, so würde ihr Werth dadurch noch weit größer geworden seyn.

So viel ich weiß, giebt es jetzt keine Klöster mehr. Die Regierung hat die Kircheneinrichtung selbst organisirt. Kein Pabst steht an der Spitze der Kirche, kein Cardinal regiert unter ihm, der Oberconsul von Frankreich leidet keinen Nebenbuhler weder in der Kirche noch im Staate; er kann keine Einschränkung vertragen, er kann sich keinen Sterblichen denken, der einen so großen Verstand habe, daß er ihm Belehrung ertheilen könne.

Der Bürger Portalis, der vor Kurzem noch ausgewandert war, handelt unter Bonapartes Aufsicht. Er führt die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten. Und was ist dieser Portalis für ein Mann? Seine politische Laufbahn ist zu bekannt, als daß ich ein Wort über seine Fortschritte darauf zu sagen brauchte; seine Privatmeinungen aber sind vielleicht wenig bekannt. Nachdem er aus Frankreich entflohen war, besuchte er mehrere Städte Deutschlands, wo man ihn aus seinen Gesprächen als einen Mann kennen lernte, der ganz ohne religiöse Vorurtheile sey; für ihn war keine Meinung als solche zu zügellos. Hierbei aber hatte er nicht etwa die Absicht, den Irrthum einsehen zu lernen und aus einer größern Masse von Kenntnissen Vortheile zu ziehen; er hielt es für eine Thorheit, von verdorbenen Zeitaltern oder von verdorbenen Nationen zu sprechen. Obschon jede Thatsache der Geschichte und der individuellen Erfahrung die schädliche Unrichtigkeit seiner Meinung beweist, so behauptete er dennoch, daß die Menschen stets dieselben bleiben und immer dieselben waren, und daß, da sie sich bloß von dem Eigen-

nutze leiten, fließen, die Regierungskunst in der Geschicklichkeit bestehe, ihre Selbstsucht zu benutzen. Das Pabstthum ist nach seiner Meinung die einzige Staatsreligion, weil, wie er recht nachdrücklich hinzu setzte, sie ein Sieb sey, das jeden Staatsmann hindurch gehen lasse. Der Bürger Portalis ist nunmehr einer der vertrautesten Räthe des Oberconsuls geworden. Daß solche Reden und die ganze Reihe ihrer beiderseitigen Meinungen ihre tägliche Unterhaltung ausmachen, hat mir ein eben so aufgeklärter als rechtschaffener Mann versichert.

Unter so feinen und durchtriebenen Politikern hat man die Kirche dem unsichern Schutze der Frommen entrissen und sie wiederum mit dem Staate vereinigt. Was der Staat für Vortheile von der Religion und die Religion von dem Staate haben wird, das muß die Zeit lehren; bis jetzt scheinen sie nur gering zu seyn. Die Stelle jener stolzen Schaaren, deren vereinte Stimmen Ehrfurcht geboten und so oft Unwissenheit beförderten, vertreten nunmehr zwölf Parochialkirchen, eine in jeder Municipalität und siebenundzwanzig Filialkapellen für den katholischen Gottesdienst.

Die Protestanten dürfen drei Kapellen haben; ihre ganze Anzahl sowohl für Katholiken als für Protestanten, beläuft sich auf zweiundvierzig; außerdem hält man jetzt an keinem andern Orte in Paris Gottesdienst. Wie werden aber diese Kirchen und Kapellen besucht? Auf diesen Gegenstand bin ich stets sehr aufmerksam gewesen. Da beinahe die Hälfte des Tages über Privat- und öffentliche Messen, Vespern und andere Ceremonien gehalten werden, so stehen die Kirchen beständig offen, und geht man hinein, so bekommt man bloß einzelne Menschen zu sehen, die um diesen oder jenen kleinen Altar knieen und ihr Gebet an die Jungfrau verrichten, wenn man hergemurmelte Worte ein Gebet heißen kann. Und diese einzelnen Be-

sucher sind größtentheils alte Weiber, selten findet man eine junge Mannsperson oder ein junges Frauenzimmer daselbst; dies ist bloß dann der Fall, wann ihre Eltern sie mit in die hohe Messe nehmen, oder wann sie irgend eine Feierlichkeit oder Kirchenfest herbeilockt.

Selbst bei hohen Messen ist die Anzahl der alten Leute weit zahlreicher als jene der jungen, und die Weiber sind wieder zahlreicher als die Männer. Je größer der Haufe ist, der sich einfindet, desto unordentlicher geht es in der Versammlung her. Da giebt es keine Sitze, außer einigen wenigen im Chore für Leute, die dabei etwas zu verrichten haben; der Chor aber steht offen und es giebt eine Menge alter schmutziger Stühle da zu vermiethen; ich habe vergessen, ob man für das Stück einen halben oder ganzen Penny bezahlt. Dies macht einen Theil der Kircheneinkünfte aus. Während des ganzen Gottesdienstes, sowohl während der Predigt als der Messe, sieht man eine Menge Menschen in Bewegung; es kommen und gehen Leute, sie machen die Kirche zu einem Durchgange, schweigen oder sprechen, sehen schmutzig oder reinlich aus und bekümmern sich nicht im geringsten um Zeit, Ort oder irgend einen andern Umstand. Hinter dem Prediger sitzt ein Souffleur, der wie auf dem Theater einhilft, wenn der Schauspieler in seiner Rolle stockt.

Während der Predigt gehen die Stuhlaufseher herum, um von ihren Kunden das Geld einzusammeln.

Die Priester selbst sehen vollkommen wie Maschinen aus, und verrichten ganz mechanisch ihre verschiedenen Geschäfte, ohne daß dabei eine Abwechselung vorkäme, oder ohne daß sie ihren Gefühlen freien Lauf ließen. Mehrere verrichten zu gleicher Zeit in verschiedenen Theilen der Kirche mancherlei Ceremonien. Hier im Chor feiert man eine hohe Messe; vor dem Altare dort links hält man eilend eine Privatmesse, für eine abgeschiedene Seele; an der Seite desselben oder

auch gegenüber begeht man eine andere Feierlichkeit z. B. eine Trauung, eine Taufe oder ein Begräbniß. An einem andern Orte hält man Schule und die Lehrlinge hören nicht bloß die geistlichen und weltlichen Ermahnungen ihrer Priester, ihrer Lehrer, sondern können auch das benutzen und betrachten, was vor ihnen vorgeht.

Sollte man es wohl glauben, daß eine Gesellschaft von Männern, die bei einem großen Theile Franzosen noch in hoher Achtung steht und die selbst auf Heiligkeit Anspruch macht, bloß Schauspieler sind, die nur Kindern die Zeit vertreiben können und Tugend und Weisheit im höchsten Grade entehren? Man untersuche die Sache und denke selbst darüber nach; wenn jemand keine Ehrfurcht gegen die Wohlthäter der Menschheit hat, so rührt es bloß daher, daß er die Vortheile nicht einsieht, die sie der Welt geleistet haben. Mönche sind bloße Menschen und Menschen sind bloße Nachäffer. Man nimmt es als ausgemacht an, daß Dinge, die man lange Zeit hindurch für heilig gehalten hat, viel Vernünftiges enthalten müssen, ob sich auch schon Irrthümer darin befänden; in den meisten Fällen ist diese Meinung gegründet, in andern hingegen ist sie ein Vorurtheil, das vielen Nachtheil nach sich zieht.

Es ist kein unbedeutender Umstand, daß nur wenige unter den Priestern, die das Amt verrichten, junge Leute sind, daß die Anzahl der alten weit größer als jene von mittlern Jahren ist, und daß die Pflanzschulen für Priester kaum existiren. Müssen die Mönche aus Italien, Spanien und Deutschland auswandern, damit die katholische Kirche in Frankreich nicht aus Mangel an Kräften stirbt? Unwissenheit läßt sich nicht durch Revolution ausrotten. Für Bigotterie ist Aufklärung eine Krankheit und an dieser muß sie sterben.

Die Anhänger des Aberglaubens haben noch nicht alle Hoffnung verloren; selbst von Wundern hoffen sie noch Unterstützung. Ungefähr vier Meilen von Paris liegt auf einem Hügel ein Dorf, das gewöhnlich unter dem Namen Mont Calvaire bekannt ist; es heißt so, weil die Mönche vormals die Pariser aufforderten, in feierlichen Aufzügen als Pilgrimme mit Kreuzen und unter Kreuzigung dahin zu wallfahrten, um Vergebung ihrer Sünden und völligen Ablaß zu erhalten. In den stürmischen Tagen und der kühnen Forscher Zeiten, wurde der Calvarienberg oder Schädelberg und seine Aufzüge so sehr von den Ungläubigen verspottet, daß die gläubigen andächtigen Seelen kein solch kindisches Schauspiel mehr aufzuführen wagten.

Das Beichten der büßenden Pilgrimme und die Hoffnung eines völligen Ablasses waren eine reiche Quelle von Einkünften, die die Mönche bei ihrem jämmerlichsten Zustande höchst ungern fahren ließen. Der Hügel Montmartre ist beinahe eben so steil als der Mont Calvaire und hat noch den Vortheil, daß er sehr nahe bei Paris liegt. Der eine Hügel schickte sich für die Frömmigkeit der Pilgrimme eben so gut als der andere, und diejenigen, deren Eifer nicht so warm war, eine Reise von vier bis fünf Meilen zu unternehmen, konnten ihre Andacht an einem nähern Orte verrichten.

Unter andern auffallenden Verstößen gegen den Anstand gehört auch der, daß man an den Eingang, an die Thüren und an die innern Seiten der Kirche große und kleine gedruckte Zettel klebt, die die Andächtigen von den verschiedenen Festen, Predigten, musikalischen Messen und andern periodischen Ceremonien unterrichten, die man zu Ehren verschiedener Heiligen und zu verschiedenen Zeiten in den Kirchen zu Paris feiert. Man kann sich schwerlich den Einfluß denken,

den eine so unanständige Sitte hat. Ein solcher grosser Anschlagezettel wurde von den Priestern abgelesen, die die Nachricht ertheilten, daß der Mont Calvaire nach Montmartre verlegt worden sey. Die Bulle erregte Lachen und der Kunstgriff Seufzer.

Nach der Bekanntmachung des Concordats, als die Priesterzunft wieder die Stärke einer Korporation zu fühlen anfing, und die Theophilanthropen aus den Kirchen vertrieben worden waren, wo man Gott ohne Vermittlung der Heiligen diente, erwachte der Wunsch, nach dem Mont Calvaire zurück zu kehren und man hatte Hoffnung, daß derselbe erfüllt werden werde. Die Mittel aber, wie man diesen Zweck zu erreichen gedachte, waren die alten.

Eine arme Frau, die entweder Eier oder sonst etwas hausiren trug, die sie aus der Nachbarschaft des Mont Calvaire brachte, gerieth mit meiner Frau in ein Gespräch und sagte ihr voll gläubigen Erstaunens: daß man auf diesem Berge einen Leichnam ausgegraben habe, der dem Ansehen nach noch eben so frisch gewesen als an dem Tage, wo er gestorben sey; daß man ihn, ehe man ihn begraben, geöffnet und wieder zusammen genähet habe, wie man aus den Stichen sehen könne, die noch ganz neu wären, daß sich seine Todtenkleidung noch in dem nämlichen wunderbaren Zustande befände, bloß eine leichte gelbe Farbe ausgenommen, und daß Schaaren von Menschen dahin strömten, um sich ein Stück von diesem wunderbaren Todtenkleide auszubitten, und daß selbst die Aermsten ihre Sous und Sechs-Liardstücke hergäben, damit die Pilgrimschaft nach dem Mont Calvaire wieder hergestellt würde, da es nunmehr unwidersprechlich bewiesen sey, daß er ein heiliger Ort sey.

Ich bediene mich nicht der Worte der Frau, sondern ahme bloß der Energie nach, mit der sie gesprochen haben soll.

Louise fragte sie, ob sie während der Revolution nichts von den Kunstgriffen der Priester gehört habe? Und diese Frau vertheidigte sich mit einer Gewandtheit, welche die französische Nation charakterisirt, gegen die Möglichkeit, daß sie abergläubisch sey und sagte: sie ginge nie in die Kirche, außer an Festtagen und bei Trauungen.

Schwerlich läßt sich eine bessere Probe von den Gefühlen und Einsichten des gemeinen Volks in religiösen Dingen liefern, als in dieser kurzen Unterhaltung gegeben worden ist. Ich müßte sehr wenig Neugierde besessen haben, wenn ich nicht diesen neuen Wallfahrtsort besucht hätte. Das Dorf Montmartre liegt auf einer steilen Anhöhe, die ihm in der Ferne ein sehr malerisches Ansehen giebt, da es hoch über die Thürme und Thürmchen zu Paris hervorragt. Wenn man es in einer solchen Entfernung sieht, so leiht ihm die Einbildungskraft tausend Reize, macht es zum Aufenthaltsort des Reichthums, verschönert es mit Landhäusern und setzt den Sitz des Geschmacks dahin, der durch die kühlen gesunden Lüftchen noch ausgesuchter gemacht wird. Läge es in der Nachbarschaft von London, so würde es dies werden; jetzt ist es aber, wenig Ausnahmen abgerechnet, gerade das Gegentheil davon, in so fern nämlich der Mensch etwas dabei gethan hat; die Straßen sind enge und schmuzzig, die Einwohner sehen elend aus und die Häuser sind verfallen.

Halb hinter eingefallenen Mauern und Schutthaufen verborgen fand ich eine kleine Kirche, in die ich hinein ging, um diesen Wallfahrtsort zu untersuchen. An der Thüre des östlichen Endes des Flügels gegen Norden war folgende Inschrift, die ich buchstäblich abschreibe; alle große Buchstaben, das P ausgenommen, waren mit rother Dinte geschrieben:

C'est à la Sacristie que l'on s'adresse Pour se mettre de la Confrérie de la Croix On y trouve aussi la livre du Calvaire.

Hätte man eine solche fehlerhafte Aufschrift über einen Laden in Paris gefunden, so hätte man sie als einen ehrenvollen Beweis von Fortschritten in der Aufklärung ansehen können; allein für Männer, die eine gelehrte Erziehung genossen hätten, war sie eine Schande.

In dieser kleinen Kirche gab es sieben elende Gemälde, dergleichen man bloß in Bettlerhütten findet. Sie stellten verschiedene Vorfälle aus der Leidensgeschichte Christi vor. Es gab sieben Stationen, die die eingebildeten Ruheplätze nicht bloß unsers Herrn Jesu Christi, sondern auch der müden Pilgrimme waren, die, wenn sie Paris verlassen hatten, beinahe eine halbe Meile den Hügel hinauf gegangen waren; bei jeder konnten sie sich niederlassen, wenn sie beteten. Die letzte, zu der man kam, war ein elendes, hölzernes Gemälde, das Christum am Kreuz nebst den beiden Schächern vorstellte, zugleich befanden sich noch mehrere Figuren darauf, an denen man aber wenig menschliches bemerkte. Dies hätte noch hingehen mögen; allein die Verzierungen, die die erfinderische Frömmigkeit der Väter von der Confrérie de la Croix angebracht hatte, um die Einbildungskraft der reuigen Sünder in Bewegung zu setzen und sie mit Schaudern, Zerknirschung und Mitleid zu erfüllen, waren für mich das allerauffallendste.

An der linken Seite Jesu Christi fand sich eine kleine blaue Kugel, auf der ein bleifarbner Hahn mit rothem Kamme und Schnabel stand, der so aussah, als ob er ehemals das Schild einer schmutzigen Schenke des gallischen Hahns ausgemacht hätte, der auf der Erde herumtritt und den die Priester bei einem Händler mit altem Eisen gekauft hätten. Unten befand sich der Degen eines Soldaten in einer verrosteten Scheide

mit einem elenden metallnen Gefäße; außerdem war noch ein gewöhnlicher Spazierstock da, der nicht zwei Pence werth war, an demselben hing ein brauner Arbeitsbeutel. Um dem Ganzen noch ein sonderbareres Ansehen zu geben, befand sich noch ein alter Besen und ein Stab da, der in Gestalt eines Kreuzes angenagelt war.

Rechts bestanden die Verzierungen in einer Leiter, einem Leuchter, einer Pike aus der Revolutionszeit, einem heiligen Wasserpinsel, einen Schwamm an einem Stabe und einer Geißel; alles dies sah eben so elend aus, als das, was auf der linken Seite war.

Als ob alle diese Dinge nicht kindisch genug wären, befand sich in der Mitte, etwa fünf Fuß von dem Boden, noch ein gläsernes Gehäuse, mit einer Grotte, damit der Büßende, wenn er der Klagen überdrüssig wäre, hineinsehen und ausrufen könnte: Mein Gott, wie artig ist das!

In einem Winkel stand ein Marienbild, das nicht lächerlicher als andere ähnliche Bilder war, und daher keine weitere Aufmerksamkeit verdient. Vor dem Hochaltare standen auch zwölf Wachskerzen. In der Kirche gab es etwas, das in eifrig frommen religiösen Gemüthern einen tiefen Eindruck machen mußte; es war eine vortreffliche Wachsfigur unsers Herrn Jesu Christi in Lebensgröße; sie hatte eine horizontale Lage und konnte durch ein dräternes Gitterwerk nicht ganz deutlich gesehen werden.

Um die traurigen Gedanken los zu werden, welche auf das Lachen folgten, stieg ich auf den Theil des Hügels nach Westen hinauf, wo eine Reihe von sieben Windmühlen anfängt: hier hat man eine herrliche Aussicht auf Paris. Der Rauch ist über dieser Stadt nicht so dicht als über London, außerdem war es in einer Jahreszeit, wo es vielleicht in ganz Paris nirgends Feuer gab als in den Küchen. Ehe

ich den Hügel hinanstieg, hatte ich nicht darauf gemerkt, daß der Wind so stark blies; er tobte aber so gewaltig, als ich auf dieser nackten Anhöhe stand, daß ich es nicht für gerathen hielt, mich einem steilen Hinabwege zu nähern. Ich verließ diesen Ort mit dem größten Erstaunen, und konnte mich nicht genug über die Vernachlässigung der Gegend wundern, die aber einer von den vielen auffallenden Beweisen zu seyn scheint, daß die Franzosen in Geschmackssachen nicht Schiedsrichter seyn können, ja daß nur wenige einen Sinn für so etwas haben.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach der Bekanntmachung des Concordats brach das Schisma völlig aus; ob diese Maaßregel dasselbe zwischen den Geistlichen, die sich demselben unterwarfen, und denjenigen, die steifgläubige Katholiken bleiben wollten, erzeugte, oder vielleicht bloß vergrößerte, läßt sich schwerlich genau bestimmen. Während meines Aufenthalts zu Paris, fielen mehrere höchst unchristliche Beispiele des priesterlichen Hasses vor, der in frühern Zeiten sicherlich bis zur Verfolgung gegangen seyn würde.

Als ich durch die Kirche Saint Roch ging, (denn da es niemand für unanständig hielt, eine Kirche zu einem Durchgang zu machen, so ergriff ich jede solche Gelegenheit, um Beobachtungen anzustellen) sahe ich die Knaben, die bei der hohen Messe assistirten, damit beschäftiget, daß sie große Körbe voll Wachslichte zerbrachen, die zum Gebrauch der Kirche bestimmt gewesen waren. Diese Lichte hatten von den geschwornen Priestern die Weihung erhalten; dies waren solche Priester, die den von dem Direktorium vorgeschriebenen Eid geleistet hatten. Für die Priester, die diesen Eid nicht geschworen hatten, war diese Weihung ein

Gräuel. Vor ihrer Jungfrau Maria oder vor ihrem Erlöser durften keine solche Lichte brennen. Allein nicht bloß die Wachskerzen, sondern auch die Kirchen wurden für unrein gehalten und von den orthodoxen Priestern Pius VII. und Bonaparte's wieder eingeweiht.

Das Außerordentlichste und Schreiendste aber, das den Geist dieser Priester charakterisirt, war folgendes: sie gossen nicht allein das geweihte Wasser in die Rinnen, sondern nahmen auch die geweihten Hostien, ihren Gott und warfen sie voller Unwillen den Hunden vor, damit sie nicht etwa andere, die nicht durch die Verschwörungen ihrer Vorgänger entheiliget, sondern durch ihren eignen Hauch gesegnet und geheiligt wären, essen möchten.

Einzeln ihre Heerden gaben sie Beweise von einem Geiste, der eben so tadelhaft als abscheulich war. Die Mutter eines Frauenzimmers zu Chaillot verfiel in eine Geisteskrankheit, woran ein Priester schuld war. Ihre sterbende Tochter war nach den bürgerlichen Gesetzen, aber nicht nach den Gebräuchen der Kirche verheirathet worden, und dieser mitleidige Priester wollte der armen Sünderin die Absolution nicht ertheilen, weil, wie er sagte, sie in einem Zustande von Hurerei gelebt hätte und auch darin stürbe.

Von den Schwierigkeiten, die sie zu erregen geneigt waren und von der Gesinnung, die sie hegten, ist folgendes ein öffentlicher und unbezweifelter Beweis. Es ist ein Auszug aus dem Hirtenbriefe eines Bischofs an seine Geistlichkeit.

„Sie fragen mich, wie Sie sich zu benehmen haben, wenn ein Geschiedener zu Ihnen komme und die eheliche Einsegnung von Ihnen verlange. Oft muß eine Ehescheidung als ein Urtheil angesehen werden, das eine Heirath für nichtig erklärt. Diese Art Fälle aber sind so selten und so verwickelt, daß ich mir die

Entscheidung, mit Beihülfe meines Raths, selbst vorbehalten zu müssen glaube, in welchen Fällen einem Geschiedenen, der die eheliche Einsegnung verlangt, dieselbe ertheilt oder verweigert werden darf*).“

Sollte aber eine solche Frage unentschieden bleiben? Wenn die Ehescheidung bei dem Laufer des ersten Consuls ein Verbrechen ist, warum sollte sie nicht auch eins bei seinem Günstlinge seyn? Wenn Reue den Günstling von Irrthum freisprechen kann, warum sollte sie nicht eben die Wirkung bei dem Laufer haben? Doch was für ein Thor bin ich, daß ich über Bonaparte's Staatsreligion solche Betrachtungen anstelle! Diejenigen, die das Verfahren der Regierung genau kennen, sagten aus gewissen Zeichen, die sich in den Zeitungen offenbarten, sichere Veränderungen voraus. Im Sommer 1801 theilte das Journal de Paris seinen Lesern die Nachricht mit, daß ein vormaliger Edelmann, den es nannte, den 10ten Messidor verhaftet, zu dreihundert Franken Strafe und zu einer einmonatlichen Einkerkerung verurtheilt worden sey, weil er zu Avignon während der Messe den Hut auf dem Kopf gehabt habe; der Maire habe es gethan, der selbst ein Adlicher war. Das nämliche Blatt meldete, daß ein ungehorsamer und unruhiger Priester, Namens Daniel le Comte auf einen Befehl des Präfects des Norddepartements abgesetzt worden sey.

In dem Journal du Commerce im November 1802 stand die Nachricht, daß der Präfect der Niedern Pyrenäen, als er das ärgerliche Leben des Priesters Daubuchon und seinen sträflichen Anfall auf ein Mädchen erfahren, das zu ihm in der Gemeinde Sauvagnon zur Beichte gekommen, wo er ein Wirthshaus angelegt hatte, um Trunk und Ausschweifungen zu begünstigen, und nachdem er aus die-

*) Décade philosophique No. 31. An. X.

sem Orte vertrieben, nach einem andern gezogen sey, wo er ähnliche Angriffe auf junge Mädchen gemacht hätte, die damals zur ersten Communion vorbereitet wurden, diesen Priester habe verhaften lassen und vor das peinliche Tribunal geschickt habe, um ihm da den peinlichen Prozeß zu machen.

Hätte man nicht eine Veränderung beabsichtigt, hätte man nicht bei allen diesen Fällen politische Beweggründe gehabt, so würde keine solche Nachricht mitgetheilt worden seyn; keine Zeitung in Frankreich hätte sie zu drucken gewagt, wenn sie nicht den Befehl dazu von der Regierung oder ihren Agenten erhalten hätte.

Es war bekannt, daß eine höchst gefährliche Uneinigkeit in den meisten Departements zwischen den Anhängern der geschwornen Priester und denen ihrer jetzigen Nachfolger herrschte. Die französische Regierung hatte nicht die geringste Achtung gegen die Macht des Pabstes, außer wenn sie dieselbe zu ihrem Werkzeuge machte; um nun einigen solchen lächerlichen Streitigkeiten ein Ende zu machen, schrieb der Minister des öffentlichen Gottesdienstes Portalis an die Präfecten, daß kein Bürger genöthiget seyn sollte, geweihtes Brod zu backen oder bei Aufzügen Teppiche vor seine Thüre zu legen. Was mußten das für Priester seyn, die so etwas zu erzwingen suchten?

Ich lese so eben in den Zeitungen, daß man zu Brüssel von dem Tempel der Wahrheit, einer Kirche, die Freiheitsmütze herabgenommen und an ihre Stelle eine Kugel und ein Kreuz gesetzt hat. Das Kreuz sollte nicht die reine Gesinnung der Apostel, sondern die päbstliche Gewalt anzeigen, die noch einmal sich erhoben hatte und über die Welt herrschen wollte. Bei solchen Streitigkeiten hat leider, die Liebe zur Tugend wenig Einfluß gehabt und solche Veränderungen würden in der That unbedeutend seyn, wenn sie die

Gemüther der Menschen nicht noch mehr erbitterten und vereinigten.

Die Menge von Beispielen von jeder Art von Leichtgläubigkeit unter dem gemeinen Volk ist zahllos. Ich will nur einige wenige anführen, und zwar von der religiösen Leichtgläubigkeit, die die Pfaffen allein zu verantworten haben. Die Gebräuche, die ich erwähnen will, fanden vor der Revolution statt; ob sie seit der Zeit wieder aufgelebt sind und in welchem Umfange, weiß ich nicht.

„Während der Einkerkerung König Johann's schenkte der Prévôt des Marchands et des Echevins (vorsitzende Stadtrichter) unsrer lieben Frauen eine Wachskerze, die an Größe dem damaligen Umfange von Paris gleich kam (wahrscheinlich war sie zusammengerollt). Diese Schenkung, die man jährlich erneuert hatte, fand während der Zeit der Ligue, fünfundzwanzig bis dreißig Jahre lang, nicht statt.

„Im Jahre 1605 schenkte der Prévôt des Marchands Miron statt dieser langen Wachskerze einen silbernen Leuchter nebst einem Lichte, der Tag und Nacht vor dem Altar der Jungfrau Maria brennen sollte."

„Diese Frömmigkeit mag Ehrfurcht verdienen; allein es ist sonderbar, jährlich um zwei bis dreihundert Reißbündel, die im Sommer in der heißesten Jahreszeit angezündet werden, einen Aufzug zu halten. Nach vielen Untersuchungen über diese lächerliche Feierlichkeit finde ich, daß die Griechen und Römer Freudenfeste anstellten, wenn ein Friede bekannt gemacht wurde oder Siegesnachrichten einliefen, und daß bei solchen Gelegenheiten allemal geopfert wurde, wobei man große Feuer anzündete, um die Opfer zu verbrennen. Wir besaßen zu vielen gesunden Menschenverstand, als daß wir diese hätten beibehalten sollen, obschon die Feuer bei uns im Gebrauche blieben *)."

*) St. Foix. Tom. III. p. 165.

Andere Alterthumsforscher haben über den Ursprung dieser jährlichen Feuer weit genauere Untersuchungen angestellt, und dadurch weit wahrscheinlichere Resultate erhalten. Sie fanden bei den Alten ebenfalls jährlich Fest und waren nicht bloß zufällig. Folgendes ist ein andrer Auszug aus dem eben angeführten pariser Führer:

„Am 23sten Juni, den Abend vor Johannis. Der Prévôt des Marchands et des Echevins läßt vor dem Rathhause ein Feuer anmachen, in dessen Mitte sich ein Baum befindet. Wenn man dreimal bei Trommel-, Pfeifen-, Trompeten- und Cimbelklang um den Holzstoß herumgegangen ist, zündet man ihn an. Während dieser Ceremonie laßen sich Artilleriesalven hören."

Entweder ist die Nachricht, die ich erhalten habe, höchst unrichtig, oder St. Foix hat sich geirrt, wenn er behauptet, die Franzosen brächten kein Opfer dar. Er scheint diese Feierlichkeit bloß oberflächlich behandelt zu haben, da er nichts von einem ihrer Hauptcharakterzüge, dem Baume erwähnt.

Ein glaubwürdiger Mann, der mir erzählte, daß er in seiner Jugend häufig solchen Feierlichkeiten beigewohnt habe, versicherte mich heilig, daß er das Freudenfeuer mit angesehen, das man den Abend vor St. Johannis in Gegenwart des Erzbischofs, des Bischofs und seiner Geistlichkeit und der Besatzung unter dem Gewehre zu Metz gemacht hätte, und daß man einen eisernen Käfig über dem Feuer aufgehangen, worin sieben Katzen gewesen, und daß der Pöbel während ihres Verbrennens und Wüthens gelacht und frohlockt hätte, und daß, wenn eine Katze glücklicherweise aus dem Käfig entkommen, sogleich die Soldaten und der Pöbel über sie hergefallen wären. Er setzte noch hinzu, daß der Gouverneur Darmentier diesen barbarischen Gebrauch vor ungefähr vierzig Jahren abgeschafft

schafft habe. Aehnliche Gebräuche herrschten, wie er erzählte, seines Wissens, auch an andern Orten. Zu Verdun wurde ein Hahn verbrannt. Nach der nämlichen Quelle hatte jedes Kirchspiel in Paris sein Freudenfeuer, das der Pfarrer feierlich anzündete, wobei er die bösen Geister vertrieb.

Kurz vor der Revolution war es noch jede Woche um acht Uhr Morgens Sonntags bei der Messe gewöhnlich, die Teufel und bösen Geister auszutreiben. Im Frühjahr wurden alle Schlangen und Eidexen, Raupen, Fliegen, Heuschrecken und schädliche Insekten in den Bann gethan; es wurde ihnen geboten, die Felder zu verlassen. Von der Wahrheit dieser Thatsache liefert folgender Auszug einen lächerlichen Beweis:

„Der erste Präsident von der Provence, Chassaneux erzählt in seinem Catalogus Gloria mundi: daß, als er noch Advocat zu Autun gewesen, das Land plötzlich von einer solchen Menge Ratten heimgesucht worden sey, daß man eine Hungersnoth befürchtet habe. Alle menschliche Mittel schienen unzureichend zu seyn; man nahm daher zu übernatürlichen seine Zuflucht und ersuchte den Großvicar, die Ratten in den Bann zu thun. Damit die Feierlichkeit recht große Wirkungen habe, beobachtete man alle gerichtliche Formen genau dabei; der Fiscal trat mit einer Klage gegen die Ratten auf und sie wurden vorgeladen. Da die Frist verstrichen war, so fertigte der Fiscal eine Bescheinigung von ihrem Nichterscheinen aus; hierauf sollte zu dem Urtheile geschritten werden, wo der Großvicar Chassaneux zum Beistand für die Ratten wählte."

„Ihr Advocat machte die Einwendung, daß, da sie in einer Menge Dörfern zerstreut wären, die erste Aufforderung nicht hinlänglich sey und daß man dieselbe in allen Kirchen hätte öffentlich ablesen sollen. Dies verursachte einen Aufschub. Da sie aber noch

nicht erschienen, so führte er zu ihrer Vertheidigung die Länge und Beschwerlichkeit des Weges und die offenbare Todesgefahr an, die sie von ihren geschwornen Feinden, den Katzen, zu besorgen hätten, welche sorgfältig alle Zugänge besetzt hätten. Seine Vertheidigung schloß er damit, daß er die Ungerechtigkeit einer allgemeinen Achtserklärung schilderte, welche Eltern und Kinder, Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied träfe, und führte zur Begründung seiner Behauptungen solche Beweise, sowohl aus dem Natural als aus dem positiven Rechte an, daß er bei dieser Gelegenheit großen Ruhm erlangte und den Grund zu seiner künftigen Größe legte."

„Als er nachmals die Vollziehung der Parlamentsbeschlüsse von Aix gegen die Waldenser heftig betrieb, ging ein vornehmer Mann aus der Provence, Namens Allens oder Allein zu ihm, schlug die obige Stelle in seinem Buche auf und fragte ihn: ob die Pflichten eines ersten Präsidenten weniger heilig als die eines Advocaten wären, und ob Menschenleben weniger werth sey, als das Leben von solchen kriechenden Thieren, wie die Ratten *)?

Er wurde roth, und ob er schon die Beschlüsse, so lange er lebte, nicht aufhob, so verbot er doch ihre Vollziehung."

Es kann nicht unzweckmäßig seyn, hier noch eine Anekdote mitzutheilen, welche zum Beweis der religiösen Leichtgläubigkeit der Franzosen dient. Einige Zeit vor der Revolution wohnte in der Vorstadt St. Antoine, einem Marienbilde gegenüber, das sich an der Ecke einer Straße befand, ein Gewürzkrämer. Dieser Mann war ein schlauer Bursche und handelte, außer andern Artikeln, auch mit Wachslichten, wovon er dann und wann ein Paar an diesen oder jenen

*) Garnier Histoire de France, Tom. XXVI. p. 28. Jahr 1547.

guten Christen verkaufte, um sie vor dem Marienbilde anzuzünden. Dies soll ihn auf eine List gebracht haben, wodurch er seinem Handel einen großen Schwung gab. Er stellte sich sehr fromm, hielt die Jungfrau in der größten Verehrung, verrichtete täglich seine Kreuze, Kniebeugungen und Gebete, und behauptete endlich kühn, daß ihm die Jungfrau zur Vergeltung für seine so eifrige Frömmigkeit mit dem Kopfe zugenickt habe, um ihm ein Zeichen ihrer Gnade und ihres guten Willens zu geben.

Dies Wunder lief unter den unwissenden Bewohnern dieses Bezirks schnell von Mund zu Mund; unaufhörlich fanden sich gläubige Seelen vor diesem Marienbilde ein, das sich so herablassend gegen seine Verehrer betrug, und der Gewürzkrämer fing an, seine Lichte im Großen abzusetzen. Endlich strömte das Volk in solcher Menge herbei, daß niemand mehr hindurch kommen konnte. Da die Regierung nicht wußte, wozu sich eine solche Menge Volks verleiten lassen könne, oder da sie wenigstens die Nothwendigkeit einsah, den freien Durchgang wieder herzustellen und die Armen zu ihren Arbeiten zurückzusenden, so ließ sie ein Corps Infanterie nach der Madonna hinmarschiren, das auf Befehl seines Offiziers seine unheiligen Hände an die hölzerne Jungfrau legte und sie wegschaffte, ohne daß das Volk erfuhr, wohin.

Man bemerkt ein höchst schädliches Kennzeichen der Leichtgläubigkeit, das, wenige Ausnahmen abgerechnet, die ganze Nation charakterisirt. Dies besteht darin, daß alle Stände einen großen Hang zeigen, alles, was sie hören, weiter zu verbreiten, und daß, wenn sie es erzählt haben, sie seine Wahrheit feierlich behaupten und sich für dieselbe verbürgen.

In Frankreich herrscht eine außerordentliche Geneigtheit, alles zu glauben, was man zum Nachtheil eines vorgeblichen Feindes erzählt, beim Wiedererzäh-

lon desselben Zusätze dazu zu machen, ohne Bedenken eine sichere Kenntniß der Wahrheit zu behaupten und die unglaublichsten Dinge zu beschwören, wodurch dem Streite und der Prozeßsucht unaufhörlich Nahrung gegeben wird. Wer mit den Sitten und der Literatur Frankreichs bekannt ist, dem wird diese Bemerkung nicht entgangen seyn.

Ich habe zwar nicht das Buch selbst, aber doch den Titel eines Buchs gesehen, der im Jahr 1732 gedruckt war und folgendermaßen lautete: Klage wegen Verführung von hundert und dreiundzwanzig Jungfrauen, gegen den Abbé Niklas des Rues. Wer Zeit und Lust hat, die mancherlei Werke zu lesen, die unter dem Titel: Causes célèbres erschienen sind, wird von dieser schädlichen Art von Leichtgläubigkeit Beweise in Menge finden, obschon der Unterschied zwischen der kalten Erzählung und den enthusiastisch-leidenschaftlichen Anklägern und ihren Gegnern in der Auftragung der Farben bei der Erzählung sehr groß ist.

Geschichten von Wölfen, die in Dörfer einfallen, und von dem Muthe der Knaben und Mädchen, die ihre Schwestern und Brüder befreien, oder von Müttern, die den schrecklichen Klauen dieser Thiere ihre Kinder wieder entrissen, erzählt, hört und glaubt man in ganz Frankreich. Daß sich solche Raubthiere bisweilen sehen lassen, wird niemand bezweifeln, und daß Beispiele von Gegenwart des Geistes und Muth häufig unter den Landleuten vorkommen, daran finde ich eben so wenig Ursache zu zweifeln; allein die ungeheure Größe und die Stärke des Thiers, das Kinder angreift, die Schwäche der Vertheidiger und das Wunderbare dieser Erzählung ist es, was ich o Charakteristisch heraushebe.

Gebildete und gelehrte Männer sind nicht so leichtgläubig als andere, und doch machte mir ein Gelehrter die wunderbarste Erzählung von einem Räube

der in seinem Vaterlande, der Normandie, eine Höhle zu seinem Aufenthaltsorte gewählt hätte; dieser Räuber sollte die besondere Geschicklichkeit besessen haben, die Annäherung von Jungfrauen zu errathen, die er alsdann allemal in seine Höhle hinabgeschleppt und wenn er sie hier geschändet, sie ermordet und ihre Ueberreste verzehrt habe. Vergeblich führte ich dagegen an, daß es höchst unwahrscheinlich sey, daß sich dieser Räuber, wie er erzählte, mehrere Jahre lang habe verbergen und solche Gräuelthaten habe begehen können. Seine Antwort war: „dies sind allgemein bekannte Thatsachen, woran sich nicht im Geringsten zweifeln läßt."

Wir hatten zu Paris ein Mädchen, das folgende Erzählung, die sie selbst gehört haben wollte, steif und fest behauptete und noch hartnäckiger glaubte: „sie hatte eine Tante, die entweder in einem Hause wohnte, wo man einen Affen hielt, oder zufällig an einen Ort kam, wo einer war; sie nahm dies Geschöpf in die Arme, herzte und küßte es und dachte wenig an die Folgen. Sie war gerade damals schwanger und zum großen Erstaunen aller Umstehenden kam das arme Geschöpf, statt eines Kindes, mit einem Affen nieder. Der erstaunte Chirurgus, der noch lebt, sah ihm sogleich im Zimmer herumlaufen, verfolgte ihn, fing ihn und ließ ihn ersticken."

Folgende Erzählung ist beinahe nicht weniger wunderbar: Ein Tapezierer, ein Hausvater aus der ächten alten Schwatz- und Ceremonienschule, mit dem wir bekannt wurden, weil er mit uns in einem Hause wohnte, erzählte uns aus seiner eigenen Erfahrung, daß eine Frau während ihrer Schwangerschaft den Schafft einer Statue von Bonaparte umarmt und geküßt hätte. Sie sey hierauf mit einem Kinde ohne Beine oder ohne Arme niedergekommen; nur hätte dasselbe eine Art von Finger gehabt, der an der Schul-

ter gestanden habe. Die Aehnlichkeit, welche das Kind mit der Statue gehabt, soll außerordentlich groß gewesen seyn. Man ersuchte den ersten Consul, das Kind zu besehen, da es nicht bloß ein Wunder der Natur, sondern auch ein auffallender Beweis von der leidenschaftlichen Liebe der Frau zu dem Helden sey. Allein selbst diese Gründe, so sonderbar sie auch klingen, vermochten nichts über Bonaparte; er schlug das Gesuch aus. Um jedem Ungläubigen alle Zweifel zu benehmen, setzte der Tapezierer hinzu, daß man kurz darauf das Kind im Palais Royal habe zeigen wollen, die Regierung aber habe dies verboten. Ich habe kein solches unglückliches Geschöpf dort gesehen, ob es schon möglich seyn kann, daß eine solche Mißgeburt gebohren worden ist, und da, wie es schien, eine solche Erzählung herumlief, so war ein Verbot von Seiten der Regierung nicht unwahrscheinlich.

Gespensterercheinungen, laut schreiende Weiber, Pferde ohne Köpfe und Poltergeister, die die Leute des Nachts im Schlafe stöhren, und andere Erzählungen dieser Art, trifft man in allen Ländern an; allein ein Ungeheuer, das man vor einigen hundert Jahren auf den Straßen von Toulouse jagte, ist diesem Orte eigenthümlich, und man kann es eben sowohl dreieinig als einig nennen. „Dies Ungeheuer soll ein Mann von ungeheurer Größe, mit einem Auge auf der Stirne, gewesen, und es soll auf einem monströsen Pferde geritten haben, das wie eine Krabbe eine Menge langer Beine hatte; an seiner Seite soll ein anderes Pferd mit einer Lanze von vielen Aesten hergelaufen seyn, das jeden Reiter, der sich ihm widersetzte, über den Haufen warf. Es giebt immer noch eine Menge Leute, die dieses Mährchen für buchstäblich wahr halten, auf das Rathhaus gehen und das Ungeheuer zu sehen verlangen *)."

*) Moeurs et Coûtumes des François. Tom. III. p. 55.

Es giebt einen fast unschätzbaren Vortheil, dessen Genuß aber zum Theil den Einwohnern von Paris von der Regierung verboten ist; nur selten hört man auf den Straßen Ausrufer, welche Erzählungen von Vorfällen, die sich ereignet haben, von Verbrechern, die bestraft worden sind, oder andern Ereignissen feil bieten; es müßten denn etwa solche seyn, die die Politik der Regierung für ihre Absichten vortheilhaft hielte. So z. B. dürfen die Beschlüsse des ersten Consuls, das Concordats, ein Senatusconsultum, ein Programm zu einem Feste oder sonst etwas, wodurch die Regierung den öffentlichen Beifall zu gewinnen glaubt, von funfzig Verkäufern auf den Brücken, öffentlichen Plätzen und in großen Durchgängen feil geboten werden.

Ist die Regierung über irgend eine öffentliche Maaßregel in Besorgniß, so nimmt sie beinahe jedesmal zu solchen Mitteln ihre Zuflucht.

Auf die politische Rolle, die man den Bänkelsängern anweiset, habe ich schon oben aufmerksam gemacht. Nach meiner Meinung könnte man von den Ausrufern und Bänkelsängern einen sehr vortheilhaften Gebrauch machen, um dadurch in den Sitten des Volks sehr heilsame Veränderungen hervorzubringen. Im Jahre 1783 rief man auf allen Straßen von Paris eine Sechspfenniggeschichte aus, die so beliebt wurde, daß sie wie das Lied Marlbr'ough, das damals Mode war, alle Tage auf den Straßen den ganzen Sommer hindurch feil geboten wurde. Sie war mit einem groben Holzschnitte geziert und führte folgenden Titel: „Nachricht von einem Seeungeheuer, das man in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung den 15ten Februar 1783 gefunden hat." Ich führe diese Geschichte blos deswegen an, um zu zeigen, wie man auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Volks wirkt, und um zugleich einen Beweis von der allgemeinen

Meinung zu geben, die man von der vorgegebenen Kühnheit der Engländer hegt. Mit einer großen Menge von Worten wird erzählt, daß man aus dem Ocean ein unglaubliches Gebrüll gehört habe, daß die benachbarten Berge eine Erschütterung empfunden, daß sich die Erde gespalten, daß schwefelichte Ausdünstungen die Einwohner verpestet und daß alles dies von einem ungeheuer großen Fische hergerührt habe, der mit seinem Schwanze ein schreckliches Zischen verursacht, der mit seinen Klauen Felsen hinabgerollt und auf seinem schwarzen spitzigen Schwanze sich zu einer solchen Höhe empor gehoben habe, daß sein Fall eine Erschütterung, wie bei einem Erdbeben verursachte; daß es an einem Biß in einen großen Stein gestorben, daß Vögel und fleischfressende Thiere, wenn sie dem Leichnam zu nahe gekommen, gestorben und daß sich ihm daher niemand zu nähern gewagt habe, bis endlich ein Engländer, um einen Beweis von seiner Unerschrockenheit und seinem Muthe zu geben, gerade auf das Thier losgegangen sey und es nicht allein gemessen, sondern auch seine Länge und Breite genau untersucht und über eine Stunde ohne eine andere Unbequemlichkeit dageblieben, als daß er etwas bleich geworden sey; hierauf hätten die übrigen Muth gefaßt und wären hinzugegangen. Nach der vorgeblichen Erzählung dieser Leute hat man eine weitläuftige Beschreibung aufgesetzt, die aber zu abgeschmackt ist, als daß ich sie wieder erzählen sollte.

Während meines ganzen mehrmaligen Aufenthaltes zu Paris ist dies die einzige Volkssage dieser Art, die ich mich gehört und gesehen zu haben erinnere.

In Ansehung des sehr beliebten Volksliedes Marlbr'ough erfuhr ich von einem Abbé, daß es alt sey; wahrscheinlich wurde es in der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XIV. gemacht, um dem Volke die Zeit anzunehmen zu vertreiben und die Besorgnisse des

Hofes zu verbergen, daß es von der Amme, dem Dauphin, dem Sohne Ludwigs XIV., vorgesungen worden sey, daß es der Königin, während des damaligen Kriegs zwischen England und Frankreich, gefallen habe, daß es zufällig von jemandem am Hofe gesungen worden und daß es von dem Hofe nach der Stadt und den Boulevards gekommen sey. Von dem nämlichen Abbé erfuhr ich auch, daß der Name Mirlirlonton kein Spottname des Pöbels, sondern lange Zeit von den Müttern in Frankreich gebraucht worden sey, um ihre schreienden Kinder zu erschrecken und zum Schweigen zu bringen, denen sie mit: voilà Mariborough qui vient! Ruhe geboten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Krieg, in den Frankreich und England unglücklicherweise wieder verwickelt worden sind, führt mich auf einen Gegenstand, der in Zeiten von Nationaleinigkeit und Frieden, in einem solchen Werke, wie das meinige ist, nicht hätte berührt werden dürfen. Seit der Regierung der Königin Elisabeth hat man keine Drohungen eines feindlichen Einfalls für so furchtbar oder für einen so schnellen und so kräftigen Widerstand fordernd gehalten, als diejenigen, welche jetzt der Oberconsul wieder erneuert, und welche die militärischen Horden wiederholen, die behaupten, die elenden Früchte des Friedens zu verachten, die aber einen wahnsinnigen Durst nach Raub, nach Zerstörung von Städten und nach der Ausplünderung der reichsten Nationen Europens empfinden. Es herrscht zwischen jenem Zeitpunkte und dem jetzigen, sowohl in Ansehung der Ereignisse als der Menschen, einige Aehnlichkeit. England wurde bedroht, als unheilige Kriege, wegen vorgeblich heiliger Zwecke, die Erde verwüstet hatten; und diese Drohung kam von Philipp II, der ein gallisch-

ziges Temperament, einen unversöhnlichen Haß und einen gränzenlosen Ehrgeiz besaß. Ich brauche nicht auf die Ketten, die damals geschmiedet wurden, auf die Rache, die ausgeübt werden sollte und auf die Knechtschaft aufmerksam zu machen, die Philipp und der Papst den Engländern geschworen hatten; auch brauche ich nicht auf die mancherlei Aehnlichkeiten hinzudeuten, die zwischen damals und jetzt statt fanden. Die Menschen gleichen sich einander, und so muß es auch mit den Begebenheiten seyn, zu denen sie Veranlassung geben. Keine Nation hat jetzt etwas von den Franzosen zu hoffen. Die Zeit der Täuschung ist vorbei; wer jetzt noch von den Franzosen einen höhern Grad von Freiheit erwarten kann, der ist ein Wahnsinniger. Immer werden die standhaftesten Freunde der Freiheit die Ersten seyn, die sich der Sclaverei widersetzen. Nur Fanatiker können glauben, daß diejenigen, die selbst keine Freiheit haben, sie andern bringen können. Die Engländer werden daher alles aufbieten, die Angriffe der Franzosen zurückzuschlagen; das Elend, das die Letztern über Spanien, Portugal, Deutschland, Italien, Holland und die Schweiz gebracht haben, ist zu groß und zu allgemein bekannt, als daß es ihnen nicht zur Warnung dienen sollte. Die Franzosen und Engländer sind brav; zwischen der Bravheit beider aber herrscht ein Unterschied. Der Muth der Franzosen ist schnell, ungestüm und plötzlich; je ungestümer er aber ist, desto kürzere Zeit hält er an. Der Muth der Engländer hingegen ist weniger hitzig, aber weit mehr ausdauernd. Wer mit dem Charakter der Franzosen bekannt ist, weiß recht gut, daß die Streitigkeiten, welche sie mit einander haben, plötzlich beginnen und sich eben so plötzlich endigen; daß wenn sie es ja bis zu Schlägen kommen lassen, sie nicht so lange aushalten, bis der Sieg entschieden ist; daß sie zwar im Duell sehr geübt sind, daß aber auch dieß

Kämpfe blos Gesichte mit dem Degen finden und daß selten der Fall eintritt, wo nicht die erste Wunde dem ganzen Kampfe ein Ende mache. Daß sich die Engländer in diesem Stücke völlig unterscheiden, brauche ich nicht zu erinnern; nur so viel will ich bemerken, daß ihre körperliche Anstrengung und ihre Hartnäckigkeit dabei noch zunimmt.

Diesen Neigungen entsprechen die Form und die Muskelkräfte beider Völker. Der Franzose ist mager, hat weder breite Schultern noch Hüften, ist sehr schnell in seinen Bewegungen; übrigens aber steht er dem Engländer an Körperkräften nach. Die Sitten, die Nahrung und die Gestalt der Engländer trägt zur Vermehrung ihrer Muskelkräfte bei, und ihre ganze Geschichte dient zum Beweise, daß diese Ursachen immer solche Wirkungen hervor gebracht haben, als die Vernunft voraussagte.

Die Umstände, die den gegenwärtigen Augenblick wirklich gefährlich machen, sind: der Charakter des ersten Consuls, die Gewöhnung der Franzosen an den Krieg, ihre große Anzahl und die vorgeblich schlechtere Kriegskunst der Engländer. Daß Bonaparte für den Feind ein gefährlicher Befehlshaber ist, daran läßt sich nicht zweifeln; man nehme aber auch das Unmögliche an, nämlich daß Bonaparte mit seiner ganzen Macht in England gelandet sey, so wird es zwar einen fürchterlichen Kampf setzen; allein wenn man die körperlichen und geistigen Kräfte gehörig abwägt, so kann Bonaparte entweder bloß durch ein Wunder entkommen, oder er muß in England sein Grab oder ein Gefängniß finden. Wie kann aber auch der Einfall gegen ein Volk gelingen, das einig, durch Gewohnheit unerschrocken, dem Feinde gleich, und das entschlossen ist, sich nicht überwinden zu lassen? Von einem solchen Wunder findet man in der Geschichte kein Beispiel.

Wie sollen aber die französischen Armeen einen

festen Fuß in England erhalten? Kanonenböte und kleine Fahrzeuge mit flachem Boden sammelt und baut man in allen Häfen Hollands, Frankreichs und Flanderns, die den Küsten Englands gegen über liegen. Tausend solcher Fahrzeuge, auf deren jedem sich funfzig Mann befinden, können in zwölf Stunden bei einer Windstille oder in einer finstern Nacht herüber kommen und funfzig Tausend Mann ans Land setzen. Sind aber diese funfzig Tausend Mann der Eroberung Englands gewachsen? Nein! Indessen können sie doch schreckliche Verheerungen anrichten, sie können den Tower einnehmen, sich der Bank bemächtigen, die Stadt plündern, die Flotte zerstören und London in Feuer setzen. Das sind schreckliche Träume! Wer bürgt uns aber dafür, daß sich Tausend Fahrzeuge, jedes mit funfzig Mann, alle pünktlich an der rechten Stelle sammeln, und gerade eine finstere stille Nacht finden, daß sie allen englischen Kriegsschiffen entgehen? Können sie denn aber auch Alle an einer Stelle landen? Und wenn sie auch gelandet sind, können sie denn auch sogleich ohne das geringste Hinderniß auf London los marschiren? Sind denn die Landungsplätze, die man in die Nachbarschaft der Hauptstadt setzen kann, gänzlich von allen Truppen entblößt?

Die Schnelligkeit des ersten Consuls ist groß; man darf aber erwarten, daß wenn auch ganz England während seiner Ueberfahrt schliefe, doch ein Theil aufwachen werde, sobald er gelandet ist. Wo sollen diese funfzig Tausend Mann Lebensmittel finden? Der Hunger ist ein Feind, mit dem es noch nie eine Armee, selbst die tapferste nicht, aufnehmen konnte. Werden denn die Müller, die Bäcker und die Pächter sogleich einig seyn, den Feind zu ernähren, oder ihn verhungern zu lassen? Was wird denn aus den Kanonenböten, die die Armee herüberbringen? Gehen sie wieder zurück, um Lebensmittel zu holen? Wird denn die Finsterniß und

Ruhe der Nacht ihnen nochmals günstig seyn, oder werden sie in den Häfen Englands genommen oder versenkt und zerstöret werden?

Dreiundwanzigstes Kapitel.

Der gegenwärtige Zustand der Bühne in Frankreich giebt zu interessanten Untersuchungen Stoff. Der hohe Ton, in dem die Franzosen von sich selbst als dem einzigen Volke sprechen, das auf einen reinen und veredelten Geschmack in der Schauspielkunst Anspruch machen kann, und die Verachtung, mit der sie andere Nationen behandeln, sobald einer von ihren Dichtern mit Beifall angeführt wird, ist für jeden Ausländer, der die Verdienste jeder Nation zu würdigen weiß, höchst beleidigend. Die Zeit wird allenthalben Veränderungen bewirken, die Geschmacksverbesserung wird allenthalben größer seyn als man jetzt noch voraussehen kann, und die Franzosen werden nachmals die Regeln verwerfen, welche sie jetzt als die einzig wahren und ewigen Gesetze ansehen, nach denen sich die Schauspielkunst richten muß. Daß sie diese Kunst genau studirt haben, daß ihre tragischen Dichter, ob sie sich schon wesentliche Irthümer haben zu Schulden kommen lassen, Arbeiten hinterlassen haben, deren Schönheiten unvergänglich sind, und daß selten ein alter oder neuer komischer Dichter ihren unsterblichen Molière erreicht und vielleicht keiner ihn übertroffen hat; dies sind allgemein anerkannte Wahrheiten, die Frankreich zur Ehre gereichen, und die mit Recht dem Ruhme ihrer Dichter gebühren.

Shakespeare war der größte Kenner des menschlichen Herzens unter allen denjenigen, die bisher menschliche Affecten und Leidenschaften geschildert haben; alle standen ihm zu Gebote, am meisten aber zog ihn das Starke, das Erhabene und das Große an. Die zahl-

losen komischen Züge, die er hinterlassen hat, seine Lümmel und seine Witzlinge, sein Doggery, sein Benedict, sein Fallstaff und mehrere andere Charaktere, die beinahe eben so fein gedacht und ausgeführt sind, sind so mannigfaltig und zahlreich, daß man ihrem Schöpfer keinen andern Dichter, in Ansehung des Genie's, gleichsetzen kann. Unmöglich kann man seine häufigen lieblichen Tändeleien mit der komischen Muse vergessen. Für diejenigen, die ihn durchgängig verstehen und würdigen können, ist er über alle Vergleichung erhaben; jeder bleibt hinter ihm zurück und er steht ohne Nebenbuhler da. Er besaß einen so umfassenden Geist, daß er aller Leidenschaften, in allen ihren großen und gefährlichen Ausschweifungen, Meister war.

Die Stralen, die Moliere von sich wirft, sind glorreich, nur in Shakespeare's Gegenwart verlieren sie ihren Glanz.

Zeit, Ort und Handlung sind Einheiten, die Aristoteles, Horaz und die französischen Kritiker den Franzosen so tief eingeprägt haben, daß man ihre Verletzung in Frankreich für eine unverzeihliche poetische Sünde halten würde. Die Ursache, die man für ihre strenge Beobachtung anführt, ist die Wahrscheinlichkeit. Hierüber will ich einige Bemerkungen mittheilen, so wie sie die Grenzen meines Buches gestatten. Die Autoritäten, die ich angeführt habe, sind in der That zu bedeutend, als daß man sie so leicht behandeln kann; aber man muß auf keine Autorität unbedingt bauen und keiner blindlings folgen.

Die Einheit der Zeit, sagen diese Kritiker, erfodert, daß die ganze Handlung innerhalb vierundzwanzig Stunden zu Ende seyn muß; nun dauert die Vorstellung eines Schauspiels selten über drei und eine halbe Stunde. Ist aber die Zeit für die Einbildungskraft etwas? Kann diese nicht in dem nämlichen Augenblicke

und mit der nämlichen Leichtigkeit bei der Schöpfung Adams zugegen seyn und dem Schlage einer Glocke zuhören? Steht nicht die Einbildungskraft des Lesers jetzt in meiner Gewalt, und kann ich sie nicht zwingen, von Adam zu Julius Cäsar und dann zurück zur Sündfluth und von da nach der Mündung des Nils und zur Schlacht von Abukir zu springen?

Ich kann eine unzusammenhängende Erzählung vortragen, und dabei gegen die Wahrscheinlichkeit verstossen; wenn ich aber die Kette der Begebenheiten beibehalte, vermittelst welcher sie sich am besten erzählen läßt und den meisten Eindruck macht, wenn es eine dramatische Erzählung ist, rechne ich sie alsdann nicht in so fern unter die besten dramatischen Werke? Welches ist der beste Weg, durch diese Kette von Ereignissen den größten Eindruck hervorzubringen? Soll man diese nach und nach, wie die Geschichte geschehen ist, mit aller der Rührung, die sie hervorbringt, darstellen, oder soll man von ihnen wie von Dingen sprechen, die nicht mehr sind, d. h. soll man sie in Handlung oder in Erzählung darstellen? Findet sich wohl in irgend einem Dichter ein Beispiel, wo die Erzählung nicht weniger Eindruck macht als die Handlung?

Es giebt tragische Begebenheiten, die nicht in Handlung dargestellt werden können, z. B. der Tod des Hippolitus, den Racine mit aller dichterischen Majestät erzählt; allein so herrlich auch dies Trauerspiel ist, fühlt nicht jedermann, daß dies ein Fehler des Gegenstandes ist? Wenn sich der Kampf der Leidenschaften nicht mehr in Handlung zeigt, sondern erzählend wird, wenn Phädra und Hippolitus nicht mehr mit einander zusammen kommen, fühlt alsdann nicht jeder Zuschauer, daß ihn keine Schönheit der poetischen Diction oder kein Schrecken der Erzählung gegen Langeweile schützen kann? Folgt nun nicht hieraus, daß wenn auch einige Begebenheiten erzählt wer-

den, doch so viele als möglich in Handlung dargestellt werden müssen?

Was die Wahrscheinlichkeit betrifft, kann die Einbildungskraft nicht eben so leicht von einem Jahrhundert zum andern, als von einer Stunde zur andern überspringen? Und ist es für die kalte Vernunft nicht eben so unmöglich, daß Begebenheiten, die nicht in weniger als vierundzwanzig Stunden geschehen können, in drei und einer halben Stunde geschehen, als daß Begebenheiten, die eben so viele Jahre erfordern, in diesem kurzen Zeitraume statt finden sollen?

Ich müßte mich sehr irren, wenn der Vortheil, den man aus der Beobachtung der Einheit des Ortes zieht, nicht eben so ungewiß oder noch ungewisser wäre. Als Grund der Beobachtung dieser Regel führt man wieder die Wahrscheinlichkeit an; allein was ist die Wahrscheinlichkeit? Daß alle wichtigen Ereignisse eines Trauerspiels oder alle komischen Vorfälle eines Lustspiels an einem einzigen Orte oder in einem einzigen Zimmer vorgehen sollen? In der Erörterung über Cinna entschuldigt sich Corneille, daß die eine Hälfte des Stücks in dem Cabinet des Augustus, die andere aber in Emiliens Hause spielt; „ich würde mich aber, setzt er hinzu, lächerlich gemacht haben, wenn ich behauptet hätte, der Kaiser habe sich mit Maximus und Cinna, ob er die Regierung niederlegen solle, oder nicht, an dem nämlichen Orte berathschlagt, wo der letztere Emilien die Nachricht von der Verschwörung mittheilte, die er angesponnen hatte.“ Hätte er sich nicht vielmehr entschuldigen sollen, daß er die Scene nicht öfter geändert? Nachdem sich der Kaiser mit diesen Verschwörern berathschlagt und sie in sein Cabinet gelassen hatte, konnten sie nunmehr wohl noch an dem Orte bleiben, um sich über ihre eigene Verrätherei zu unterhalten?

Um diese armselige Zuflucht für die Wahrschein-

lich-

lichkeit zu retten, wird in den neuern französischen Lustspielen der Schauplatz am häufigsten in einen Vorsaal mit verschiedenen Thüren verlegt, und an diesem Orte finden Unterredungen, ernsthafte und komische Begebenheiten und Verschwörungen aller Art statt. Ist nun dies Wahrscheinlichkeit? Gehen solche Begebenheiten im wirklichen Leben wohl jemals auf diese Art vor? Ist es nicht wahrscheinlicher und macht die Erzählung nicht einen weit größern Eindruck und hat mehr Deutlichkeit, wenn man den Schauplatz an den Ort verlegt, wo sie hat vorgehen können?

Doch genug von der Einheit des Orts und der Zeit. Mit der Einheit der Handlung aber verhält es sich ganz anders: die Beobachtung derselben ist durchaus nothwendig; denn wenn man sie verletzt, so zerstört man den Zusammenhang; allein über die Mittel ihrer Beobachtung ist man sowohl in der Theorie als in der Praxis verschiedener Meinung. Die Beobachtung dieser Einheiten kam zuerst in Frankreich durch den Einfluß des Cardinals Richelieu auf. Chapelain beredete den Cardinal zu dieser Maaßregel, und der Graf Fiesque wurde an die Schauspieler abgeschickt, bei denen er in großer Gunst stand. Die Franzosen wünschen sich wegen dieses erfreulichen Ereignisses Glück.

Die Anzahl der Theater in Paris läßt sich nicht genau bestimmen, weil sie häufigen Revolutionen unterworfen sind. Bald mischt sich die Eifersucht der Regierung darin, bald bricht ein Bankerot aus, und plötzlich stürzen eins oder mehrere Theater. Da Vergnügen die Stapelwaare von Paris ist, so macht man häufigere Speculationen darauf, als auf andere Handelszweige. In entfernten Bezirken und Straßen, die selten ein Fremder besucht, erheben sich schnell Schauspielhäuser und verschwinden eben so schnell wieder. Ich las eines Tages achtzehn Schauspielzettel

an den Menschen, wo solche Sachen angeschlagen sind; ich weiß aber nicht, wie viel Theater es noch an diesem oder jenem entlegenen Orte giebt, zu Chaillot, in der Straße Bellechasse, in der Vorstadt St. Antoine, in dem Marais und anderwärts.

Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie weit sich solche Theaterunternehmungen herablassen, kann ich vielleicht nichts bessers thun, als wenn ich ihm eine Beschreibung von dem liefere, was ich auf den Boulevards gesehen habe. Als ich eines Abends herumschlenderte, kam ich auf dem Boulevard du Temple vor ein Haus mit einem Balkon, wo ein Narr und zwei andere Hanswurste die Vorbeigehenden einluden, indem sie den großen Haufen beinigten: wenn ich nicht irre, so hatte das Haus die Aufschrift: Théâtre des grand Boufons. Da ich seltsame Dinge anzutreffen hoffte, die mir auf diese oder jene Art die Zeit vertrieben, so wandte ich mich an der Kasse an eine Frau, und fragte sie nach dem Preise der vordern Logen. „Zwölf Sous, mein Herr!“ erwiederte sie.

Ich gab ihr die zwölf Sous und ging hinein. An der Thür hielt ich den Preis für äußerst geringe; im Theater aber änderte sich meine Meinung gänzlich. Scheunen, die man gehörig aufgeputzt hat, verdienen oft im Vergleich mit diesem Theater prächtig genannt zu werden. Im ganzen Schauspielhause befanden sich bloß sechs Lichte. Die Bretter, auf die ich trat, hatten sich geworfen; ich konnte nicht erkennen, wie schmutzig die Sitze waren, ich scheuete mich aber, mich darauf zu setzen.

Ich kam nicht zum Anfange, sondern in die Mitte des Stücks; man spielte ein sogenanntes Vaudeville; ein einziger Violinspieler begleitete mit seinem Spiele den Gesang; er gab nicht den Sängern den Ton an, sondern diese gaben ihm denselben an, sie sangen jede

Ort in dem ihnen heiligen Tone an, und sie sich ein, und kommen aus der Melodie.

Als das Vaudeville zu Ende war, war auch das Schauspiel geendigt; es sollte aber sogleich ein neues seinen Anfang nehmen, und da einige von den Zuschauern, deren ganze Anzahl sich etwa auf ein Dutzend belief, noch keine Lust zum Fortgehen hatten, so blieben sie noch da. Ich that dasselbe, und bekam nunmehr einen Tanz auf dem Schlosse zu sehen, auch fing man das Vaudeville wieder an.

Man hatte mir meine zwölf Sous in Waaren wieder gegeben; ich zählte die Schauspieler und wunderte mich nicht wenig, wie sie nur das liebe Brod verdienten. Am Schluß des Vaudeville waren neun Personen auf der Bühne; hierzu kamen noch die Hanswürste und ihre Musiker, die allein die Stelle eines ganzen Orchesters vertrat. Das Geheimniß bestand darin, daß sie den ganzen Abend diese nämlichen Stücke wiederholten; daß man allemal etwas dabei, und daß sich bisweilen ein eben so Unkundiger, als ich war, herein verirrt und wieder fort geht, und da Paris die Stadt der Vergnügungen ist, so fehlt es ihnen nie an Zuschauern.

Allein nicht alle Theater auf den Boulevards verdienen die große Verachtung, mit der die pariser Kunstrichter sie anzusehen vorgeben, weil man daselbst den Reim und die Einheiten vernachlässigt. Aus eigener Kenntniß kann ich bloß von dem Théâtre de l'Ambigu comique sprechen; die übrigen, die sich vielleicht noch auf ein halbes Dutzend belaufen, habe ich nie besucht. Ich will nicht behaupten, daß man nicht die besten Schauspieler und die besten Stücke auf dem Haupttheater, dem Théâtre François de la République, zu sehen bekommt; allein so großes Verdienst auch die Stücke als Dichterwerke besitzen mögen, so singen sie doch nur selten den hohen tragi-

schen Effekt oder das starke Gelächter hervor, wie dies auf der englischen Schaubühne so häufig der Fall ist. Die geringen Schauspieler und Dichter auf den Boulevards, die sich wenig um die Regeln und den Reim bekümmern, bewirken in den Gemüthern der Zuschauer oft eine weit erschütterndere Bewegung als die Talente der Talma's, Mole's, Monvel's und anderer. Ihr Hauptbestreben geht auf die Erregung heftiger Leidenschaften, und beliebte Stücke werden auf diesen Theatern achtzig, neunzig, ja hundertmal gespielt; dahingegen neue Schauspiele auf einem regelmäßigen Theater selten den fünften Theil so viel Mal aufgeführt werden.

Die Theater auf den Boulevards standen ehemals wegen ihrer zügellosen Unanständigkeiten im üblen Rufe, aber auch jetzt sind sie noch keineswegs davon frei. Wenn ich alles dasjenige, was ich davon gesehen, gehört und gelesen habe, mittheilen wollte, würde ich das Publikum gröblich beleidigen; in Paris würde man besser thun, wenn man alle seine Bemühungen auf diesen Punkt verwendete, als daß man an solchen Worten, wie z. B. Hahnrei, Anstoß nimmt. Man sollte nichts auf der Bühne dulden, was im geringsten die Schamhaftigkeit beleidigt; es verräth aber den höchsten Grad von Eigendünkel, wenn Voltaire und andere angesehene Schriftsteller, den Zustand der französischen Bühne andern Nationen als Muster empfehlen.

Das Théâtre Montansier im Palais Royal ist eins von denjenigen, die in dieser Hinsicht den meisten Tadel verdienen; hier giebt es aber doch viel zu lachen. Die Stücke, die man aufführt, sind gewöhnlich Farcen oder Vaudevilles; es hat einen Schauspieler, Namens Brunet, der sehr großes Verdienst besitzt, ob dasselbe schon von den Hyperkritikern gewaltig in Anspruch genommen und oft geläugnet wird.

Die besten komischen Schauspieler der französischen Theater sollten seine eigenthümlichen Vorzüge studiren; denn gerade das Gegentheil davon ist ihr größter Fehler. Während sie den Witz und den Verstand des Schriftstellers darstellen sollen, suchen sie ihren eigenen zu zeigen; Brunet hingegen besitzt die Kunst, sich nicht merken zu lassen, daß er spielt, und wenn er seine Zuhörer zu Lachen macht, so scheint er nicht im geringsten etwas davon zu wissen, daß er die Ursache ihres Lachens ist.

Dies ausgesuchte Talent besaß ein englischer Schauspieler, Namens Weston, dessen sich noch viele erinnern, in einem so hohen Grade, daß ich nie einen komischen Schauspieler gesehen habe, der, während er das Zwergfell des Publikums erschütterte, den Kunstrichtern zugleich so wenig Veranlassung zum Tadel gab. Brunet ist nicht das, was Weston war, ja nicht einmal das, was noch jetzt einige englische Schauspieler sind. Ob aber schon die Franzosen, und alle Nationen Laune besitzen, so giebt es doch keine Bühne, wo man sie mit solchem Glück darstellt als auf der englischen.

Unter den komischen Dichtern für Brunet und das Théâtre Montansier ist Dorvigny einer der glücklichsten. Die Franzosen suchen ihre Theater gehörig zu ordnen und zu classifiziren; dies geschieht aber nicht durch Zwang oder durch das Gesetz, oder durch die Befehle der Regierung; hierin haben sie zum Unglück für die englische Bühne die meiste Freiheit, sondern weil der Nationalgeschmack diese Richtung nimmt, welche die Gewinnsucht zu benutzen weiß. Daher hat jedes Theater sein eignes Repertoire oder Verzeichniß von Schauspielen, die ihm eigenthümlich gehören. Eines von diesen Theatern spielt bloß solche Stücke, die man Vaudevilles nennt, es führt daher den Namen: Théâtre du Vaudeville. Die Franzosen ma-

chen auf die Erfindung der Vaudevilles Anspruch. Das Vaudeville ist nicht mehr oder weniger als eine Oper mit Gassenliedern; die Gesänge aber müssen kurz, auf alte Volksmelodien gemacht und oft satyrisch seyn. Die Vaudevilles entstanden unter der Regierung Franz I. oder doch um diese Zeit.

Ehe wir Paris verließen, war das Vaudeville-Theater sehr in Verfall. Die französischen dramatischen Schriftsteller, besonders die von diesem Theater, haben neuerlich mehrere kleine Stücke geschrieben, worin sie eine beliebte Anekdote oder einen Charakterzug eines verstorbenen Lieblingsschriftstellers oder einen Staatsmann auf die Bühne brachten. Daher hat man neuerlich Voltaire, Piron, Helvetius und andere in Person auf dem Theater erblickt. Dies ist eine delikate und auch schwierige Sache, wenn sie gehörig ausgeführt werden soll.

Der Hanswurst, der in Frankreich und Italien keine stumme Person, wie in England ist, scheint das Théâtre italien mit dem Vaudevilles-Theater vertauscht zu haben. Ich kann dies Theater nicht verlassen, ohne dem Hanswurst Laporte mein aufrichtiges Lob gezollt zu haben. Er besitzt gute Laune und bringt sie mit der größten natürlichen Leichtigkeit vor. Er ist einer von den außerordentlichen Künstlern, welche solche angenehme Empfindungen erregen können, welche Schauspieler, die die Natur überladen, nur selten erwecken.

Das sogenannte Théâtre italien in Paris ist nicht das, was man vem Namen nach darunter verstehen sollte; es giebt sich blos mit der Vorstellung französischer komischer Opern ab. Jedermann, der Vergnügen an dramatischen Vorstellungen findet, sollte dies Theater besuchen; einige von den Stücken, die man da spielt, sind vortrefflich, obschon mehrere meiner Meinung nach, kaum mittelmäßig sind, und die

Schauspieler sind vielleicht, als Gesellschaft betrachtet, die sich eben so sehr im Singen als im Spielen auszeichnet, die beste komische Gesellschaft in Frankreich. Elleviou und Martin habe ich noch niemand gleich kommen sehen. Ihr Gesang ist die Bewunderung der Pariser, ob man sie hierin schon in London weit übertrifft; sie machen zu viele Cadenzen und dergleichen Verzierungen, die sie im Ueberfluß verschwenden, fehlt es nicht allein an Geschmack und Empfindung, sondern sie ermüden auch durch ihre steten und platten Wiederholungen das Ohr. Indessen ist ihr Gesang doch ausserordentlich, wie dies auch der Fall mit der Demoiselle Philis ist, und als Schauspieler können sie es mit den besten aufnehmen, welche aus dem Schauspiele ihr einziges Studium machen.

Mit eben so großem Rechte ist die Madame Saint-Aubin ein Günstling, und außer dieser und Juliet und Dozainville giebt es noch eine lange Reihe von Schauspielern, die alle eben so wohl singen als spielen können.

Der Musiker hat hier nicht das traurige Schicksal, Noten zu componiren, die nicht gesungen werden können, und Harmonieen hervorzubringen, die sich nicht hören lassen, wie dies auf der englischen Bühne der Fall ist.

In Frankreich machen die Schauspieler aus ihrer Kunst ein regelmäßiges Studium; in England hingegen sind nur zu viele Theaterhelden einfältig genug zu glauben, die Schauspielkunst komme durch Inspiration, sey eine Naturgabe; obschon keine Kunst so schwer ist, und wo man bei der größten Anstrengung und den ausgesuchtesten Talenten kaum jemals sagen kann, man habe den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht und man könne darin nicht weiter gehen.

In dem Stück: le Concert interrompu, müssen die Schauspieler vortreffliche Musiker seyn; ich wohnte

einer Vorstellung desselben sah, wo Mozart in seinem Konzerte die zweite Violine, die zwischen der ersten und der Harfe das Violoncello obligaten spielte, fällen ward. Schauspieler, und zum Beweise, daß sie keine verächtlichen Musikanten waren, spielte Mozart seine Rolle mit anscheinender Leichtigkeit und mit Vergnügen für die Zuschauer fort, obschon die erste Saite seiner Violine gesprungen war. Hätte man sie zum Tanzen aufgefordert, so würde man sie auch darin nicht unwissend gefunden haben; sie würden nicht auf die Streiche einfache plumpe Spaßmacherein gesetzt haben. Seit englischer Dichter darf ein Stück zu schreiben anfangen, womit die Schauspieler so vielerlei Geschicklichkeiten zeigen müssen.

Ich war eines Abends in der großen Oper, als Mardel, der eben so sehr als Tänzer denn als Ballet erfinder, berühmt ist, in einem pantomimischen Tanze als ein vornehmer Herr auftrat; er tanzte nicht allein ein Menuet, wie sich leicht denken läßt, als ein großer Meister, sondern spielte auch die Violine, während andere von der Gesellschaft tanzten, und zwar auf eine Art, worin er blos von Künstlern, wie Viotti, übertroffen werden könnte.

Während meines Aufenthalts zu Ha ereignete sich ein Vorfall, den ich nicht unbemerkt lassen kann. Ein armer Musiker, der gewöhnlich Nachmittags ein Fortepiano auf die elysischen Felder trug, um sich da mit seinem Spiele einige Kleinigkeit zu verdienen, hatte eines Tages die ganze Zeit umsonst gespielt, und ging traurig nach Hause. Hier sah ihn Hr. Devonshire sitzen. Die Armuth und das Mißbehagen des herumwandernden Musikers erregten sein Mitleiden, er hieß ihn daher sein Instrument nochmals niedersetzen, und indem er auf die Seite gieng, sagte er ihm, er werde sogleich wiederkommen. Seine Frau und sein Freund waren wohlbehalten angekommen, und er brachte sie mit zurück.

Es war deutlich zu sehen, daß Madame Ellewiou schon Lehrer des Fortepiano und ausübende Virtuosin, der ganze Anstand der Weiber von Weibchen, die sich bald da niederfanden, zu singen anfing. Die Männer hatten die Hälfte bis über die Ohren hinein gedrückt; Madame Ellewiou wußte den Weibern überzureden und gieng im Kreise herum, um ihre Collecte zu sammeln. Ihre artigen Benehmen, ihre Dankbarkeit gegen alle diejenigen, die etwas gaben, ihre weißen Hände und die herrliche Musik machten die Zuhörer so freigebig, daß sie mehrere Male im Kreise herumgieng und zwar niemals umsonst.

Indessen konnte Ellewiou nicht lange unbemerkt bleiben, und sobald er sich entdeckt sah, gab Madame Ellewiou alles, was sie gesammlet hatte, und man glaubte mehr als alles, dem armen Musiker. Die Summe belief sich auf dreißig Schillinge (etwa neun Thaler), und unter den Sechsen und Dreyen waren Kronenstücke, die unstreitig die Schauspieler selbst gegeben hatten. Der Eindruck, den dieses Schauspiel auf die Zuhörer machte, läßt sich nicht leicht beschreiben. Dieser Abend gab zu zwei neuen musikalischen Stücken Veranlassung; das eine spielte man auf dem Theâtre Montansier, das andere auf dem Théâtre du Vaudeville; beide fanden Beifall. Es giebt nicht leicht eine Gesellschaft voll Menschen, die so mitleidig und zum Helfen bereit ist, als Schauspieler.

Obschon die meisten Theater, wo nicht alle, eigentlich Opern aufführen, so giebt es doch, oder gab es zu Paris noch vier Operntheater. Von jenen habe ich schon gesprochen; ich habe daher bloß noch die große Oper und die Opera Buffa zu erwähnen. Man machte sogar den Versuch mit einem fünften; im Sommer 1802 trat eine Gesellschaft von deutschen Künstlern zusammen, die vorzüglich Mozart's Werke aufführten; sie fanden aber keinen Beifall. So göttlich die

Ohnehin auch, so kannten noch die Gesetzgeber eine Sprache, die man nicht verstand, nicht gefallen, und gaben anhaltgung für die Zuhörer sagen, unsern Ohren ungewohnten Tönen möglich zu machen. Diesen gaben können die unbezwingbaren musikalischen Vögel ihrer eigenen Sprache, ihre stammelnden, gutturalen Töne und ihre unaussprechlichen Kehlausdrücken gesungen, weil sie daran gewöhnt sind; allein ach, doch, doch, ist traurig und tausend andere wären ihnen unerträglich.

Die Opera Buffa kam vor sieben in Gang, nachdem sie zehn Jahre lang, während der Revolution, unterdrückt gewesen war; eine Zeitlang ward sie hier in der Mode. Die Prima Donna, Strinasacchi, ist eine gute Sängerin, aber keine der ersten. Rossi, welcher als Schauspieler unter die größten, die ich auf der italiänischen Bühne gesehen habe, und wenn er wenigen Uebertreibungen machte, worin sich die komischen Schauspieler Italiens, und daher, wie ich glaube, die Nation selbst so wohlgefällt, so würde er bewunderungswürdig seyn. Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft und weiß seine Gesichtszüge stets zu verändern; er beschränkt sich aber bloß auf seinen Gegenstand, weiß sich zu beherrschen, und macht oft einen unerwarteten, unvorhergesehenen Zufall unaussprechlich komisch. Er hat seine Kunst gründlich studirt.

Bei der großen Oper ist vorzüglich die Musik, die Dekoration und der Tanz bewundernswerth. Als Sänger sind Pacini, Lainez, Lanfranchi, Chenau, Bianchi, Pacini und Adrien die beschäftigsten. Außer Paer, den man den besten nennen kann, mag ich die übrigen nicht nach ihren Meisterstücken zu würdigen, weil ich nicht hinlänglich mit ihnen bekannt bin. Für mich hat die große Oper nur wenig Reize und ich habe sie daher nicht so häufig besucht, daß ich die Sänger und ihre Talente hinlänglich hätte kennen lernen können.

Selbst Lais, den man wegen seines einfachen und reinen Geschmacks so sehr rühmt, hat zu vieles von den Fehlern französischer Sänger, als daß er mit großem Vergnügen machen könnte; seine Uebergänge vom Piano zum Forte sind zu schnell und zu häufig, und wo er selten weniger auffällt als andere, so sind doch seine Anstrengungen oft zu heftig, als daß sie Vergnügen gewähren könnten.

Die berühmtesten Damen sind die Demoiselles Maillard, Armand, Branchu, Henry, Chevalier und Lebé. Wer nicht in Paris gewesen ist, muß wissen, daß viele von den Stücken, die man hier aufführt, wie die ersthaften Opern in Italien, höchst tragisch sind; daß die Spieler, die diese Trauerspiele aufführen, von einer zahlreichen Bande Musiker begleitet werden, mit deren ganzer Macht sie beständig in einer Art von Kampf sind, und daß sie von Zuhörern spielen, die sie mit einem wüthenden Beifalle belohnen, der immer größer wird, je lauter sie schreyen und je sinnlosere Gesticulationen machen. Bey diesen peinlichen und höchst beleidigenden Versuchen übertreffen die Italienerinnen die Männer weit, wodurch das Ekelhafte noch mehr auffällt. Ich bekenne, daß, als ich im Jahre 1783 die berühmte Mandini Saint-Huberts sah, die damals den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hatte, ich mehrmals befürchtete, sie möchte sich bey ihren heftigen Anstrengungen irgend einen Schaden thun; die widrigen Verrenkungen ihres Körpers und die unsichere Haltung ihres Kopfes machten mich beynahe selbst auf der Bühne ihrer Gefahr aufmerksam. Vermuthlich aus Erfahrung kommen mich nicht ganz von diesen Schmerzen heilen.

Die Demoiselle Maillard ist so vorzüglich in Gesängen, die sehr schmerzhafte Gefühle ausdrücken, daß sie schon nicht ganz so heftig wirkt. Sie ist corpulent, und ihr Gesicht, sie mag folglich nicht angenehm aussehen; auch sind ihre Gesichtsmuskeln nicht weniger heftig und ausdrucksvoll;

ſie hier eine unbeſchreiblich ſtarke Stimme. Die Macht der Gewohnheit iſt ſo groß, daß die Stimmen aller Schauſpieler auf unſerm Theater ſtark ſind; und da es ein ſo beliebtes Schauſpielhaus iſt, ſo iſt dieſe Eigenſchaft der Stimme und dieſe Art zu ſingen, in ganz Frankreich gemein.

Die Italiäniſchen Sänger ſind eben ſo außerordentlich, und werden oft ein unverſtändliches Geſchrei; ſie ſtudiren nicht an die Mittelſtimme, an das ſchöne Sostenuto, an die angenehme mezza voce der Italiäner gewöhnt, und haben daher wenig Kenntniß von ihren bezaubernden Wirkungen. Sie ſind nur ſchlecht mit den verſchiedenen Steigerungen der Töne bekannt; ihre Monotonie iſt daher nicht weniger ermüdend als ihr unrichtiger Geſchmack mißfällt.

Ihre Geſticulationen machen beinahe den nemlichen Eindruck. Der Schritt, mit dem ſie auf- und abgehen, die Art zu ſtehen, die Stellung einer angenommenen Würde, die Geberden, die ſie machen, wenn ſie etwas verbieten, gebieten und mißbilligen, ſind alle ſo übgenommen, einander ſo ähnlich und ſo häufig, daß jeder Gedanke an Wahrheit und Natur daher verloren geht; der Zuſchauer bleibt ſich ſtets bewußt, daß er Schauſpieler ſieht und wird nie durch das Täuſchende in die Scene hineingezogen.

In Opern wählt man lauter ſolche Gegenſtände, die dieſen Geſchmack am meiſten begünſtigen, und worin Unglücksfälle, die an Grauſen gränzen, und Verzierungen, die im wahren Sinne des Worts dieſen Namen verdienen, mit einander vereinigt ſind. Noch ſcheint es nicht, daß dieſer Geſchmack im Abnehmen ſey. In ihren lyriſchen Trauerſpielen häufen ſie Unglück auf Unglück, Schrecken auf Schrecken. Woher kommt es aber, daß ſich die Franzoſen bei grauſenhaften Scenen in Trauerſpielen ohne Muſik ſo ſehr empört fühlen, hingegen ſo viel Vergnügen daran finden, ſobald ſie von

Violinen und Flöten begleitet werden? Solche Mißverhältnisse lassen sich vielleicht bloß durch die Macht der Gewohnheit erklären. In demjenigen, was man Schauspielerey nennt, nebst Malereien, Verzierungen, Chören, Ballets und Pantomimen, macht dieses Theater vor dem übrigen Europa auf Vorzüge Anspruch. Das Comische ist bei weitem nicht so mannigfaltig als in London; und ich zweifle, ob es unsre Bühnen an Wacht übertreffe, allein in Ansehung der Chöre, der Pantomimen und alles desjenigen, was sich auf die mühseligste Genauigkeit der geringern Schauspieler bezieht, stehn die Engländer den Franzosen nach. Die Vernachlässigung, welche sich unsere Bühne in dieser Hinsicht zu Schulden kommen läßt, erregt nur zu oft und mit großem Rechte die Verachtung der Ausländer; eine noch schlimmere Folge davon ist, daß sie die Täuschung in dem Grade vernichtet, daß Schauspiele, die groß, und Begebenheiten, die tragisch seyn sollen, oft lächerlich sind.

Ein wichtiger Umstand trägt dazu bei, daß das Schauspiel in Paris so großen Eindruck macht; man sorgt nicht bloß sehr eifrig dafür, daß jeder Schauspieler, der große oder geringe, seine Rolle und seinen Platz wisse, sondern daß er auch gemeiniglich in einer einzigen Scene vollkommener Herr seiner Kräfte ist.

In der Tanzkunst und in der Vollkommenheit, zu der man sie in Paris gebracht hat, gibt es unstreitig keine Nation, die es jetzt darin mit den Franzosen aufnehmen kann. Die große Oper versorgt die Höfe von Europa mit Tänzern. Tanzen ist eine Nationalgewohnheit; das kleinste Mädchen tanzt zum Gringuerte, wo sie Bewunderung einzuernten hoffen. Kinder sammeln sich in Kreisen und unterrichten einander; der Junge des Tagelöhners lehrt bei der Mittagsmahlzeit seinem Kameraden eine Kranztänzerin, und das Volk scheint, als ob es sich niemals so heiter fühle, als wenn es tanzt oder andern tanzen sieht.

Unter den französischen Balletmeistern zeichnen sich vorzüglich Gardel, Gallet, Milon und Dauberval aus. Noverre, den man als einen Mann von größten Genie schildert, ist jetzt alt, hat sich nach Saint-Germain-en-Laye zurückgezogen und ruht hier auf seinen Lorbeeren aus.

Gardels Genie ist nicht so fruchtbar; in sieben Jahren hat er nur fünf Ballets gemacht; er ist aber ein geschickter, ernsthafter Tänzer, ob man ihn schon der Kälte beschuldigt; die meisten berühmten Tänzerinnen, worunter auch seine Frau gehört, sind seine Schülerinnen gewesen.

Gallet hat die Oper verlassen; als er sich zurückzuziehen wünschte, schlug man ihm sein Ansuchen ab, obschon einige behaupten, er sey der beste lebende Balleverfertiger. Sein Ballet Bacchus et Ariane ist sehr bewundert worden. Dauberval, der nunmehro sechzig Jahr alt ist, anfänglich ein vortrefflicher komischer Tänzer, nachher aber ein eben so glücklicher Balleverfertiger war, soll im Sinken seyn.

Als Tänzer trägt Vestris, obschon fünf und vierzig Jahr alt, noch immer den Preis davon; er ist noch immer der geschickteste, der lebhafteste Tänzer, und erregt durch seine Sprünge das größte Erstaunen. Deshayes, der jetzt dreißig Jahr alt, stark und schön gebaut ist, soll, ob er schon Vestris nicht ganz gleich kommt, doch richtiger tanzen; er wird daher von einigen mehr bewundert. Didelot befindet sich zu Petersburg.

Saint-Amand, der sechs und zwanzig Jahr alt ist, ersetzt Vestris Stelle, wenn dieser abwesend ist. Armand, ein Jüngling von neunzehn Jahren, sucht mit Deshayes zu wetteifern.

Beaulieu, Duport, Armand und Beaupré sind komische Tänzer von anerkanntem Verdienste.

Unter den Tänzerinnen sind die berühmtesten im

ausdrucksvollen Styl. Madame Gardel, die weiße Dame, und Madame Clotilde, die zwei Jahr älter ist.

Außer diesen giebt es noch Chevalier, Chameroy, Vestris, Coulon, Deshayes, Delisle, Dupont, Duglas, Gardel, Gourgine, Millière und andere.

Der Tanz ist ein Gegenstand, der wohl die Aufmerksamkeit des Philosophen verdient; sein Einfluß auf die Form des Körpers, auf die geselligen Gewohnheiten und auf die moralischen Gefühle, ist bei weitem noch nicht bekannt genug. Die Spiele und die Uebungen einer Nation sind keine gleichgültigen Dinge, und ob man dies schon weiß, so ist man doch noch nicht hinlänglich darauf aufmerksam gewesen.

Nunmehr bleiben mir noch die beiden Haupttheater für das Trauer- und Lustspiel zu beschreiben übrig, es sind das Théatre Louvois und das Théatre français de la République. Der berühmte komische Dichter Picard steht an der Spitze des Théatre Louvois; er ist Director, einer von den Hauptspielern und der Dichter, von dem es seine hauptsächlichste Unterstützung erhält. Ob er schon noch in der Blüthe des Lebens steht, so hat er doch schon viele Komödien geschrieben; wahrscheinlich werden einige auf der Bühne bleiben, z. B. les Conjectures, les Amis du Collége und Médiocre et Rampant. Er war Schriftsteller ehe er Schauspieler wurde; es ist merkwürdig, daß es einem Schriftsteller, der einen solchen Versuch macht, damit so sehr gelungen ist.

Die bekanntesten Schauspieler auf diesem Theater sind nebst Picard, Vigny, Eloffe, Dorsan, Amand, Barbier, Picards Bruder. Unter diesen ist Vigny bei weitem der beste; er besitzt die meiste Einsicht und die meiste komische Laune. Alle haben im Ganzen das Verdienst der großen Leichtigkeit und Na-

dürftigkeit, ob sie schon bisweilen das Unglück haben, daß sie zu kalt scheinen.

Mit den Schauspielerinnen auf diesem Theater konnte ich weniger zufrieden seyn. Die Gesellschaft ist zwar bei weitem nicht so zahlreich als jene auf dem Théâtre françois, aber Picard ist ein Schriftsteller von so vielem Verdienst und besitzt die Geschicklichkeit, seine Mitspieler in solcher Harmonie zu halten, daß das Theater nicht allein beliebt und blühend ist, sondern auch die Aufmerksamkeit der Ausländer verdient. Ich sah hier keine Trauerspiele oder tragischen Stücke vorstellen; die Liste von den Stücken die man hier aufführt, besteht beinahe zur Hälfte aus Picard's Schauspielen.

Nunmehr komme ich auf das Haupttheater Frankreichs, wo man die Meisterstücke von Corneille, Racine, Voltaire, Moliere, Regnard, Destouches, Fabre, d'Eglantine und einer ganzen Schaar ihrer Nachahmer aufführt.

Während der Revolution hatten die Schauspieler, die diese unsterblichen Werke darstellten, viel Mißgeschick zu erdulden, indem sich einige aus politischen, andere aus persönlichen, noch andere aus selbstsüchtigen Ursachen miteinander entzweit hatten. Eine Zeitlang waren sie in besondere Gesellschaften getheilt und hatten zwei Theater inne. Die Schauspieler der einen dieser Gesellschaft wurden ohne Unterschied unter der abscheulichen Schreckensregierung in's Gefängniß geworfen, während man die andere, vielleicht ohne Grund, beschuldigte, daß sie an diesem Unglücke ihrer Kameraden Schuld sey. Diese Fehden haben nunmehro aufgehört; während sie noch fortdauerten, brannte das Innere des französischen Theaters in der Nähe des Pallastes Luxemburg ab; die wiederausgesöhnten und vereinigten Gesellschaften spielen jetzt in der Gesetzes-Straße, auf der Westseite des Palais Royal.

Wenn man die geringe Anzahl von Personen in fran-

französischen Schauspielen bedenkt, so ist die Menge von vortrefflichen Schauspielern auf diesem Theater groß; indessen ist die öffentliche Neugierde so unersättlich, daß man häufig neue Candidaten, tragische und komische auftreten läßt, um einen Versuch mit ihren Talenten zu machen.

Unter den Schauspielern die in tragischen Rollen auftreten, giebt es nur wenige, die sich über das Mittelmäßige erheben. Die vorzüglichsten sind Talma, Monvel, Lafond, Mademoiselle Raucour, Madame Talma und Mademoiselle Dachesnois. Die letztere Schauspielerin ist erst neuerlich zum Theater gekommen, und nach den Proben zu schließen, die sie von ihrem gesunden Verstande, ihrer festen Artikulation, ihrem starken Gefühle gegeben hat, verspricht sie die erste Schauspielerin Frankreichs zu werden.

Madame Talma wird unstreitig mit Mademoiselle Duchesnois um den Preis kämpfen, und ihre Talente werden sie, nebst den großen Talenten ihres Gatten zu einer furchtbaren Nebenbuhlerin machen. Mademoiselle Raucour mag immer noch auf der Bühne bleiben, da sie wenigstens beiden gleich kommt, sobald sie nur Rollen wählt, zu denen sie eine so bewunderungswürdige Geschicklichkeit hat. Das Furchtbare, das Majestätische, das Schreckliche, sind Empfindungen, die keine von den beiden Erstern mit gleicher Stärke darstellen kann; ihre Gestalt, ihre Gesichtszüge, ihre Stimme, das Tragen ihres Körpers und ihre Gesticulationen, kurz, alles trägt zur Hervorbringung dieser Wirkungen bei.

Aus einem Versehen, das mir sehr leid thut, habe ich Lafond nie zu sehen bekommen; ich wünschte, ich hätte ihn und Talma in einem und eben demselben Stücke spielen gesehen, damit ich Gelegenheit erhalten hätte, eine Vergleichung zwischen zwei Schauspielern anzustellen, die von ihren verschiedenen Anhängern,

jeden dem andern vorgezogen werden. La Fond ist der Jüngste, und ich glaube Grund zu haben, wenn ich ihm im Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit den Vorzug einräume; denn dies ist die Art von Gefühlen, welche Talma nur mit der größten Mühe stark und innig darzustellen vermag. La Fond machte, nach der Theaterferien, eine Reise in den Departements und kam vor unserer Abreise nicht nach Paris zurück. Daß es eine entschiedene Parthei gab, die die Talente eines Mannes, wie Talma, zu verkleinern suchte, ist wiederum ein neuer Beweis, daß kein Talent ohne Fehler ist, daß kleine Irrthümer immer vergrößert werden, und daß entschiedene Meinungen, sobald man sie einmal geäußert hat, zu zahllosen Abgeschmacktheiten verleiten, und auf Kosten der Wahrheit, der Rechtschaffenheit und des gesunden Menschenverstandes hartnäckig behauptet werden.

Talma hat sich lange in London aufgehalten, wo er in der Schule der Siddons studirte und einen Vortheil zu benutzen Gelegenheit gehabt hat, welcher keinem seiner Nebenbuhler zu Theil worden ist. In Stellen, wo stolze Drohungen, gewaltiges Schrecken, furchtbare Gewissensbisse dargestellt werden, und in allen hochtragischen Leidenschaften, habe ich außer England keinen tragischen Schauspieler gesehen, der sich mit ihm messen könnte; und die Anzahl, die man in allen Ländern mit ihm auf den Fuß der Gleichheit stellen kann, ist sehr klein. Die englischen tragischen Schauspieler haben einen Vortheil über die französischen, der beinahe unschätzbar ist. Die englische Sprache ist, in ihren Cadenzen mannigfaltig, in ihrem Numerus harmonisch, und wegen ihres Reichthums, der Einfachheit ihrer Grammatik und ihrer laconischen Energie alles darzustellen im Stande, was der dichterische Geist erfinden kann; die französische hingegen hat keinen Accent, es fehlt ihr an Rhythmus, sie wird durch die Formalitäten des Reims und der Cäsuren gefesselt, und ist so

monotonisch, daß diese Monotonie keine Kunst besiegen kann.

Ueber diesen Punkt klagte Talma sehr, als ich mit ihm darüber sprach, und er ist vielleicht in Frankreich der einzige Schauspieler, der darüber entscheiden kann; er ist mit unsrer Sprache und mit unsern Dichtern genau bekannt. Er war sehr gerührt, als er darauf kam, wie unmöglich es für den Schauspieler sey, Wechselungen in Reden zu bringen, die oft vierzig, bisweilen hundert Verse lang sind, welche alle Abende von den französischen tragischen Schauspielern hergeplaudert werden müssen.

Hätten die französischen Schriftsteller die Absicht gehabt, unüberwindliche Schwierigkeiten, sowohl für die Schauspieler als für sich selbst ausfindig zu machen, wodurch die Fortschritte im Trauerspiele gehindert werden, so lange sie bleiben, so hätten sie es kaum weiter treiben können, als sie es wirklich getrieben haben. Beim Sprechen des Französischen gilt folgende Maxime: Will man gut französisch reden, so muß man es ohne Accent sprechen. Dies will nicht bloß soviel sagen, daß man es ohne einen fremden oder Provinzialton oder Aussprache sprechen muß, sondern daß man auch die Stimme bei keiner Sylbe mehr als bei der andern erheben darf. Wegen der Beschaffenheit der menschlichen Organe ist die strenge Beobachtung einer solchen Regel nicht möglich; gute Sprecher aber suchen diese Regel so viel als möglich zu beobachten; alle ihre Bemühung ist auf diesen Punkt gerichtet.

Jeder Franzose von echt poetischem Geschmack erhebt mit Recht Racine's Versification und Musik; worin aber bestehen sie? nicht in dem Fließenden und den zahllosen Wohlklängen einer Sprache, die Accente, d. h. lange und kurze Sylben, und eine rhythmische Melodie hat, sondern in der Vermeidung jener harten Inversionen, die den Sinn verdunkeln und schwierig

machen, und von denen die Dichter aller Nationen nur zu häufig Gebrauch machen, und ist der so gänzlichen Aufnahme genietner Redensarten in die Dichtersprache, daß der Leser zum Theil die Ketten vergäße, mit welchen der Schriftsteller beladen ist. Er trägt diese zwar noch, aber er trägt sie um so viel leichter als andere, daher das Vergnügen, welches er gewährt, verhältnißmäßig groß ist.

Nachdem ich Talma's Verdiensten das gebührende Lob gezollt habe, darf ich auch Monvel nicht vergessen. Es ist traurig, daß dieser vortreffliche Schauspieler schon zu altern anfängt: denn wenige Schauspieler haben auf der Bühne eine so treffliche Aussprache, so vielen Scharfsinn, einen so feinen Geschmack und solche wahre und zarte Empfindungen. Ich habe keinen Verweis davon gesehen, aber ich habe es gelesen, daß der Tragiker Talma komische Rollen mit großer Einsicht spielt. Monvel spielt oft tragische und komische Rollen, beide mit großem Beifalle. Talma hält man für eine schöne Figur, allein ich zweifle ob er einen Zoll größer als Vilar ist, seine Physiognomie ist blos edel, wenn sie ruhig ist.

In den pariser Schauspielhäusern geht es oft sehr unruhig zu. Nicht selten kommt es daselbst zu Schlägereien. Eines Abends gerieth ein Mann und eine Frau bei vollgepfropftem Hause mit einander in Kampf. Der Mann schlug aus. Gemeiniglich mischen sich die Gelassenen darein und suchen die Zänker auseinander zu bringen.

Es giebt noch mehrere tragische Schauspieler, die zwar nicht Talma und Monvel gleich kommen, aber dennoch untergeordnete Rollen mit Beifall spielen, auch vertreten sie die Stelle jener Meister, wenn diese nicht da sind, oder nicht mehr zu spielen haben. Hierunter gehören Saint Prix, Saint Phal, Barbier, Damas und Dupont, die vierzehn aber halte ich für bessere komische Schauspieler, besonders Barbier,

den dieses von zwei Brüdern, die beide vortreffliche komische Acteurs sind. Unter den Damen zeichnen sich die Demoiselles Fleury, Volnais, Bourgoin und Le Gros aus; diese vier sind noch junge Leute, zwar in den Jahren 1801 und 1802, und zwar alle mit Glück auf, und versprechen vielleicht eben so viel für das Lust- als für das Trauerspiel.

Die Menge der komischen Schauspieler auf dem Théâtre français ist in der That groß und der Personen in den französischen Comödien sind so wenige, daß man sie nicht auf einmal sondern bloß nach einander sehen kann; jedes muß man in seinen Lieblingsrollen sehen.

Préville war bei seinen Lebzeiten der Liebling des Publikums und nicht mit Unrecht; denn mit ungewöhnlichem Scharfsinn verband er viel komische Laune. Verleitet durch die Verachtung, mit der die Franzosen die komischen Schauspieler anderer Nationen behandeln, die sie für Possenreisser ansehen; glaubte ich sonst, die Possenreisserei sey von der französischen Bühne verbannt, allein durch Préville selbst wurde ich meines Irrthums überführt, den sie als ein Muster für Schauspieler ansahen. Er spielte die Rolle des Sosia in dem Amphitrion des Moliere, und hier sah ich ihn um seine Laterne hertanzen und eben so viel Possen treiben als die Schauspieler anderer Nationen getrieben haben würden, und zwar solche Possen, die die Possenreisserei charakterisiren, d. h. die Lachen erregten, weil sie ausschweifend und abgeschmackt waren. Ich habe noch mehrere Schauspieler von dem Théâtre français gesehen, die ihre Rollen gewaltig übertrieben und allen den Tadel verdienten, mit welchem die Franzosen so gern andere Nationen beurtheilen. Die Art wie man den bürgerlichen Edelmann oder le Bourgeois Gentil-homme darstellt, ist eine plumpe Farce. Dies ist auch in der Intrigue épistolaire mit

dem Maler der Fall, und in den meisten Lustspielen von Moliere, Regnard und ihren besten Dichtern giebt es Charaktere dieser Art.

Ich tadle sie deshalb nicht, außer wenn die Ungereimtheiten des Charakters oder der Ereignisse so unmäßig sind, daß sie alle Täuschung vernichten, wo sie Unlust und Ekel verursachen. Jener ausschließende Vorzug, den sich die Franzosen in allen Stücken mehr als andere Nationen anmaßen, ist es, der zu Untersuchungen auffordert, und Untersuchungen haben nothwendig das Wiedervergeltungsrecht zur Folge. Préville war ein vortrefflicher komischer Schauspieler; und Moliere's Lustspiele sind auch ohne Reim sehr vortrefflicher.

Molé war ein Schauspieler von einer andern Klasse und ein großer Liebling; er ist jetzt aber ebenfalls für das Theater verloren. Er ist zwar nicht todt, aber alt, und sein Gedächtniß hat ihn plötzlich verlassen; dies soll von seiner allzu ausschweifenden Lebensart herrühren; er wollte die Leidenschaften wieder anfachen, die beinahe erloschen waren. Folgende Bemerkungen erschienen in der Année théâtrale *).

„Dieser unersetzliche Verlust beschleuniget die Revolution, die schon seit mehrern Jahren in der Art und Weise komische Rollen zu spielen auf dem französischen Theater vorbereitet wurde. Mit Molé wird jene lange Ueberlieferung nicht von Gebehrden, Nebensachen oder der Diction, sondern von der Malerei jeder Rolle verschwinden. Er allein besaß das Geheimniß, allen Charakteren den Anstrich des Hofmanns zu geben, den man für den feinsten hielt; hierdurch wurden die Rauhheiten abgeglättet und über jede Person eine Art von liebenswürdigem Firniß geworfen; hiervon war nicht einmal der Menschenhasser, der eifersüchtige Ehemann oder der Bösewicht ausgenommen.

*) Gedruckt zu Paris im Jahre XI.

Das Laster empörte nicht, sondern wurde beinahe verführerisch; so waren die Sitten einer Classe von Menschen beschaffen, die sich mit allem dem abgab, was die Annehmlichkeiten der Gesellschaft verehrte. Da sie in diesem Punkte zum Muster dienten, so hatten sie auch in vielen andern Stücken einen höchst verderblichen Einfluß auf den Nationalcharakter. Ihre glatte Höflichkeit wußte Molé mit erstaunlicher Feinheit darzustellen; während ihn die Franzosen für den besten Schauspieler hielten, beschuldigten ihn die Ausländer, er könne nicht den Geist unsrer großen komischen Dichter auffassen, besonders aber denselben nicht darstellen. Molé spielte in le Cercle den Obersten, der seinen Strickbeutel herausnimmt und die Damen in der Kunst zu stricken unterrichtet."

Ihre Metaphern entsprechen ihren Sitten; unter einem Roué verstand man einen Mann, der in Ansehung der Frauenzimmer ganz ohne Grundsätze war. Er war so liebenswürdig, daß es ihm gleichgültig war, wen er verführte, bloß vielleicht seine Großmutter ausgenommen. Es gehörte mit zur guten Erziehung, die lächerlichsten Sitten und die schändlichsten Laster in einem bezaubernden Lichte darzustellen; in dieser Kunst war Molé auf der Bühne berühmt.

Es ist für das französische Theater ein Glück, daß noch ein vortrefflicher Schauspieler ihm in vielen seiner Rollen nachzufolgen versprecht. Ich habe keinen Schauspieler in dem höhern Komischen gesehen, der in der Ungezwungenheit seines Betragens, in einer angenehmen, jedoch vollkommenen Articulation, in munteren, verständigen Gesichtszügen, in bedeutenden Bewegungen und einem Auge, das jede Veränderung der Seele verräth, so vollkommen wäre, als Fleury. Er ist nicht bloß ein gebildeter Mann, sondern was jeder Schauspieler seyn sollte, auch ein Mann von trefflichem Verstande, edler Denkart und großmüthiger Gesinnung.

Da ich ihn hatte sehr rühmen hören, so war ich vor Erstaunen beinahe außer mir, als ich ihn zum erstenmale auf die Bühne treten sah; er ist klein von Gestalt, seine Gesichtszüge sind nicht harmonisch, und ich finde ihn nicht allein für häßlich, sondern auch dem Ansehen nach für niederträchtig. Er hatte aber noch nicht drei Zeilen gesprochen, als schon alle meine Vorurtheile gänzlich verschwunden waren; und so oft er wieder spielte, wurde er mir so geistiges Wesen, daß ich seine Gestalt gänzlich vergaß; ich wußte nicht mehr, er war. Alle Vollkommenheiten trifft man bei Menschen nie ganz beisammen an; Fleury hat einen großen Fehler, der bei Molé noch mehr auffällt, am allerstärksten aber bei der Mademoiselle Contat, welche ebenfalls eine Schauspielerin von höherm Range ist. Alle agiren zu viel, sie fassen das, was der Dichter gesagt haben mag, mit so vieler Schärfe auf, oder legen so viel hinein, daß man den Charakter bei dem Schauspieler vergißt. Am wenigsten gefährlich scheint sie für den Dichter, wenn sie Molière's Stücke spielt, denn sein Geist war so reich, daß ihre Einbildungskraft volle Beschäftigung findet.

Mademoiselle Contat spielte in la folle journée die Susanne, und war, als dies Stück erschien, schon einige Jahre auf der Bühne gewesen; sie ist freylich über die Blüthe der Jugend hinaus, sie wird alt, doch kann man sie mit Recht eine artige Frau nennen. In dem Vieux célibataire, einem Lustspiele von Collin d'Harleville, machten Molé in der Rolle des alten Baccalaureus und Mademoiselle Contat in der Gouvernante, den Zuschauern ungemeines Vergnügen; dies würde noch größer gewesen seyn, wenn sie ihren oben erwähnten hervorstechenden Fehler vermieden hätten.

Der ältere Baptiste besitzt diesen Fehler in einem noch weit größeren Grade, und da man dem-

den bei ihm hedyptschisch im Gebrauche des Auges und im Mienenspiele bemerkt, so ist er dennoch unglücklich; denn er hat ungewöhnlich kleine Augen, welche seiner Physiognomie ein unangenehmes Ansehen geben, sein grosser Scharfsinn aber giebt den Zuschauern beständig Stoff zum Lachen oder zum Tadeln.

Larochalle ist ein Schauspieler von grossem Nutzen, besonders in Rollen, wo Frechheit erforderlich ist; er hat aber den nämlichen Fehler, obschon in einem geringern Grade. Michaud ist besonders in Bedientenrollen ein Schauspieler von sehr vorzüglichen Talenten, und hat die Klugheit, den gewöhnlichen Fehler, dem sich die französischen Dichter bei solchen Charakteren zu Schulden kommen lassen, nicht noch dadurch zu vermehren, daß er ihre Frechheit und anstössendes Betragen unwahrscheinlich, beleidigend und abgeschmackt macht.

Dazincourt, der zuerst den Figaro spielte, besitzt das nämliche Verdienst; allein, ob er schon im Besitz der besten Rollen ist, und als einer der ersten Schauspieler gepriesen wird, so steht er doch Michaud weit nach; er hat nicht denselben leichten Fluß der Laune, sondern sein Scherz verräth Zwang, er bringt ihn nur zu oft todtgeboren zur Welt. Ich will ihn jedoch nicht grosse Geschicklichkeit absprechen; außerdem ist er noch ein tugendhafter Mann, und sein Leben stand kurz vor Robespierre's Tode in der größten Gefahr. Mehrere von seinen Mitschauspielern theilten seine Tugenden und seine Gefahren; sie waren aber in ihren Meinungen getheilt, es gab eine Parthei darunter, die glaubte, die Freiheit lasse sich blos durch Zwang befördern. Ich will ihre Namen nicht nennen und nichts zu der bittern Reue hinzufügen, die sie jetzt empfinden müssen.

Dugazon ist ebenfalls ein Schauspieler von ausserordentlichen Talenten. Man macht ihm zwar be-

ständig, und auch nicht ohne Grund, den Vorwurf, daß er sich zu sehr im Possenreissen gefalle; er ist aber oft ein sehr angenehmer komischer Schauspieler, und wenn er seine Einbildungskraft im Zaume hält, so hat er weit mehr komische Laune als irgend ein Schauspieler, den ich in Frankreich gesehen habe. Ausserdem ist er auch noch Schriftsteller, hat aber als solcher keinen hohen Rang.

Im gesellschaftlichen Leben übertrift er sich oft selber scherzhaften Laune, die auf der Bühne sein Studium ausmacht. Folgende Anekdote ist ein Beweis davon: ein bekannter Schauspieler, Namens Desessarts, der im Jahre 1793 starb, war ausserordentlich dick. Vor der Revolution starb der einzige in der königlichen Menagerie vorhandene Elephant; Dugazon ging zu Desessarts und bat ihn, er möchte mit ihm zum Minister kommen, weil er da ein Sprüchwort aufführen solle, und dazu einen verständigen Gehülfen nöthig habe. „Ziehen Sie Trauerkleider an, sagte Dugazon, denn Sie sollen einen Erben vorstellen!"

Desessarts willigte ein, beide gingen zum Minister und Dugazon redete diesen folgendermaßen an: „mein Herr! die französischen Schauspieler sind innig betrübt über den Tod des so schönen Elephanten, der die Zierde der königlichen Menagerie gewesen ist; ihr einziger Trost besteht darin, daß er Sr. Majestät Gelegenheit geben wird, die langen Dienste unsers Desessarts zu belohnen. Ich komme daher in ihrem Namen, Sie zu ersuchen, daß man ihn die Stelle des Elephanten vertreten lasse."

Es erfolgte ein lautes Gelächter von allen, die dabei zugegen waren; wüthend verließ der arme Desessarts das Zimmer, und schickte Dugazon eine Herausforderung zu. Als die beiden Gegner im Holz-

chen von Boulogne angelangt waren, und einander mit dem Degen in der Hand gegenüber standen, rief Dugazon aus: „nur einen Augenblick noch, theurer Freund! ich fühle eine Bedenklichkeit. Die Oberfläche, die Sie mir zum Schlagen darbieten, ist in der That so ungeheuer groß, daß ich allzuviele Vortheile vor Ihnen voraus habe. Wir müssen uns auf gleiche Bedingungen schlagen." Hierauf nahm er ein Stück Kreide aus der Tasche, machte auf Desessarts Bauch einen Zirkel und sagte zu ihm: „nun geben Sie Acht, wenn ich Sie außerhalb dieser Linie treffe, so gilt dies nicht." Es war unmöglich, noch so viel Aerger zu behalten, um sich mit einem solchen Manne zu schlagen.

Folgende Geschichte ist von einer ganz verschiedenen Art. Eine französische tragische Schauspielerin, Namens Desgarcins, die ein außerordentliches gefühlvolles Herz besaß, hatte sich sterblich in einen Mann verliebt, der, wie sie mit Recht glaubte, sich der Treulosigkeit schuldig machte. Da sie die Qualen der Eifersucht nicht ertragen konnte, so versetzte sie sich selbst mit einem Dolche drei Stiche. Diese waren nicht sogleich tödtlich; sobald sie aber nachmals auf der Bühne die geringste Anstrengung machte, mußte sie Blut speien. Ihre schwächliche Gesundheit nöthigte sie daher, sich auf's Land zurückzuziehen, wo eines Nachts Diebe in ihr Haus einbrachen, sie und ihre Mägde im Keller mit Stricken fest banden, und ihre Sachen stahlen. Vierundzwanzig Stunden lang blieb ihr Geschrei ungehört, und da der Schreck für ihren geschwächten Geist und Körper zu groß war, so verlor sie den Verstand, und starb bald darauf als wahnsinnig. Sie soll so außerordentliche Talente besessen haben, daß die Liebhaber des Theaters ihren Verlust noch tief betrauern.

Jetzt fängt man in Frankreich auch an, große

Schauspieler zu belohnen; Molé und Monvel sind Mitglieder des Nationalinstitutes.

Unter den Schauspielerinnen auf dem französischen Theater (Théâtre français) giebt es mehrere, die sich über das Mittelmäßige erheben; aber nur wenige, die mit den Namen, die ich bis jetzt angeführt habe, wetteifern können, ausgenommen die junge Mademoiselle Mars, die eine angenehme Spielerin ist und die das große Verdienst besitzt, daß sie auf der Bühne bei der Darstellung eines Charakters ihre eigene Persönlichkeit vergißt. Ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Mademoiselle Volnais, noch mehr aber Mademoiselle Bourgoin, vortreffliche komische Schauspielerinnen werden werden. Es ist beinahe immer der Fall, daß die besten komischen Schauspieler anfänglich im Trauerspiele auftreten sind.

Die Einrichtungen dieses Theaters weichen sehr von jenen der Londner Theater ab. Es giebt keinen Eigenthümer oder niemand, der das Ganze in Pacht nimmt oder die Schauspieler bezahlt; man theilt den Gewinn in verschiedene Theile nach den eingeführten Regeln, und verwaltet alles selbst, nämlich unter Aufsicht der Regierung, welche nicht leicht etwas ihrer Einmischung entgehen läßt. Die Schauspieler berathschlagen sich mit einander, und nehmen neue Stücke an oder verwerfen sie, geben oder verweigern jungen Candidaten die Erlaubniß, einen Versuch mit ihren Talente zu machen.

Vormals schrieb ihnen der Hof Gesetze vor, und neuerlich hat auch Bonaparte dieses Amt über sich genommen.

Die Belohnung der Dichter ist in Frankreich auf einen weit billigern Fuß eingerichtet, als in England. Jeder Dichter hat alle Abende seinen bestimmten Antheil an der Einnahme, wenn eins von seinen

Stücken aufgeführt wird, und seine Ansprüche gehen auf seine Familie oder Erben über. Ein Stück, das auf der Bühne bleibt, wird daher ein Familienerbtheil, und diejenigen, deren Verdienst gering und vorübergehend ist, haben ihre verhältnißmäßige Belohnung. Ich habe gehört, Beaumarchais habe seine Folle journée für eine Summe von siebenmal hunderttausend Livres auf ewige Zeiten dem Theater abgetreten. Ich halte diese Summe für sehr übertrieben, obschon seine Einnahmen sicherlich außerordentlich waren. Ich habe ferner gehört, daß er alles, was er an diesem Lustspiele gewonnen, an der Ausgabe von Voltaire's Werken verloren habe, die auf seine Kosten zu Kehl gedruckt worden sind, und daß er trotz der Reichthümer, die er sich durch eine Menge Speculationen und großer Unternehmungen erworben hatte, durch diesen Verlust und die Revolution in solche elende Umstände gerathen sey, daß seine Wittwe jetzt als eine arme Frau in Paris lebt. Das Wort arm ist relativ, und ich weiß nicht die genaue Bedeutung, in der es hier genommen wird. Wenn das Gerüchte wahr ist, so vertraute er die Aufsicht über den Druck zu Kehl einen gewissen Baron . . . der, obschon arm, Kutsche und Pferde hielt, und den kleinen benachbarten Fürsten auf Beaumarchais Kosten große Gastereien gab. Als der Krieg ausbrach, wurde Kehl der Schauplatz desselben und die Lettern, Pressen und Druckmaterialien, die man mit großen Kosten angeschafft hatte, wurden mit großem Verluste verkauft.

Die Verwerfung von Stücken macht die Schauspieler häufig zum Gegenstand des bittersten Tadels und der heftigsten Angriffe von Seiten der Dichter. Da die Mißbilligung größtentheils gerecht ist, so ist das Publikum geneigt, die Parthei der Schauspieler zu nehmen, und die letztern verfahren bisweilen mit

einer unverzeihlichen Partheilichkeit, und hat der getäuschte Dichter etwa bisweilen die Schwachheit, seine Sache öffentlich bekannt zu machen, so wird er der Gegenstand des allgemeinen Gelächters.

In Paris sind die Schauspiele so zahlreich, werden oft so wohlfeil verkauft, und der Abgang ist oft so gering, daß der Gewinn der Dichter bei'm Verkauf des Manuscripts meistentheils klein ist. Als die valets Maitres unterdrückt worden waren, erzählte mir die Frau eines Buchhändlers, daß wegen des großen Beifalls, den dieses Stück am ersten Abend erhalten, ihr Mann dem Dichter für das Manuscript hundert Thaler zu geben versprochen habe. Wenn ich nicht irre, so hat das Stück nicht mehr als einen Akt, und das Exemplar konnte nicht höher als für zehn Pence verkauft werden.

Stücke, die auf dem Théâtre de l'Ambigu comique und auf andern Theatern auf den Boulevards aufgeführt werden, kann man insgesamt, ob sie schon häufig, drei, vier, fünf Aufzüge haben, am Schauspielhause jedes für drei Pence kaufen; druckt sie aber ein Buchhändler im Palais Royal, und geht man zu ihm in sein Gewölbe, so muß man zehn Pence oder einen Schilling geben. Der Buchhändler, der sich an ihn wendet, kann bloß den im Handel gewöhnlichen Rabbat erhalten, und muß nach den Theatern auf den Boulevards gehen, wenn er sie wohlfeil haben will. Dies ist ein auffallender Beweis von der Seltenheit des Geldes unter den niedern Volksclassen, die diese Theater besuchen. Die Menge der Stücke hat freilich dabei keinen geringen Einfluß; auf den verschiedenen Theatern zu Paris wurden innerhalb sechs Monaten nicht weniger als hundert und eilf Stücke gegeben, und während des nämlichen Zeitraums traten einundzwanzig neue Schauspieler auf.

Bei Vaudevilles und mehrern kleinen Stücken

ist es nichts ungewöhnliches, daß mehrere Schriftsteller daran arbeiten; bei dem Umgange aber, den ich mit einigen von dieser Classe hatte, war ich bisweilen erstaunt, daß sie sich einen solchen Namen gemacht hatten. Ihre Gespräche waren unbedeutend, ihre Bemerkungen gemein und ihre Späße erbärmlich. Doch hat gewöhnlich ein Mann von Kopf an der Spitze der Gesellschaft, indem bisweilen vier, fünf bis sechs Personen an einem Stücke arbeiten. Ein Theater, das in Ruf gestanden hat, habe ich noch nicht erwähnt; es hieß von seiner Lage: Théâtre de la Cité. Es wollte mit den besten Theatern auf den Boulevards wetteifern, es war aber außer der Mode und machte Bankerout. Das nämliche Schicksal hatte auch das Théâtre de Molière, das mit dem Théâtre français wetteifern wollte.

Man traf Anstalt zu einem dritten Theater, das mit allen Theatern zugleich wetteifern sollte, als wir Paris verließen; es befand sich in dem wieder aufgebauten Opernhause auf den Boulevards am Thore Saint Martin. Was für einen Erfolg es gehabt hat, habe ich nicht erfahren; allein die Vorbereitungen, die man sowohl in Ansehung der Schauspieler als der Malerei, Maschinerie und der Musik traf, waren, wie man erzählte, außerordentlich. Ich habe aber oft bemerkt, daß man große Versprechungen mit großer Dreistigkeit thut, und ohne vieles Bedenken wieder bricht.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften in Frankreich kann ich nicht in dem hohen Tone sprechen, der für das Herz so viele Annehmlichkeiten hat; jedoch kann ich auch nicht zugeben, daß sie sich in dem elenden Zustande befinden, in welchem sie denje-

nigen erscheinen, die Zeitgenossen Rousseaus, Diderot's, Voltaire's und anderer berühmter Namen waren.

VIX

Ich bin zwar nicht im Stande zu entscheiden; aber ich glaube doch, ohne Gefahr bekannten zu können, daß die Fortschritte in den Wissenschaften groß sind. Vauquelin soll als practischer Chemiker eben so scharfsinnig als genau und unermüdlich seyn, und zu seiner Ehre muß ich es erwähnen, daß er ein eben so vortrefflicher Mensch als geselliger Philosoph ist. So wenigstens ist der Charakter, den man ihm zuschreibt; ich habe nie anders als in Ausdrücken der höchsten Achtung von ihm sprechen hören.

In der Naturgeschichte sind Haüy, Jussieu, Lacepede, Laplace, Cuvier, Ventenat und andere sehr rühmlich bekannte Namen; Cuviers Vortrag ist vernehmlich, deutlich und angenehm. Lacepede zeigt viel Würde in seinem Styl, und Haüy zeichnet sich durch scharfsinnige Eintheilungen aus.

In den mathematischen Wissenschaften stehen jetzt die Franzosen im Rufe, die ersten zu seyn. Den Vorrang vor allen übrigen gesteht man Lagrange zu, mit dem Laplace beinahe auf gleicher Stufe steht. Carnot, Monge, Lalande und mehrere andere sind ihre Gehülfen. Da ich keine Ansprüche auf die Kenntnisse mache, die mich in Stand setzen, solche Männer zu würdigen, so muß ich den Leser an einsichtsvollere Männer verweisen. Die Mitglieder des Nationalinstituts sind bekannt; in allen solchen öffentlichen Gesellschaften aber giebt es Leute, die einander an Talenten sehr ungleich sind, und was die erhabenern Geister anbetrifft, so müssen ihre Werke für sie sprechen.

Auf dies Institut macht Palissot folgende Anspielung; wie weit sie richtig oder nicht richtig ist, kann ich nicht entscheiden. Unter dem Abschnitte Boileau

sagt

sagt Pallissot: „trotz Boileau's erhabenem Genie und großen Talenten war ein ausdrücklicher Befehl von Ludwig XIV. erforderlich, um ihm eine Stelle in der Academie zu verschaffen. La Bruyère hatte, so wie er, die Ehre, durch offenbare Gewalt seinen Eintritt in die Academie zu erhalten. Diese Academie, die man wegen so vieler lächerlicher Wahlen und ungereimten Weigerungen getadelt hat, existirt nicht mehr, wenigstens hat sie ihren Namen, wenn nicht ihren Geist verändert; denn in einigen ihrer Classen, die ganz erbärmlich arm sind, ist sie nichts weniger als ausgesucht. *)

Obschon Pallissot an der tödtlichen Krankheit der Mittelmäßigkeit darnieder liegt und kein hohes Ansehen besitzt, so ist er doch nicht ganz zu verachten. Er ist der Verfasser der les Philosophes, eines Lustspiels, worin J. J. Rousseau auf Vieren gehend, eingeführt wurde. Die versuchte Lächerlichmachung gereichte dem Verfasser zur Schande; so unbedeutend sie auch war, so war es doch jene Art von persönlicher Satyre, die selten ohne Wirkung ist, und die zum Beweise dient, daß er nicht ganz ohne Scharfsinn und ohne komische Laune ist.

Den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Poesie in Paris schildert man beinahe als entehrend; so aber lauten immer die abgedroschenen Anklagen jedes literarischen Zeitalters, selbst solche, wo die größten Dichter lebten; sie gleichen alter Weiber Erzählungen, von Zeiten, die sie gesehen haben, und sind der Zufluchtsort von Journalisten, die ihre eigene Unwissenheit verbergen oder ihren Neid befriedigen wollen. Scharfsinnige Kritiken sind wohlthätig und verdienen eben so sehr den Beifall der Schriftsteller als des Publicums; allein das Absprechen ohne Gründe ist dem

*) Mémoires pour servir à l'Histoire de notre Littérature: deux volumes, in 8vo. Paris, 1803. Vol. I. p. 254.

Fortschritten des guten Geschmacks eben so nachtheilig, als es denjenigen entehrt, der so unbesonnen ist, das hohe und schwierige Amt eines Richters zu übernehmen. Auf diese Art verfährt man sowohl in Frankreich als in andern Ländern; man hört nichts als Klagen über den Verfall der Dichtkunst, und trotz dieser Klagen vergeht kaum ein einziges Jahr, worin nicht ein dramatisches Werk erscheint, das über das Mittelmäßige erhaben ist.

Im Jahre 1797 wurden nicht allein mehrere Stücke dieser Art aufgeführt, sondern es erschienen auch ein Trauer- und ein Lustspiel, welche als geistreiche Producte ihre Stelle auf der Bühne zu behaupten versprechen, und den Werken der größten Meister nur wenig nachstehen. Das Trauerspiel Agamemnon von Lemercier wird für das beste ausgegeben, wozu man seit Racine's Tode den Stoff aus der griechischen Geschichte genommen hat; Médiocre et Rampant von Picard verdient nicht weniger Achtung.

Außer diesen Männern leben noch Legouvé, der Verfasser des la mort d'Abel und andrer Trauerspiele; Andrieux, ein bezaubernder Dichter, der, hätte er auch weiter nichts geschrieben als das Lustspiel les Etourdis, in drei Aufzügen, immer in Ansehen bleiben wird, und Colin d'Harleville, dessen Lustspiele auf der französischen Bühne jetzt gewöhnlich sind. So lange noch solche Männer leben und schöpferische Geisteskräfte besitzen, ist das Gebiet des Drama's noch zu keiner Wüste geworden.

Colin d'Harleville und Andrieux sind vertraute Freunde, und wenn man Palissot in seinem angeführten Buche Glauben beimessen darf, so verdankt der erste sein ganzes Glück dem letztern; man hat aber Palissot oft der Bosheit und Ungerechtigkeit beschuldigt, und vielleicht ist dies ein Beweis davon. Es ist zu bedauern, daß Andrieux, ich fürchte

aus Trägheit, bloß Fabeln und Erzählungen schreibt, die, wenn sie auch alle Schönheiten der Werke des Lafontaine besäßen, ihn doch nicht abhalten sollten, sein so ausgezeichnetes Talent in der Verfertigung von Lustspielen zu üben.

Ich kann nicht alle Männer von poetischem Verdienste in Frankreich anführen, aber Chenier, Monvel, Bouilly, Hofmann und Saint Ju kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Chenier ist der Verfasser mehrerer Trauerspiele, die während der Revolution sehr vielen Beifall fanden, weil sie auf die Zeitbegebenheiten anwendbar waren. Carl IX. wurde vierzig Abende hinter einander aufgeführt; der Inhalt desselben ist die Pariser Bluthochzeit, und Talma, der damals noch von ältern Schauspielern zurückgesetzt wurde, und noch keine Rollen zu spielen hatte, die seinen Talenten angemessen waren, hatte das Glück, Carl IX. zu spielen, einen Charakter voller Unentschlossenheit, der in unentschlossenen Gemüthern seinen Grund in Verbrechen hat, die sie begehen wollen*). Der unklüge Saint Phal, der damals der Haupttragiker war, schlug diese Rolle aus; er wird aber jetzt öfter getadelt als gerühmt.

Monvel ist nicht bloß ein vortrefflicher Schauspieler, sondern auch ein Schriftsteller von tiefem Gefühle, obschon seine Stücke weder im Komischen noch im Tragischen unter die vorzüglichsten gehören. Seine Victimes cloîtrées, ein ernsthaftes Drama, tadelt man deshalb, weil es mehr Grausen als Schrecken erregt; große Geistesgaben aber lassen sich dem Verfasser doch nicht absprechen. Als eine von den Personen, Dorval, von dem Pater Lorenz in's Ge-

*) Jetzt ist Chenier, wegen seiner Epitre à Voltaire in die Ungnade des Kaisers gefallen, und es heißt, er werde nach America auswandern. D. Uebers.

fängniß geschleppt wurde, rief ein Mann in dem Orchester voller Schrecken aus: „nieder mit den Schunken!" Alle Zuschauer blickten ihn an, sein Auge rollte wild und seine Gesichtszüge verriethen Wahnsinn. Als er wieder zu sich kam, sagte er — „ich bitte um Verzeihung! Ich bin ein Mönch gewesen, und wie Dorval in's Gefängniß geschleppt worden, und in dem Pater Lorenz glaubte ich den Superior unsers Klosters zu sehen *)."

Ich muß hier bemerken, daß wenn das Haus zu voll ist, die Musiker das Orchester verlassen, und daß das Publikum Besitz davon nimmt, und eben soviel dafür bezahlt als für das Parquet und die Seitenlogen, welches fünf Schillinge beträgt.

Bouilly ist am meisten in England als der Verfasser des l'Abbé de l'Epée, bekannt; Hofmann und Saint Just haben vorzüglich für das Théâtre italien geschrieben.

Unter die schrecklichen Opfer der Revolution gehört vorzüglich mit der komische Dichter Fabre d'Eglantine, unstreitig der beste, den Frankreich in dem letzten Jahrhunderte hervorgebracht hat. Er war eines von den vielen berühmten Opfern, über deren Grabe die späte Nachwelt noch Thränen vergießen wird.

Unter den Dichtern andrer Arten finden wir Lebrun, der wegen seiner Oden berühmt ist; Barré, Piis, Segur und den ganzen Klubb von Autoren, deren Werke, in den les Diners de Vaudevilles gesammelt sind; Parny, der als witziger Kopf berühmt ist, aber wegen seiner Immoralität den höchsten Tadel verdient, Lalanne, Michaud, Sivry und viele andere. Biraubé, obschon ein Mann von lie-

*) Diese und mehrere andere Theateranekdoten verdanke ich einem gutgeschriebenen Buche in vier kleinen Bänden: Histoire du Théâtre Français depuis le commencement de la Révolution: par Etienne et Martainville. Paris, 1802.

henswürdigen Sitten, mag zwar ein guter Versificateur seyn, ist aber kein Dichter, und jetzt ist er zu alt, als daß er sich noch bessern sollte. Er, der so lange den Lorbeerkranz trug, der berühmte Abbé de Lille, ist leider! todt *).

La Harpe ist ebenfalls nicht mehr; als wir nach Paris kamen, fanden seine Vorlesungen im Lyceum den meisten Beifall, und ob man denselben schon oft Neid, Anmaßung und Vorurtheile vorgeworfen hat, so enthalten sie doch unstreitig viele richtige Bemerkungen und eine große Menge Thatsachen, die für die Literaturgeschichte Werth haben. Einen Dichter, der vielleicht eine Stufe über dem Mittelmäßigen stand, einen Kritiker von größerm Scharfsinne als gewöhnlich solche schreibselige Männer haben, aber einen Schriftsteller, der sich nie bis zu der Höhe erhob, wo das Genie anfängt, ich meine den Satyriker Gilbert, der sehr viel gutes versprach, der aber schon in seinem dreißigsten Jahre 1780 starb, schildert La Harpe, den er kannte, folgendermaßen:

C'est ce petit rimeur, de tant de prix enflé
Qui, sifflé pour ses vers, pour sa prose sifflé,
Tout meurtri des faux pas de sa muse tragique,
Tomba de chute en chute au trône académique.

Dieser Dichter Gilbert war unglücklicherweise selbst schuld an seinem Tode, indem er in einem Anfalle von Raserei einen Schlüssel verschlang.

Ein Gelehrter erzählte mir von La Harpe folgende Anekdote: Das Lyceum wurde von einer Gesellschaft auf Speculation unternommen, und La Harpe ersucht, seine Bedingungen für einen Cursus zu bestimmen. Wenn ich nicht irre, so war dies nicht sein erster Cursus, und da sein Ruf schon gegründet war, so kostete es ihm viele Mühe, ehe er mit sich einig

*) Der Verfasser sagt dies unstreitig wegen seiner Blindheit, denn Delille lebt noch jetzt und ist thätig. D. Uebers.

wurde, wieviel er mit Recht verlangen könnte. Endlich nach vielem Ueberlegen versprach man ihm zweihundert Livres für jede Vorlesung; er wollte aber diesen Abend keine bestimmte Antwort geben. Den Tag darauf nahm er jedoch diese Bedingung an und verließ das Zimmer; er kam aber sogleich wieder zurück, und sagte der Gesellschaft, daß sie noch seine Miethkutsche bezahlen müßte. Dies gestand man ihm zu; er ging wieder fort, da er sich aber auf der Treppe noch einmal besann, so kam er nochmals zurück, und meldete der Gesellschaft, er müsse auch ein Glas Limonade haben, wenn er läse. Diese Forderung war zu kleinlich, als daß man sie hätte abschlagen sollen; ein Glas Limonade kostete vielleicht höchstens zwei Pence. Dies ist wenigstens ein Charakterzug, der kaum mit dem Genie verträglich ist. Als ihn Bonaparte wegen seines Royalismus aus Paris verwies, hielt er sich auf dem Landsitze einer ehemaligen Gräfin ungefähr zwanzig Stunden von Paris auf.

Die Presse, so eingeschränkt sie auch jetzt in Frankreich ist, ist noch nicht gänzlich unterjocht. Selbst die Journalisten Frankreichs sind getheilt, und es giebt mehrere darunter, die die Wahrheit zu vertheidigen und fortzupflanzen suchen, so ohnmächtig ihre Versuche auch seyn mögen.

Der Mercur, der unter Fiévé, Fontanes und Chateaubriands Direction steht, welches lauter Leute sind, die im Solde der Regierung stehen, und die in der literarischen Welt mehr wegen ihrer Diction und Einbildungskraft als wegen ihrer Kenntnisse berühmt sind, bekämpft die Décade philosophique, an deren Spitze, wie ich höre, Ginguené und Cesx stehen, die von Männern unterstützt werden, welche sich durch wissenschaftliche Kenntnisse und kritischen Scharfsinn auszeichnen. Diese Partheien machen mehr die Religion als die Politik zum Vorwande ihres Strei-

tes, und unter dieser Maske sucht die stärkere Parthei die schwächere zu verwunden und in Mißcredit zu bringen. Unter der stärkern Parthei verstehe ich diejenige, welche die Regierung vertheidigt, und die daher wieder von ihr vertheidigt und bezahlt wird.

Religion und Philosophie theilen jetzt die Gelehrten Frankreichs in zwei Partheien; mit der ersten halten es beinahe alle Philologen und Dichter von Paris, mit der andern die wissenschaftlichen Gelehrten. Auf der Seite der Religion stehen La Harpe, Delille, Fontanes, Bernadin-Saint-Pierre, Chateaubriand, Bonald, Villoison, Haüy, Jussieu, Genlis, Fiévé, Michaux und Geoffroy: auf jener der Philosophie Chenier, Saint-Lambert, Andrieux, Morellet, Suard, Lalande, Laplace, Monge, Berthollet, Lacroix, Carnot, Volney, Fourcroy und Cuvier.

Chenier, Saint-Lambert, Volney, Andrieux, Morellet und Suard sind die einzigen Dichter oder Schöngeister, die sich auf der Seite der Philosophie befinden; Haüy und Jussieu die einzigen wissenschaftlichen Gelehrten, die es mit der Parthei der Religion halten. Ich könnte noch viele Männer von beiden Seiten aufführen; allein alle halten es entweder mit der einen oder mit der andern Parthei. Männer, die es jederzeit mit der herrschenden Parthei halten, und sich dafür bezahlen lassen, können keinen Anspruch auf Zutrauen machen. Barrère, Fiévé, Portalis, Röderer und eine Menge anderer solcher Leute, bekümmern sich wenig um Religion, obschon sie den meisten sinnlosen Lärm machen, Lob ohne Einsicht oder Verstand austheilen, und eben so gehässige als niederträchtige Anklagen vorbringen. Der rechtschaffene Mann verdient jederzeit Ehrfurcht, wie auch seine Irrthümer beschaffen seyn mögen; aber principienlose Heuchelei wird immer eine

Geißel der Welt bleiben, so lange sie die Menschen zu täuschen fortfahren wird.

Geoffroy, der im Journal des Débats denjenigen Theil schreibt, der den Namen le feuilleton führt; ein Mann von anerkannten Talenten, den man aber eines gänzlichen Mangels an Grundsätzen beschuldigt; (ich weiß nicht, in wie weit das wahr oder nicht wahr ist), ist einer der furchtbarsten Gegner der Anhänger Voltaire's, und der erbittertste Feind seines Namens, so wie auch der ganzen philosophischen und republikanischen Parthei. Zwischen ihm und Chenier setzte es einen heißen literarischen Kampf, worin auch La Harpe entschiedene Parthei nahm. Les nouveaux Saints, eine Satyre von Chenier, wurde allgemein gelesen; den Antworten aber, die darauf erschienen sind, fehlt es eben so sehr an Gründlichkeit als an Wahrheit.

Mit Gelehrten bin ich nur gelegentlich zusammen gekommen. Siryes traf ich bei jemanden zu Tische, der in dem nämlichen Hotel, aber in andern Zimmern wohnt. Er scheint weder Interesse oder Neugierde zu erregen, noch erregen zu wollen. Er ist von mittler Statur, ungefähr funfzig Jahr alt, geht einfach gekleidet, seine Sitten sind ebenfalls einfach und sein Betragen verräth einen Mann von Verstand. Er war weder zurückhaltend noch redselig, und wenn ihm alle die List eigen ist, die man ihm zugeschrieben hat, so besitzt er jenen Hauptschlüssel der List, scheinbare Offenherzigkeit, der, während er seine eigene Geheimnisse verbirgt, die Herzen anderer aufschließt; ich zweifle aber einigermaßen an dem Daseyn dieser Art von List. Sein Betragen, seine Reden und seine Physiognomie verriethen einen Mann von vielem Nachdenken, von schneller aber stiller Beobachtungsgabe, und daher von großer Vorsicht. Ueber den Grad von selbstsüchtigem Ehrgeize, der ihn bei seinem Handeln geleitet hat, bin

ich nicht Richter; allein ich hoffe und glaube, daß er dem Scheine nach weit größer gewesen ist *), als es wirklich der Fall war, oder daß er durch die Zeit und die Begebenheiten abgekühlt, wo nicht getödtet worden ist.

Man brachte mich auch zu Carnot, auf den in vieler Hinsicht die nämliche Schilderung paßt, nur glaube ich, daß er ein hitzigeres Temperament besitze, ob er schon bei der Unterhaltung zurückhaltender war; denn Bonaparte hatte ihn in großem Verdachte, da es bekannt war, daß er ein Feind des Despotismus sey. Hätte ich ihm frei meine eigenen Grundsätze mitgetheilt, so zweifle ich nicht, daß er mir offenherzig geantwortet haben würde; dies würde aber mehr müßige und zudringliche Neugierde gewesen seyn, als irgend einen Vortheil gehabt haben; auch konnte es Horcher geben, die ihn belauschten. Er behauptete standhaft, daß er, obschon ein Mitglied des Directoriums, doch an dem vergossenen Blute unschuldig gewesen sey; er hatte ein verschiedenes Departement. Ich hoffe, daß das wirklich so ist; aber niemand sollte bloß ein unthätiger Zuschauer bei Unglücksfällen seyn, weil man sich dadurch einigermaßen zum Helfershelfer derselben macht.

Die Einbildungskraft macht sich oft in der Ferne seltsame Vorstellungen von Männern, die sich durch Macht, Genie oder unerwartetes Glück auszeichnen; ich war erstaunt, als ich Reveillere-Lepeaux, einen von den ehemaligen Directoren sah, und fand, daß er wie Pope mißgestaltet war. Man hält ihn für einen moralischen und gutgesinnten Mann. Den jetzigen Senator Gregoire habe ich mehrmals getroffen; er zeich-

*) Sieyes ist nicht allein jetzt gänzlich vergessen, sondern hat auch alle Achtung im Publikum dadurch verloren, daß er so eigennützig war, aus Bonaparte's Händen ein großes Geschenk anzunehmen, und als er das geschenkte Landgut nicht in Besitz nehmen konnte, sich ein anderes noch größeres dafür ausbat. D. Uebers.

net sich durch einen freundlichen und gefälligen Charakter aus, den man eine melancholische Heiterkeit nennen könnte. Seine Melancholie soll zunehmen; er stund an der Spitze der constitutionellen Geistlichkeit, das Concordat aber machte seinem Ansehen ein Ende.

Benjamin Constant, der wegen seiner Beredsamkeit, noch mehr aber wegen seines Widerstandes gegen die Eingriffe der Gewalt bekannt ist, spricht für einen Ausländer gut englisch, lispelt aber dabei stark; diese Gewohnheit haben sich viele Franzosen, die unsere Sprache, lernen, dadurch angewöhnt, daß sie das th in that, those und ähnlichen Wörtern auszusprechen suchten. Er ist ein Mann in seinen besten Jahren, besitzt einen offenen Charakter, hat vielen Scharfsinn, und ist einer von denjenigen, die Bonaparte neuerlich aus dem Tribunate gestoßen hat.

Ich brachte einstmals einen Nachmittag mit Talien zu und wünsche dies nie wieder. Er ist ein ganz sinnlicher Politiker, ein ausgemachter Wüstling, der sich der Verführung noch rühmt; es fehlt ihm an der Gabe zu prüfen und zu untersuchen, ob er schon bekannte, daß die Selbstliebe die Grundlage der Tugend und ihre einzige Triebfeder sey; einen solchen Mann kann man sich nicht zum Gesellschafter wünschen.

Ich war so glücklich unter andern Italiänern auch mit der Madame Beccaria bekannt zu werden, einer Dame von gefälligen Sitten, gesundem Verstande und einer Tochter des berühmten Beccaria's, der das Buch über Verbrechen und Strafen mit so vielem philosophischen Wohlwollen geschrieben hat. In ihrem Hause traf ich einen Mann, der sich damals durch seine Talente und seinen Scharfsinn auszeichnete, und der seither noch weit bekannter geworden ist, nämlich den Vicepräsidenten der cisalpinischen Republik Melzi an. Man hielt ihn für einen ächten Freund der Freiheit, und als er diese Stelle annahm, waren

diejenigen die ihn kannten, nicht wenig erstaunt. Er besaß ein gefälliges Betragen, war gesprächig aber nicht geschwätzig; er hatte den größten Antheil an der Unterhaltung, aber bloß, weil er am meisten gefragt wurde.

Casti, einer der berühmtesten italienischen noch lebenden Dichter, Verfasser der Novelle galanti, worin er mit dem bloß fehlerhaften Theile Lafontaines zu wetteifern gesucht hat, und der Gli animali parlanti einer politischen Allegorie, die aber zu langweilig ist, als daß sie interessant seyn könnte, ob sie schon eine Menge Wahrheiten in sarcastischer Form enthält, ist jetzt achtzig Jahr alt. Neulich hat er das letztere Werk in drei Bänden in Octav herausgegeben und scheint noch immer den vollen Gebrauch seiner Kräfte zu besitzen, ob er schon so schlecht Französisch spricht, daß ich dies mehr aus der bloßen Lebhaftigkeit seiner Bewegung, Gesichtszüge und Stimme, als aus seinen Worten schloß *).

Die Frau von Stael, die als Neckers Tochter, noch mehr aber wegen ihrer litterarischen Talente und wegen ihres Romans Delphine bekannt ist, ist eine Dame, deren Fluß der Ideen und der Sprache so schnell ist, daß selbst Franzosen recht aufmerksam seyn müssen, wenn sie ihr folgen und sie begreifen wollen, um ihr antworten zu können, sobald die Unterhaltung eine lebhafte Wendung nimmt. Dies ist eine so große Unbequemlichkeit, daß sie zum Fehler wird; der Zuhörer hat keine Zeit zum Nachdenken. Sie ist für die Engländer eingenommen, spricht ihre Sprache, ist eine Feindinn des Despotismus, wird daher als verdächtig angesehen und besucht Paris blos gelegentlich **). Ihr Gemal, der Baron von Stael, ist todt.

*) Dieser ist im Jahre 1803 gestorben. D. Uebers.

**) Jetzt darf sie es gar nicht besuchen, sondern hält sich gänzlich Stunden von Paris auf. D. Uebers.

Auch der Wittwe des unglücklichen Condorcet war ich für ihre Gefälligkeiten vielen Dank schuldig; mehrere Gelehrte gehörten zu ihrer Gesellschaft, so wie auch einige von den Freunden, die ich sehr hoch schätze. Unter den Teutschen, die Paris nach dem Frieden besuchten, traf ich den berühmten Naturforscher Fabricius, den Philosophen Jacobi, Campe aus Braunschweig und Cramer an, der jetzt zu Paris wohnt, wo er eine Druckerei hat. Jetzt ist Bonaparte sein Idol. Er übersetzt auch viel aus dem Deutschen, und diese Werke erscheinen unter dem Namen von Leuten, die sie corrigiren. Die schändliche und gehässige Sitte, Werke unter falschem Namen herauszugeben, herrscht noch mehr zu Paris als in London. Es giebt dort Leute, denen man große Talente zuschreibt, und deren Werke unglaublich händereich zu seyn scheinen, von denen man nicht genau sagen kann, was sie geschrieben und was sie nicht geschrieben haben.

Rouget-Desliles, der Verfasser des Marseiller Liedes, und der sich sonst so sehr durch seinen revolutionairen Eifer auszeichnete, ist jetzt bloß noch wegen seiner Unbedeutendheit, seiner Gleichgültigkeit gegen alle Grundsätze, seines Schielens nach schönen Frauenzimmern und der Ausstellung seiner Person zu Frascati und an andern öffentlichen Vergnügungsorten merkwürdig.

Lalande'n hat die Astronomie viel zu verdanken. Einige tadeln ihn wegen seines offenbaren Unglaubens; sein moralischer Charakter aber wird von jedermann gelobt. Eitelkeit ist seine Schwäche; er steht in beständigem Briefwechsel mit dem Astronomen von Zach, nachdem er diesen zu Gotha besucht hat, kann er gar nicht genug die Aufmerksamkeit die ihm der Herzog erwiesen, und die Wagen in denen er gefahren, und die Gastereien denen er beigewohnt hat, rühmen. Er

ist auch noch dadurch merkwürdig, daß er Spinnen fängt und sie ißt.

Von Laplace spricht man wegen seiner tiefen mathematischen Kenntnisse mit dem größten Lobe; er soll darin bloß La Grange nachstehen.

Dem Verfasser der Proverbes dramatiques, Herrn Carmontel, waren wir wegen eines Schauspiels, das ich in seiner Art für einzig halte, großen Dank schuldig. Auf transparentem Papier hatte er in Wasserfarbe eine Reihe von Landschaften gemahlt, um die mahlerischen Scenen Frankreichs und die Jahrszeiten darzustellen. Diese hat er mit einander verbunden und auf Papier geklebt; und da das Ganze an zwei Walzen befestigt ist, die senkrecht über einander hängen und die man langsam herum dreht, so bekommt man jede Scene und jede Jahreszeit nach einander zu sehen. Obschon das Ganze etwas zu manierirt und zu sehr mit Farben überladen ist, so gewährt sein Anblick doch großes Vergnügen. Carmontel ist ungefähr achtzig Jahr alt, aber noch sehr lebhaft.

Ich habe mehrmals das Vergnügen gehabt, den berühmten Kosciusko zu sprechen, und habe mich gefreut, daß er wenig Unbequemlichkeiten an den Wunden verspürt, die man für unheilbar ausgegeben hatte. Er genoß einer guten Gesundheit, war heiter, sprach offenherzig, und war weit mehr zum Scherz als zur Melancholie geneigt.

Herr Demaimieux, Verfasser eines Werkes, das von einer Universalsprache auf eine deutliche und practische Art handelt, zeichnet sich durch seine gefällige Aufmerksamkeit gegen Fremde, besonders aber gegen Engländer aus. Er hielt einstmals vierzehn Tage Vorlesungen über die Pasigraphie; dies ist der Titel seines Buchs, das seine gewählten Zeichen enthält und ihren Gebrauch lehrt; ich und alle seine Zuhörer wohnten diesen Vorlesungen gratis bei. Mit großem Ver-

gnügen bemerkt man den Enthusiasmus, womit er eine Kunst zu verbreiten sucht, die, wenn sie allgemein angenommen, wesentlich dazu beitragen würde, den Gedanken Bestimmtheit zu geben, paradoxe und unbestimmte Meinungen zu verbessern und dem Elende ein Ende zu machen, das aus Streitigkeiten entsteht.

Mercier, der Verfasser des Gemäldes von Paris und der Oheim meiner Frau, führte mich zu Herrn Clos, einem Freunde Voltaires's ein, der bei seinem Tode zugegen gewesen war, der noch jetzt in dem nämlichen Hotel lebt, und den Stock und die Büste des Dichters in einem Glasschranke aufbewahrt. Mag es Aberglaube, Thorheit, verdiente Ehrfurcht, oder sonst etwas seyn; kurz, als Herr Clos mir den Stock in die Hand gab, küßte ich ihn voller Ehrfurcht. Kein Mensch ist vollkommen, und Voltaire war ein Mensch, aber ein so außerordentlicher, daß wenige auf gleichen Rang Anspruch machen können. Seine Büste ist so genau als möglich. Houdon, einer der berühmtesten noch lebenden Bildhauer Frankreichs maß Voltaires Kopf, und wandte die größte Aufmerksamkeit auf seine Arbeit; die Marmorbüste soll daher dem berühmten Manne vollkommen ähnlich sehen.

Ich könnte noch viel mehrere Namen nennen, allein ich will nur folgende noch hinzufügen, die mir ein gelehrter Freund mitgetheilt hat. Mit allen oder doch den meisten der bisher angeführten Männer bin ich persönlich bekannt gewesen.

„Ginguene, ein sehr eleganter Schriftsteller und ein warmer Freund der Freiheit. Zur Zeit des Directoriums war er Gesandter zu Turin, und bei Bekanntmachung der letzten Constitution wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Er hielt es für seine Pflicht, sich einigen Maaßregeln der Regierung zu widersetzen und war daher einer von den Tribunen, die der Senat ausschloß. Er ist Mitglied des Nationalinstituts."

„Thiesse, vormals ein berühmter Advocat zu Rouen in der Normandie und ein fester Anhänger der Revolution. Während Robespierre's Tyrannei wurde er eingekerkert; zur Zeit des Directoriums wurde er zum Mitglied des Raths der Fünfhundert ernannt, und nach dem achtzehnten Brümaire war er ein Mitglied der Gesetzgebungs-Commission der Fünfundzwanziger, welche die neue Constitution verfertigte. Da er Bonaparte persönlich zugethan war, da er oft zu ihm kam und von ihm manche schmeichelhafte Beweise von Aufmerksamkeit erhielt, so hielt er es für eine vorzügliche Pflicht, die er seinem Vaterlande schuldig sey, sich manchen Einrichtungen zu widersetzen. Dreimal leistete er den Staatsräthen auf der Tribune des gesetzgebenden Körpers in seiner Eigenschaft als Mitglied des Tribunats über Gegenstände des bürgerlichen Rechts Widerstand, und erhielt jedesmal durch seine einfache und überzeugende Beredsamkeit einen vollkommenen Sieg. Er wurde daher auch von dem Senat aus dem Tribunat ausgeschlossen."

„Saint-Aubin, ein guter Schriftsteller, ein vortrefflicher Patriot und Mitglied des Tribunats, der ohne andere Hülfsquellen als jene seiner Feder, sich aus Grundsatz gewissen Maßregeln der Regierung widersetzte. Er wurde daher auch durch den Senat aus dem Tribunate ausgeschlossen und ist freudig zur Armuth und Unabhängigkeit zurückgekehrt."

„Target, ehemals Mitglied der französischen Akademie und ein ausgezeichneter Gesetzgeber, Mitglied der constituirenden Nationalversammlung; man glaubte er habe die erste Verfassung gemacht, die daher gewöhnlich auch Targets Constitution hieß. Target ist jetzt Mitglied des Cassationstribunals."

„Ramond, ein berühmter Geologe, hat einen großen Theil seines Lebens in den Pyrenäen zugebracht. Er hat Coxe's Reisen in die Schweiz

übersetzt und das Original sehr verschönert und verbessert, nicht bloß durch die Grazien seines Styls, sondern auch durch seine gelehrten Anmerkungen über die Gebirge und seine schönen Naturbeschreibungen. Ramond ist jetzt Mitglied des gesetzgebenden Körpers; während der Sommervakanzen aber setzt er in den Gebirgen seine Entdeckungen mit Eifer fort. Er hat eine außerordentlich große Unterhaltungsgabe."

„Kellermann, der erste General, der die französischen Republikaner ihren Feinden Widerstand zu thun und sie zu erobern lehrte. Mit einer weit geringern Macht hielt er die preußische Armee zu Chalons auf ihrem Marsche nach Paris auf und zwang sie zum Rückzuge. Er ist der älteste französische General, jetzt Mitglied des Senats, und wurde neulich von diesem Körper zu einem der Oberoffiziere der Ehrenlegion gewählt."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ich will noch einige flüchtige Bemerkungen über Musik und Malerei mittheilen, so wie sie mir meine Hülfsmittel und die Gelegenheit an die Hand geben. Die Anzahl der Componisten in Paris ist zahlreich, und der erste Name, der einen Franzosen in die Gedanken kommt, ist Gretry. Er hat lange Zeit hindurch der größten öffentlichen Gunst genossen, setzt aber scheint er seine musikalischen Arbeiten bei Seite gelegt zu haben, und lebt in einem Hause ungefähr sieben bis acht Meilen von Paris, das ich besucht habe, weil einstmals J. J. Rousseau darin gewohnt hat. Ich weiß nicht, ob Gretry glaubt, die Mauern seyen inspirirt, genug er sucht jetzt literarischen Ruhm, und hat in Worten zu beweisen versucht, welche tiefe Einsichten er in dem musikalischen Effect, in dem Geschmack und in der Kenntniß der Leidenschaften besitzt. Als Schriftsteller der

französischen Musik besitzt er ausgemachtes Verdienst, selten ist ihm aber die Kunst eigen, welche er doch völlig zu besitzen glaubt, nämlich der Musiker aller Nationen zu seyn.

Cherubini, dessen Genie mit den größten lebenden Künstlern Italiens wetteifern kann, scheint sein festes Aufenthalt zu Paris genommen zu haben, und benutzt allen Eifer, der seinen Ruhm noch vermehren könnte, und so weit er noch thätig ist, seine Talente auf die französische Sprache eingeschränkt zu haben. Hierdurch mag zwar für seinen Beutel gesorgt seyn *), allein sein Genie wird unendlich darunter leiden, wenn er nicht bald einen andern Weg einschlägt.

Mehul ist der fleißigste und beliebteste unter den Componisten, die jetzt die Bühne in Besitz genommen haben. Daß er ein Mann von Genie ist, zeigt seine Ouvertüre des jeune Henri, einige seiner Chorale für das Conservatorium der Musik und mehrere seiner Opern.

Lesueur soll nach der Behauptung mehrerer das größte musikalische Genie Frankreichs seyn. Ich habe keine von seinen Compositionen gehört, aber seine bittern Klagen über schlechte Behandlung in den Zeitungen gelesen, und hier bin ich Zeuge von einer der Streitigkeiten gewesen, die unter den französischen angesehenen Gelehrten so häufig sind.

Ich will hier bloß noch die Namen von einigen Musikern anführen, ohne sie weiter zu schildern, als Gosses, Boyeldieu, Solie, Tarchi, Bruni, Kerton, D'alayrac, Fontenelle, le Moine, Gavaud, Catel, Martini, Nicolo, Plantade und Kreutzer.

Winter arbeitet an einer Oper für das große Opernheater, die um die Zeit da wir Paris verließen aufgeführt werden sollte. Kreutzer spielt in der

*) Gosses, Mehul und Cherubini sind Componisten und Inspectoren des Conservatoriums der Musik.

groben Leer die erste Violine, Levasseur das Violoncelle, Delcambre und Ozi den Baß, Sorne Haute-Contre, Fridrich Duvernois bläs't das Horn, Xavier Lefevre die Clarinette, Sallentin die Hautboe, Cousineau und Dalvinari spielen die Harfe, Bauberlick bläs't die Flöte und Garnier das Flageolet. Mit Kreutzern habe ich einen Abend zugebracht, den ich nicht leicht vergessen werde; denn unser unvergleichlicher Crosdill, Clementi, dessen musikalische Arbeiten unsterblich seyn werden, und sein Lieblingsjögling, der junge Field waren dabei.

Auf der Violine ist Kreutzer ein bewundernswürdiger, obschon nicht vollendeter Spieler. Er ist ein Deutscher, und verbindet mit etwas Härte der deutschen Schule nicht wenig Ausschweifendes der französischen. Nach einem der größten Haydnischen Quartetts (No. II. Op. XVI.), wobei ich das Violoncello niemals so vollkommen habe spielen hören als von Crosdill, spielte Kreutzer etwas von sich selbst.

Breval, der einige leichte Sonaten für das Violoncello geschrieben hat, war mit von der Gesellschaft. Es herrscht oft eine große Aehnlichkeit zwischen dem Charakter eines Mannes und seinen Werken. Breval's Betragen war eben so bescheiden als seine Sonaten.

Romberg, von dem Conservatorium der Musik, wird als Violoncellospieler sehr gepriesen.

Von dem Conservatorium weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß es die Regierung gestiftet hat, und daß es bei der Feier der Nationalfeste Musik aufführt.

So wenig ich im Stande gewesen bin, eine vollkommene Uebersicht von dem jetzigen Zustande der Literatur und Musik zu geben, so vermag ich noch weniger ausführliche Nachrichten von der Malerei und Bildhauerkunst mitzutheilen.

Die Gemäldegallerie in dem Louvre ist ein Gebäude, das nach der Seine hin gegen Süden, und nach dem

Carrousselplatze gegen Norden offen, und das auf jeder Seite mit Fenstern auf eine solche Art versehen ist, daß das sich durchkreuzende Licht, das auf die Gemälde fällt, schuld ist, daß man den größten Theil derselben aus einem gegebenen Standpunkte nicht ganz sehen kann; man kann sie bloß theilweise untersuchen; es ist daher oft der Fall, daß, wenn der Tag hell und das Licht stark ist, man viele von den Gemälden zunächst an den Fenstern nicht einmal so deutlich sehen kann, daß man ihren Gegenstand erkennt. Für jeden Kunstliebhaber ist dies ein großes Uebel, ein Mißbrauch, den die große Nation nicht dulden sollte. Allein die Mißbräuche, die sie duldet, sind leider! zahllos, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ihre Verbesserung mit einer schicklichern Stellung ihrer Gemälde anfangen werde.

Doch zurück zu dieser ungeheuren Gemäldegallerie. Die Wand rechts zieht die Aufmerksamkeit am meisten auf sich; denn links hängen hauptsächlich bloß Gemälde von geringerm Werthe. Die Werke die zuerst das Auge auf sich ziehen, sind jene von Poussin, Frankreichs Stolz. Man sieht hier nicht weniger als neunzehn Gemälde von ihm; und obschon die meisten Meisterstücke sind, so sind sie doch von sehr ungleichem Werthe. Ein Fremder sollte vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf die Sündfluth richten, die man insgemein für Poussin's schönstes Werk hält. J. J. Rousseau hat oft Stundenlang in Gedanken und Bewunderung versunken, davor gesessen; so wenigstens erzählen die Aufseher der Gallerie. In Ansehung der Farbe steht Poussin im Ganzen selbst, den Malern der römischen Schule nach; allein in diesem Gemälde hat sie eine so erstaunliche Wahrheit, daß der Zuschauer eine Atmosphäre, die nichts als Wasser und dicke Wolken, welche nie zu regnen aufhören, zu erblicken glaubt. Bei Salomons Urtheil hat Poussin noch einen Beweis

von schönem und ächtem Gefühle gegeben. Der Soldat, der den Orgon aufhebt, ist bloß darauf aufmerksam, daß er auf die rechte Stelle trifft; in dem Gesichte jedes Frauenzimmers ist der Schrecken des erwarteten Hiebes sichtbar; die Weisen hingegen, die um Salomon stehen, sind in Bewunderung über seine tiefe Kenntniß der menschlichen Natur versunken.

Künstler, die bessere Richter sind, als ich mir zu seyn anmaße, bewunderten den Mannaregen, als vielleicht das meisterhafteste Werk von Poussin in dieser Gallerie.

Die Künstler und ihre Werke sind hier zu zahlreich, als daß ich sie einzeln beurtheilen könnte; ich kann mich aber nicht enthalten, einen kleinen Tribut einem Manne zu zollen, der zwar noch nicht den Rang erhalten hat, den er verdient, den er aber sicherlich erhalten wird. Des heiligen Gervasius und Portais Erscheinung vor dem Erzbischof zu Mayland, der Tod Christi und die Aebtissin und kranke Nonne, beide in Andacht, sind drei Gemälde, die Philipp aus Champagne unsterblich machen werden.

Im Sommer 1802 fanden sich viele englische Künstler in Paris ein, um die herrlichen Kunstwerke, die man daselbst gesammelt hat, zu bewundern. Es giebt bestimmte Tage, wo geringere Künstler eine gewisse Anzahl Gemälde zum Studiren erhalten. Man kann sich aber leicht denken, welche Unordnung dadurch entstehet. Ich habe die Ausstellungen im Jahre 1801 und 1802 besucht. Die erstere, worauf sich meine Bemerkungen beschränken, habe ich häufig gesehen; denn da ich mich mit dem jetzigen Zustande der Künste in Frankreich bekannt machen wollte, so war dies nothwendig. Ich war erstaunt, David's Namen in dem Catalog so häufig zu finden, und ärgerte mich nicht wenig, als ich fand, daß unter den sechsundzwanzig Gemälden, bloß ein einziges von ihm selbst, die übrigen aber von seinen

Schülern waren. Noch mehr ärgerte ich mich, als ich gewahr wurde, daß der allgemeine Charakter dieser Zöglinge kalt und gezwungen war, eine affektirte Einfachheit mit einem mehr oder weniger hervorspringenden Zuge von Ausschweifung; eine Annäherung mehr an die Härte der alten deutschen Meister als an die tiefen und sanften Schattirungen Rembrandt's oder Carravaggio's, an die reiche Farbengebung der venetianischen Schule, oder die noch schönern Farben Correggio's verrieth.

Nie trat ich in die Gallerie, ohne ähnliche Gefühle zu empfinden, die im Ganzen die Gemälde in mir erregten; es war eine frostige Empfindung, gegen die ich mich nicht sogleich retten konnte. Gliedmaaßen, die gerade und rund waren; Formen, die aufrecht standen und ohne Bewegung waren; Linien, die keine wellenförmige Bewegung hatten; kein Fleisch, sondern Marmor, der hier und da die Farbe verloren hatte; dies waren die Vorstellungen, die ihr Anblick in mir erweckte.

Als ich aber die Sache genauer untersuchte, fand ich einige Ausnahmen, besonders unter den kleinen Gemälden. Einige Fruchtstücke, z. B. von Van Spändonk und Vandäl hielt ich für gut; vielleicht waren sie vortrefflich; Swebach's Gemälde, größtentheils in Bredal's Manier, gewährten mir Vergnügen, ob ich schon gewünscht hätte, daß die Beine seiner Pferde, besonders das Huthaar stärker, seine Figuren nicht so oft schlank und dünn, und seine Stellungen weniger geziert gewesen wären. Indessen wird man seinen Gemälden doch eine Stelle in den Sammlungen einräumen.

Unter den Ausstellern befanden sich auch die Veteranen Greuze und Demachy; der Reiz der Farben aber, welche sonst den Erstern auszeichnete, hatte seine vorige Stärke verloren. Seine Arbeiten waren sowohl in den Haupt- als in den Nebentheilen alle-

mal mangelhaft. Es scheint sonderbar zu seyn, daß sie so fehlerhaft in jener bezaubernden Einfachheit der Natur waren, wodurch sich seine Köpfe junger Mädchen sonst so sehr auszeichneten. Demachy ist als Architekturmahler ein Mann von großem Verdienst, oder ist es wenigstens gewesen.

Ein Porträt von Vincent gewährte mir großes Vergnügen, und im Ganzen hielt ich seine Schüler für besser als jene von David, ob sie schon lange nicht so zahlreich sind. Doch muß ich Gerard ausnehmen, der, wie ich glaube, unter David studirt hat, und von dem sich bei der Ausstellung ein Gemälde von der Madame Bonaparte befand, daß im höchsten Grade vollendet war und großes Verdienst hatte; nur wurde es durch die allzumühselige Genauigkeit, worin sich die Künstler der französischen Schule gefallen, zu hart.

Unter den Landschaftsmalern nimmt vielleicht Demarne, ein geborner Brüßler, die erste Stelle ein; er hatte niederländische Sitten mit den französischen vereinigt, ob sich schon eine Landschaft von Delarive von Genf dabei befand, die ich jeder von Demarne würde vorgezogen haben; sie war in dem warmen Style von Both. Demarne's Gemälde werden von den besten Sammlern gekauft. Die Gemälde, wovon mehrere von Künstlerinnen, besonders von der Mademoiselle Gerard waren, gehörten sicherlich mit unter die besten.

An die wechselseitige Verachtung, mit der die englischen Künstler die sogenannte französische Schule, und die französischen Künstler nicht etwa die englische Schule, (denn sie spotten darüber wenn jemand glaubt, England habe eine Schule oder könne jemals eine haben), sondern jeden Engländer behandeln, der auf Malerei Anspruch macht, oder nur von einem Gemälde zu sprechen wagt, außer mit der Börse in der Hand,

um dasselbe zu kaufen; an ein solches beleidigendes und ungerechtes Vorurtheil kann man bloß mit Schmerzen denken. Noch trauriger ist es, wenn man hört, daß selbst Männer wie David in Frankreich, und eben so berühmte Namen in England die Anführer bei solchen unsinnigen Anfällen mit allem Ungestüm eines Fanatikers machen. Beide haben Schulen, und beide Schulen haben sehr tadelnswerthe Fehler, aber ob sie gleich einander gerade entgegengesetzt sind, so kann sie doch die Zeit verbessern. Daß sich die Franzosen im Zeichnen auszeichnen, wird jeder vernünftige Mann zugeben, daß aber die Engländer keine größere Geschicklichkeit im Farben gehen besäßen, kann niemand anders als ein Blinder behaupten. Daß die Franzosen kleinlich und genau sind, sich der Ziererei schuldig machen, feurig in ihren Entwürfen, kalt in der Ausführung sind, daß sie große Zwecke durch geringe Mittel hervorzubringen streben, daß sie die Theile eines Gemäldes unzusammenhängend lassen, wo sie insgesammt harmoniren sollten, daß ihre Fehler in der Composition äußerst beleidigend sind, und daß sie auf die reinste Einfachheit Anspruch machen, ob sie schon Unfruchtbarkeit mit Bombast verbinden, dies sind Vorwürfe, die man mit Recht der französischen Schule machen kann, wenn man sie nach ihren schlechten Meistern beurtheilen wollte. So lange aber Poussin's, Lesueur's, Bourdon's und Lenain's Werke existiren, darf Frankreich mit Recht auf eine Stelle im Tempel der Künste Anspruch machen.

Ich habe David in seiner Wohnung im Louvre besucht, wobei zwei englische Künstler zugegen waren, wovon der eine ihm einen Kupferstich nach Sir Joshua Reynolds zeigte. Er hatte entweder kaum etwas von einem solchen Manne gehört, oder er stellte sich bloß, als ob er nichts von ihm gehört hätte, er hatte nur einen Mezzotinto Kupferstich von bloßen Porträts

gesehen; aber er sähe aus dem vor ihm befindlichen Kupferstich, daß Sir Joshua nicht einmal Haare machen könnte. Einer unsrer trefflichsten Künstler, der Davids Gemälde gesehen hatte, versicherte auch, er könne sicher behaupten, daß David die Haare selbst nach Gypsabdrücken mahle. Dies sieht man nicht bloß aus der Härte und dem Grelle, sondern auch aus der Form und Gruppirung der Locken; bloß die Nachahmung des Marmors kann solche Wirkung hervorbringen. Wenn dies der Fall ist, so darf ich mich nicht wundern, daß mir die Pferdemähnen in dem Gemälde der Sabinerinnen so sehr mißfielen.

Die stolze Verachtung, mit der ich David die englischen Maler behandeln hörte, war Ursache, daß ich seine Werke mit besonderer Aufmerksamkeit untersuchte, daher war ich vielleicht auch geneigter Fehler zu sehen; dies ist etwas gewöhnliches. Ich besuchte seine Werkstätte und sahe die Horazier, wie sie über den Schild ihres Vaters schwuren, für Rom zu sterben. Dies Gemälde soll sein Meisterstück seyn, alle Theile desselben gefielen mir, bloß die Verhältnisse des Zeichenmeisters (drawing master) nicht. Straffe Linien, steife Stellungen, wilde Blicke, ohne eine Spur vom Feierlichen, die Wuth dreier hitzköpfigen Egoisten, nicht die gewaltige Macht des Heroism, auf die die Freiheit sicher vertrauen kann, die Composition statt einfach, verworren, die Mannspersonen, die ihre Gelübde in dem einen Zimmer thun, die unglücklichen Frauenzimmer, die in dem andern weinen, dies schienen mir Fehler zu seyn, für welche mich keine Schönheit hinlänglich schadlos halten konnte.

Sein Brutus, ein anderes von seinen Gemälden, läßt sich in Ansehung der Theile nicht mit dem gesunden Menschenverstand vereinigen. In dem einen Zimmer saß Brutus, in dem andern die Frauenzimmer, und auf der Straße gieng der Leichenzug; we-

nigstens glaubte ich, daß sich dies so verhalte. Doch hatte dies Gemälde eine meisterhafte Schönheit, die mich für alle seine Fehler mehr als schadlos hielt; dies war der Ausdruck der Stellung, der Gestalt und der Miene des Brutus, der in traurigen Gedanken versunken sitzt, während man die Leichname seiner Söhne nach dem Scheiterhaufen trägt.

Die Sabinerinnen zeigte er für Geld öffentlich. Die mechanischen Theile bei diesem Gemälde kommen mir vortrefflich vor, ob dies schon die englischen Künstler leugnen, mit denen ich darüber gesprochen habe.

Man hat David in Paris darüber sehr viele Vorwürfe gemacht, daß er sein Gemälde, die Sabinerinnen und Bonaparte's Gemälde hat für Geld sehen lassen; man nannte sein Verfahren entehrend für die Nation, besonders aber für ihn selbst und seine Kunst. Ich glaube aber man thut hierin Unrecht; denn warum soll der Künstler arm bleiben, sobald er auf eine rechtmäßige Weise etwas verdienen kann?

Man erzählt sich freilich vieles von seiner Habsucht, und das Beispiel, das man mir angeführt hat, scheint dies zu beweisen. Ein vornehmer Irrländer, mit dem ich zu Paris bekannt wurde, sagte mir, daß er David sitze, und bat mich, daß ich sein Gemälde besehen möchte; ich that dies und fand was ich vermuthet hatte. Nach der ersten Sitzung, als bloß die ersten äußern Umrisse fertig waren, verlangte David funfzig Guineen; man willigte sogleich in diese Forderung, nach der dritten Sitzung verlangte er noch funfzig. Der Irrländer war hierüber etwas erstaunt, bezahlte aber doch das Geld. Sein Erstaunen aber vermehrte sich noch mehr, als man ihm das Gemälde nach Hause brachte und der Bote noch hundert Guineen verlangte. Das Gemälde war, wie ich glaube, in der ganzen Länge; ich bin aber überzeugt,

Auch der Wittwe des unglücklichen Condorcet war ich für ihre Gefälligkeiten vielen Dank schuldig; mehrere Gelehrte gehörten zu ihrer Gesellschaft, so wie auch einige von den Freunden, die ich sehr hoch schätze. Unter den Teutschen, die Paris nach dem Frieden besuchten, traf ich den berühmten Naturforscher Fabricius, den Philosophen Jacobi, Campe aus Braunschweig und Cramer an, der jetzt zu Paris wohnt, wo er eine Druckerei hat. Jetzt ist Bonaparte sein Idol. Er übersetzt auch viel aus dem Deutschen, und diese Werke erscheinen unter dem Namen von Leuten, die sie corrigiren. Die schändliche und gehässige Sitte, Werke unter falschem Namen herauszugeben, herrscht noch mehr zu Paris als in London. Es giebt dort Leute, denen man große Talente zuschreibt, und deren Werke unglaublich händereich zu seyn scheinen, von denen man nicht genau sagen kann, was sie geschrieben und was sie nicht geschrieben haben.

Rouget-Desliles, der Verfasser des Marseiller Liedes, und der sich sonst so sehr durch seinen revolutionairen Eifer auszeichnete, ist jetzt bloß noch wegen seiner Unbedeutendheit, seiner Gleichgültigkeit gegen alle Grundsätze, seines Schielens nach schönen Frauenzimmern und der Ausstellung seiner Person zu Frascati und an andern öffentlichen Vergnügungsorten merkwürdig.

Lalande'n hat die Astronomie viel zu verdanken. Einige tadeln ihn wegen seines offenbaren Unglaubens; sein moralischer Charakter aber wird von jedermann gelobt. Eitelkeit ist seine Schwäche; er steht in beständigem Briefwechsel mit dem Astronomen von Zach; nachdem er diesen zu Gotha besucht hat, kann er gar nicht genug die Aufmerksamkeit die ihm der Herzog erwiesen, und die Wagen in denen er gefahren, und die Gastereien denen er beigewohnt hat, rühmen. Er

ist auch noch dadurch merkwürdig, daß er Spinnen fängt und sie ißt.

Von Laplace spricht man wegen seiner tiefen mathematischen Kenntnisse mit dem größten Lobe; er soll darin bloß La Grange nachstehen.

Dem Verfasser der Proverbes dramatiques, Herrn Carmontel, waren wir wegen eines Schauspiels, das ich in seiner Art für einzig halte, großen Dank schuldig. Auf transparentem Papier hatte er in Wasserfarbe eine Reihe von Landschaften gemahlt, um die mahlerischen Scenen Frankreichs und die Jahrszeiten darzustellen. Diese hat er mit einander verbunden und auf Papier geklebt; und da das Ganze an zwei Walzen befestigt ist, die senkrecht über einander hängen und die man langsam herum dreht, so bekommt man jede Scene und jede Jahreszeit nach einander zu sehen. Obschon das Ganze etwas zu manierirt und zu sehr mit Farben überladen ist, so gewährt sein Anblick doch großes Vergnügen. Carmontel ist ungefähr achtzig Jahr alt, aber noch sehr lebhaft.

Ich habe mehrmals das Vergnügen gehabt, den berühmten Kosciusko zu sprechen, und habe mich gefreut, daß er wenig Unbequemlichkeiten an den Wunden verspürt, die man für unheilbar ausgegeben hatte. Er genoß einer guten Gesundheit, war heiter, sprach offenherzig, und war weit mehr zum Scherz als zur Melancholie geneigt.

Herr Demaimieux, Verfasser eines Werkes, das von einer Universalsprache auf eine deutliche und practische Art handelt, zeichnet sich durch seine gefällige Aufmerksamkeit gegen Fremde, besonders aber gegen Engländer aus. Er hielt einstmals vierzehn Tage Vorlesungen über die Pasigraphie; dies ist der Titel seines Buchs, das seine gewählten Zeichen enthält und ihren Gebrauch lehrt; ich und alle seine Zuhörer wohnten diesen Vorlesungen gratis bei. Mit großem Ver-

gnügen bemerkt man den Enthusiasmus, womit er eine Kunst zu verbreiten sucht, die, wenn sie allgemein angenommen, wesentlich dazu beitragen würde, den Gedanken Bestimmtheit zu geben, paradoxe und unbestimmte Meinungen zu verbessern und dem Elende ein Ende zu machen, das aus Streitigkeiten entsteht.

Mercier, der Verfasser des Gemäldes von Paris und der Oheim meiner Frau, führte mich bei Herrn Clos, einem Freunde Voltaire's ein, der bei seinem Tode zugegen gewesen war, der noch jetzt in dem nämlichen Hotel lebt, und den Stock und die Büste des Dichters in einem Glasschranke aufbewahrt. Mag es Aberglaube, Thorheit, verdiente Ehrfurcht, oder sonst etwas seyn; kurz, als Herr Clos mir den Stock in die Hand gab, küßte ich ihn voller Ehrfurcht. Kein Mensch ist vollkommen, und Voltaire war ein Mensch, aber ein so außerordentlicher, daß wenige auf gleichen Rang Anspruch machen können. Seine Büste ist so genau als möglich. Houdon, einer der berühmtesten noch lebenden Bildhauer Frankreichs nahm Voltaires Kopf, und wandte die größte Aufmerksamkeit auf seine Arbeit; die Marmorbüste soll daher dem berühmten Manne vollkommen ähnlich sehen.

Ich könnte noch viel mehrere Namen nennen, allein ich will nur folgende noch hinzufügen, die mir ein gelehrter Freund mitgetheilt hat. Mit allen oder doch den meisten der bisher angeführten Männer bin ich persönlich bekannt gewesen.

„Ginguene, ein sehr eleganter Schriftsteller und ein warmer Freund der Freiheit. Zur Zeit des Directoriums war er Gesandter zu Turin, und bei Bekanntmachung der letzten Constitution wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Er hielt es für seine Pflicht, sich einigen Maaßregeln der Regierung zu widersetzen und war daher einer von den Tribunen, die der Senat ausschloß. Er ist Mitglied des Nationalinstituts.“

„Thiesse, vormals ein berühmter Advocat zu Rouen in der Normandie und ein fester Anhänger der Revolution. Während Robespierre's Tyrannei wurde er eingekerkert; zur Zeit des Directoriums wurde er zum Mitglied des Raths der Fünfhundert ernannt, und nach dem achtzehnten Brümaire war er ein Mitglied der Gesetzgebungs-Commission der Fünfundzwanziger, welche die neue Constitution verfertigte. Da er Bonaparte persönlich zugethan war, da er oft zu ihm kam und von ihm manche schmeichelhafte Beweise von Aufmerksamkeit erhielt, so hielt er es für eine vorzügliche Pflicht, die er seinem Vaterlande schuldig sey, sich manchen Einrichtungen zu widersetzen. Dreimal leistete er den Staatsräthen auf der Tribune des gesetzgebenden Körpers in seiner Eigenschaft als Mitglied des Tribunats über Gegenstände des bürgerlichen Rechts Widerstand, und erhielt jedesmal durch seine einfache und überzeugende Beredsamkeit einen vollkommenen Sieg. Er wurde daher auch von dem Senat aus dem Tribunat ausgeschlossen."

„Saint-Aubin, ein guter Schriftsteller, ein vortrefflicher Patriot und Mitglied des Tribunats, der ohne andere Hülfsquellen als jene seiner Feder, sich aus Grundsatz gewissen Maßregeln der Regierung widersetzte. Er wurde daher auch durch den Senat aus dem Tribunate ausgeschlossen und ist freudig zur Armuth und Unabhängigkeit zurückgekehrt."

„Target, ehemals Mitglied der französischen Akademie und ein ausgezeichneter Gesetzgeber, Mitglied der constituirenden Nationalversammlung; man glaubte er habe die erste Verfassung gemacht, die daher gewöhnlich auch Targets Constitution hieß. Target ist jetzt Mitglied des Cassationstribunals."

„Ramond, ein berühmter Geologe, hat einen großen Theil seines Lebens in den Pyrenäen zugebracht. Er hat Coxe's Reisen in die Schweiz

übersetzt und das Original sehr verschönert und verbessert, nicht bloß durch die Grazien seines Styls, sondern auch durch seine gelehrten Anmerkungen über die Gebirge und seine schönen Naturbeschreibungen. Ramond ist jetzt Mitglied des gesetzgebenden Körpers; während der Sommervakanzen aber setzt er in den Gebirgen seine Entdeckungen mit Eifer fort. Er hat eine außerordentlich große Unterhaltungsgabe."

„Kellermann, der erste General, der die französischen Republikaner ihren Feinden Widerstand zu thun und sie zu erobern lehrte. Mit einer weit geringern Macht hielt er die preußische Armee zu Chalons auf ihrem Marsche nach Paris auf und zwang sie zum Rückzuge. Er ist der älteste französische General, jetzt Mitglied des Senats, und wurde neulich von diesem Körper zu einem der Oberoffiziere der Ehrenlegion gewählt."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ich will noch einige flüchtige Bemerkungen über Musik und Malerei mittheilen, so wie sie mir meine Hülfsmittel und die Gelegenheit an die Hand geben. Die Anzahl der Componisten in Paris ist zahlreich, und der erste Name, der einen Franzosen in die Gedanken kommt, ist Gretry. Er hat lange Zeit hindurch der größten öffentlichen Gunst genossen, jetzt aber scheint er seine musikalischen Arbeiten bei Seite gelegt zu haben, und lebt in einem Hause ungefähr sieben bis acht Meilen von Paris, das ich besucht habe, weil einstmals J. J. Rousseau darin gewohnt hat. Ich weiß nicht, ob Gretry glaubt, die Mauern seyen inspirirt, genug er sucht jetzt literarischen Ruhm, und hat in Worten zu beweisen versucht, welche tiefe Einsichten er in dem musikalischen Effect, in dem Geschmack und in der Kenntniß der Leidenschaften besitzt. Als Schriftsteller der

französ-

französischen Musik besitzt er ausgemachtes Verdienst; selten ist ihm aber die Kunst eigen, welche er doch völlig zu besitzen glaubt, nämlich der Musiker aller Nationen zu seyn.

Cherubini, dessen Genie mit den größten lebenden Künstlern Italiens wetteifern kann, scheint seinen festen Aufenthalt in Paris genommen zu haben, und beinahe allen Eifer, der seinem Ruhme noch mehren könnte, und so weit er noch thätig ist, seine Talente auf die französische Sprache eingeschränkt zu haben. Hierdurch mag zwar für seinen Beutel gesorgt seyn *), allein sein Genie wird unendlich darunter leiden, wenn er nicht bald einen andern Weg einschlägt.

Mehul ist der fleißigste und beliebteste unter den Componisten, die jetzt die Bühne in Besitz genommen haben. Daß er ein Mann von Genie ist, zeigt seine Ouvertüre des jeune Henri, einige seiner Chorale für das Conservatorium der Musik und mehrere seiner Opern.

Lesueur soll nach der Behauptung mehrerer das größte musikalische Genie Frankreichs seyn. Ich habe keine von seinen Compositionen gehört, aber seine bittern Klagen über schlechte Behandlung in den Zeitungen gelesen, und hier bin ich Zeuge von einer der Streitigkeiten gewesen, die unter den französischen angesehenen Gelehrten so häufig sind.

Ich will hier bloß noch die Namen von einigen Musikern anführen, ohne sie weiter zu schildern, als Gossec, Boyeldieu, Solie, Tarchi, Bruni, Berton, D'alayrac, Fontenelle, Le Moine, Gavaud, Catel, Martini, Nicolo, Alexade und Kreutzer.

Winter arbeitet an einer Oper für das große Opernheater, die um die Zeit da wir Paris verließen aufgeführt werden sollte. Kreutzer spielt in der

*) Gossec, Mehul und Cherubini sind Componisten und Inspectoren des Conservatoriums der Musik.

großen Oper die erste Violine, Levasseur das Violoncello, Delcambre und Ozi den Baß, Sorne singt Tenor, Fridrich Duvernois bläs't das Horn, Xavier Lefevre die Clarinette, Sallentin die Hautboe, Cousineau und Dalvinari spielen die Harfe, Vanderlick bläs't die Flöte und Garnier das Flageolet. Mit Kreutzern habe ich einen Abend zugebracht, den ich nicht leicht vergessen werde; denn unser unvergleichlicher Crosdill, Clementi, dessen musikalische Arbeiten unsterblich seyn werden, und sein Lieblingszögling, der junge Field waren dabei.

Auf der Violine ist Kreutzer ein bewundernswürdiger, obschon nicht vollendeter Spieler. Er ist ein Deutscher, und verbindet mit etwas Härte der deutschen Schule nicht wenig Ausschweifendes der französischen. Nach einem der größten Haydnischen Quartetts (No. II. Op. XVI.), wobei ich das Violoncello niemals so vollkommen habe spielen hören als von Crosdill, spielte Kreutzer etwas von sich selbst.

Breval, der einige leichte Sonaten für das Violoncello geschrieben hat, war mit von der Gesellschaft. Es herrscht oft eine große Aehnlichkeit zwischen dem Charakter eines Mannes und seinen Werken. Breval's Betragen war eben so bescheiden als seine Sonaten.

Romberg, von dem Conservatorium der Musik, wird als Violoncellospieler sehr gepriesen.

Von dem Conservatorium weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß es die Regierung gestiftet hat, und daß es bei der Feier der Nationalfeste Musik aufführt.

So wenig ich im Stande gewesen bin, eine vollkommene Uebersicht von dem jetzigen Zustande der Literatur und Musik zu geben, so vermag ich noch weniger ausführliche Nachrichten von der Malerei und Bildhauerkunst mitzutheilen.

Die Gemäldegallerie in dem Louvre ist ein Gebäude, das nach der Seine hin gegen Süden, und nach dem

Carrousselplatze gegen Norden offen, und das auf jeder Seite mit Fenstern auf eine solche Art versehen ist, daß das sich durchkreuzende Licht, das auf die Gemälde fällt, schuld ist, daß man den größten Theil derselben aus einem gegebenen Standpunkte nicht ganz sehen kann; man kann sie bloß theilweise untersuchen; es ist daher oft der Fall, daß, wenn der Tag hell und das Licht stark ist, man viele von den Gemälden zunächst an den Fenstern nicht einmal so deutlich sehen kann, daß man ihren Gegenstand erkennt. Für jeden Kunstliebhaber ist dies ein großes Uebel, ein Mißbrauch, den die große Nation nicht dulden sollte. Allein die Mißbräuche, die sie duldet, sind leider! zahllos, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ihre Verbesserung mit einer schicklichern Stellung ihrer Gemälde anfangen werde.

Doch zurück zu dieser ungeheuren Gemäldegallerie. Die Wand rechts zieht die Aufmerksamkeit am meisten auf sich; denn links hängen hauptsächlich bloß Gemälde von geringerm Werthe. Die Werke die zuerst das Auge auf sich ziehen, sind jene von Poussin, Frankreichs-Stolz. Man sieht hier nicht weniger als neunzehn Gemälde von ihm; und obschon die meisten Meisterstücke sind, so sind sie doch von sehr ungleichem Werthe. Ein Fremder sollte vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf die Sündfluth richten, die man insgemein für Poussin's schönstes Werk hält. J. J. Rousseau hat oft Stundenlang in Gedanken und Bewunderung versunken, davor gesessen; so wenigstens erzählen die Aufseher der Gallerie. In Ansehung der Farbe steht Poussin im Ganzen selbst, den Malern der römischen Schule nach; allein in diesem Gemälde hat sie eine so erstaunliche Wahrheit, daß der Zuschauer eine Atmosphäre, die nichts als Wasser und dicke Wolken, welche nie zu regnen aufhören, zu erblicken glaubt. Bei Salomons Urtheil hat Poussin noch einen Beweis

von schönem und ächtem Gefühle gegeben. Der Soldat, der den Orden aufhebt, ist bloß darauf aufmerksam, daß er auf die rechte Stelle trifft; in dem Gesichte jedes Frauenzimmers ist der Schrecken des erwarteten Hiebes sichtbar; die Weisen hingegen, die um Salomon stehen, sind in Bewunderung über seine tiefe Kenntniß der menschlichen Natur versunken.

Künstler, die bessere Richter sind, als ich mir zu seyn anmaße, bewunderten den Mannaregen, als vielleicht das meisterhafteste Werk von Poussin in dieser Gallerie.

Die Künstler und ihre Werke sind hier zu zahlreich, als daß ich sie einzeln beurtheilen könnte; ich kann mich aber nicht enthalten, einen kleinen Tribut einem Manne zu zollen, der zwar noch nicht den Rang erhalten hat, den er verdient, den er aber sicherlich erhalten wird. Des heiligen Gervasius und Portais Erscheinung vor dem Erzbischof zu Mayland, der Tod Christi und die Aebtissin und kranke Nonne, beide in Andacht, sind drei Gemälde, die Philipp aus Champagne unsterblich machen werden.

Im Sommer 1802 fanden sich viele englische Künstler in Paris ein, um die herrlichen Kunstwerke, die man daselbst gesammelt hat, zu bewundern. Es giebt bestimmte Tage, wo geringere Künstler eine gewisse Anzahl Gemälde zum Studiren erhalten. Man kann sich aber leicht denken, welche Unordnung dadurch entstehe. Ich habe die Ausstellungen im Jahre 1801 und 1802 besucht. Die erstere, worauf sich meine Bemerkungen beschränken, habe ich häufig gesehen; denn da ich mich mit dem jetzigen Zustande der Künste in Frankreich bekannt machen wollte, so war dies nothwendig. Ich war erstaunt, David's Namen in dem Catalog so häufig zu finden, und ärgerte mich nicht wenig, als ich fand, daß unter den sechsundzwanzig Gemälden, bloß ein einziges von ihm selbst, die übrigen aber von seinen

Schülern waren. Noch mehr ärgerte ich mich, als ich gewahr wurde, daß der allgemeine Charakter dieser Zöglinge kalt und gezwungen war, eine affektirte Einfachheit mit einem mehr oder weniger hervorspringenden Zuge von Ausschweifung; eine Annäherung mehr an die Härte der alten deutschen Meister als an die tiefen und sanften Schattirungen Rembrandt's oder Carravaggio's, an die reiche Farbengebung der venetianischen Schule, oder die noch schönern Farben Correggio's verrieth.

Nie trat ich in die Gallerie, ohne ähnliche Gefühle zu empfinden, die im Ganzen die Gemälde in mir erregten; es war eine frostige Empfindung, gegen die ich mich nicht sogleich retten konnte. Gliedmaaßen, die gerade und rund waren; Formen, die aufrecht standen und ohne Bewegung waren; Linien, die keine wellenförmige Bewegung hatten; kein Fleisch, sondern Marmor, der hier und da die Farbe verloren hatte; dies waren die Vorstellungen, die ihr Anblick in mir erweckte.

Als ich aber die Sache genauer untersuchte, fand ich einige Ausnahmen, besonders unter den kleinen Gemälden. Einige Fruchtstücke, z. B. von Van Spändonk und Vandäl hielt ich für gut; vielleicht waren sie vortrefflich; Swebach's Gemälde, größtentheils in Bredal's Manier, gewährten mir Vergnügen, ob ich schon gewünscht hätte, daß die Beine seiner Pferde, besonders das Huthaar stärker, seine Figuren nicht so oft schlank und dünn, und seine Stellungen weniger geziert gewesen wären. Indessen wird man seinen Gemälden doch eine Stelle in den Sammlungen einräumen.

Unter den Ausstellern befanden sich auch die Veteranen Greuze und Demachy; der Reiz der Farben aber, welche sonst den Erstern auszeichnete, hatte seine vorige Stärke verloren. Seine Arbeiten waren sowohl in den Haupt- als in den Nebentheilen alle

mal mangelhaft. Es scheint sonderbar zu seyn, daß sie so fehlerhaft in jener bezaubernden Einfachheit der Natur waren, wodurch sich seine Köpfe junger Mädchen sonst so sehr auszeichneten. Demachy ist als Architekturmahler ein Mann von großem Verdienst, oder ist es wenigstens gewesen.

Ein Porträt von Vincent gewährte mir großes Vergnügen, und im Ganzen hielt ich seine Schüler für besser als jene von David, ob sie schon lange nicht so zahlreich sind. Doch muß ich Gerard ausnehmen, der, wie ich glaube, unter David studirt hat, und von dem sich bei der Ausstellung ein Gemälde von der Madame Bonaparte befand, daß im höchsten Grade vollendet war und großes Verdienst hatte; nur wurde es durch die allzumühselige Genauigkeit, worin sich die Künstler der französischen Schule gefallen, zu hart.

Unter den Landschaftsmalern nimmt vielleicht Demarne, ein geborner Brüßler, die erste Stelle ein; er hatte niederländische Sitten mit den französischen vereinigt, ob sich schon eine Landschaft von Delarive von Genf dabei befand, die ich jeder von Demarne würde vorgezogen haben; sie war in dem warmen Style von Both. Demarne's Gemälde werden von den besten Sammlern gekauft. Die Gemälde, wovon mehrere von Künstlerinnen, besonders von der Mademoiselle Gerard waren, gehörten sicherlich mit unter die besten.

An die wechselseitige Verachtung, mit der die englischen Künstler die sogenannte französische Schule, und die französischen Künstler nicht etwa die englische Schule, (denn sie spotten darüber wenn jemand glaubt, England habe eine Schule oder könne jemals eine haben), sondern jeden Engländer behandeln, der auf Malerei Anspruch macht, oder nur von einem Gemälde zu sprechen wagt, außer mit der Börse in der Hand,

um dasselbe zu kaufen; an ein solches beleidigendes und ungerechtes Vorurtheil kann man bloß mit Schmerzen denken. Noch trauriger ist es, wenn man hört, daß selbst Männer wie David in Frankreich, und eben so berühmte Namen in England die Anführer bei solchen unsinnigen Anfällen mit allem Ungestüm eines Fanatikers machen. Beide haben Schulen, und beide Schulen haben sehr tadelnswerthe Fehler, aber ob sie gleich einander gerade entgegengesetzt sind, so kann sie doch die Zeit verbessern. Daß sich die Franzosen im Zeichnen auszeichnen, wird jeder vernünftige Mann zugeben, daß aber die Engländer keine größere Geschicklichkeit im Farben gehen besäßen, kann niemand anders als ein Blinder behaupten. Daß die Franzosen kleinlich und genau sind, sich der Ziererei schuldig machen, feurig in ihren Entwürfen, kalt in der Ausführung sind, daß sie große Zwecke durch geringe Mittel hervorzubringen streben, daß sie die Theile eines Gemäldes unzusammenhängend lassen, wo sie insgesammt harmoniren sollten, daß ihre Fehler in der Composition äußerst beleidigend sind, und daß sie auf die reinste Einfachheit Anspruch machen, ob sie schon Unfruchtbarkeit mit Bombast verbinden, dies sind Vorwürfe, die man mit Recht der französischen Schule machen kann, wenn man sie nach ihren schlechten Meistern beurtheilen wollte. So lange aber Poussin's, Lesueur's, Bourdon's und Lenain's Werke existiren, darf Frankreich mit Recht auf eine Stelle im Tempel der Künste Anspruch machen.

Ich habe David in seiner Wohnung im Louvre besucht, wobei zwei englische Künstler zugegen waren, wovon der eine ihm einen Kupferstich nach Sir Joshua Reynolds zeigte. Er hatte entweder kaum etwas von einem solchen Manne gehört, oder er stellte sich bloß, als ob er nichts von ihm gehört hätte, er hatte nur einen Mezzotinto Kupferstich von bloßen Porträts

gesehen; aber er sähe aus dem vor ihm befindlichen Kupferstich, daß Sir Joshua nicht einmal Haare machen könne. Einer unsrer trefflichsten Künstler, der David's Gemälde gesehen hatte, versicherte mich, er könne sicher behaupten, daß David die Haare selbst nach Gypsabdrücken mahle. Dies sähe man nicht bloß aus der Härte und dem Grelle, sondern auch aus der Form und Gruppirung der Locken: bloß die Nachahmung des Marmors kann solche Wirkung hervorbringen. Wenn dies der Fall ist, so darf ich mich nicht wundern, daß mir die Pferdemähnen in dem Gemälde der Sabinerinnen so sehr mißfielen.

Die stolze Verachtung, mit der ich David die englischen Maler behandeln hörte, war Ursache, daß ich seine Werke mit besonderer Aufmerksamkeit untersuchte, daher war ich vielleicht auch geneigter Fehler zu sehen; dies ist etwas gewöhnliches. Ich besuchte seine Werkstätte und sahe die Horazier, wie sie über den Schild ihres Vaters schwuren, für Rom zu sterben. Dies Gemälde soll sein Meisterstück seyn, alle Theile desselben gefielen mir, bloß die Verhältnisse des Zeichenmeisters (drawing master) nicht. Straffe Linien, steife Stellungen, wilde Blicke, ohne eine Spur vom Feierlichen, die Wuth dreier hitzköpfigen Egoisten, nicht die gewaltige Macht des Heroism, auf die die Freiheit sicher vertrauen kann, die Composition stat einfach, verworren, die Mannspersonen, die ihre Gelübde in dem einen Zimmer thun, die unglücklichen Frauenzimmer, die in dem andern weinen, dies schienen mir Fehler zu seyn, für welche mich keine Schönheit hinlänglich schadlos halten konnte.

Sein Brutus, ein anderes von seinen Gemälden, läßt sich in Ansehung der Theile nicht mit dem gesunden Menschenverstand vereinigen. In dem einen Zimmer saß Brutus, in dem andern die Frauenzimmer, und auf der Straße gieng der Leichenzug; wo-

nigstens glaubte ich, daß sich dies so verhalte. Doch hatte dies Gemälde eine meisterhafte Schönheit, die mich für alle seine Fehler mehr als schadlos hielt; dies war der Ausdruck der Stellung, der Gestalt und der Miene des Brutus, der in traurigen Gedanken versunken sitzt, während man die Leichname seiner Söhne nach dem Scheiterhaufen trägt.

Die Sabinerinnen zeigte er für Geld öffentlich. Die mechanischen Theile bei diesem Gemälde kommen mir vortrefflich vor, ob dies schon die englischen Künstler leugnen, mit denen ich darüber gesprochen habe.

Man hat David in Paris darüber sehr viele Vorwürfe gemacht, daß er sein Gemälde, die Sabinerinnen und Bonaparte's Gemälde hat für Geld sehen lassen; man nannte sein Verfahren entehrend für die Nation, besonders aber für ihn selbst und seine Kunst. Ich glaube aber man thut hierin Unrecht; denn warum soll der Künstler arm bleiben, sobald er auf eine rechtmäßige Weise etwas verdienen kann?

Man erzählt sich freilich vieles von seiner Habsucht, und das Beispiel, das man mir angeführt hat, scheint dies zu beweisen. Ein vornehmer Irländer, mit dem ich zu Paris bekannt wurde, sagte mir, daß er David sitze, und bat mich, daß ich sein Gemälde besehen möchte; ich that dies und fand was ich vermuthet hatte. Nach der ersten Sitzung, als bloß die ersten äußern Umrisse fertig waren, verlangte David funfzig Guineen; man willigte sogleich in diese Forderung, nach der dritten Sitzung verlangte er noch funfzig. Der Irländer war hierüber etwas erstaunt, bezahlte aber doch das Geld. Sein Erstaunen aber vermehrte sich noch mehr, als man ihm das Gemälde nach Hause brachte und der Bote noch hundert Guineen verlangte. Das Gemälde war, wie ich glaube, in der ganzen Länge; ich bin aber überzeugt,

daß der Irrländer nicht so viel bezahlt haben würde, wenn er ein Franzose gewesen wäre.

Man kauft noch immer Gemälde für die Nationalgallerie, ich sollte aber vielmehr sagen für Bonaparte, da dieser alle Gemälde wegnimmt, die es ihm beliebt, und sie nach den Tuillerien oder nach Saint Cloud oder auch wo anders hinbringen läßt.

Die Sammlungen von Lucian Bonaparte und von seinem Onkel dem Cardinal Fesch sollen prächtig seyn. Die Franzosen behaupten gemeiniglich, daß sie die Annahme von Geld für Nationalausstellungen verachten. Sie halten sich aber nicht genau an diese Behauptung. Die Verwandlung von Raphael befand sich zur Zeit meines Aufenthalts in Paris unter den Händen von Leuten, die sie säuberten, und man konnte sie nicht anders zu sehen bekommen, als durch ein Geschenk an die Conservatoren der Gallerie, das ich mehrmals gern bezahlt habe.

Die Gemäldesäuberer loben sich selbst öffentlich über die Wiederherstellung von Gemälden, die die Zeit ruinirt hat und über den vortrefflichen Zustand, in den sie dieselben wieder gesetzt haben. Einer von diesen Leuten ersuchte einen meiner Freunde, ihm eine Bittschrift an die Regierung aufzusetzen, damit er eine Pension erhielte, weil er gewisse Gemälde verschönert habe, die Raphael, Tizian und andere Meister gemahlt hätten. Die Künstler hingegen behaupteten allgemein, daß mehrere Gemälde beim Säubern verdorben worden wären.

Ich muß hier noch eine Bemerkung über die französischen Künstler mittheilen: Einige englische Bildhauer, mit denen ich gesprochen habe, schätzen die französischen Maler höher, als sie von irgend einer andern Classe englischer Künstler geachtet werden. Ich glaube, dies rührt von der Gewohnheit her, daß die Bild-

hauer große Ehrfurcht gegen das Zeichnen, aber nur wenig gegen die Farbengebung haben.

Im Erdgeschoß unter der Halle des Apollo findet sich die Gallerie der Antiken, wo man alle Statuen antrifft, die man Italien geraubt hat. Ich bin der Meinung, daß Statuen nicht soviel Vergnügen gewähren als Gemälde. Ich läugne nicht die Wunder, die der Bildhauer bewirken kann; allein Menschen lassen sich doch nicht aus Marmor machen, sie haben unzählbare Schattirungen, die der Marmor nie wiedergeben kann. Der Bildhauer kann dem Geist Vergnügen gewähren, ja er kann ihn sogar in Erstaunen setzen, aber doch nicht das Auge täuschen. Allein trotz dieser Meinung habe ich doch manche angenehme Stunde in der Betrachtung der Wunder des Meißels zugebracht.

Es ist nicht möglich, dem Leser einen Begriff von der Gallerie der Antiken zu geben, so zahlreich sind die Meisterstücke der Bildhauerkunst, die sich darin befinden.

In der Halle der Jahreszeiten giebt es verschiedene schöne Faunen; in der Halle der berühmten Männer die Statuen des Demosthenes, Menander, Posidippus und andere; in der Halle der Römer die Statuen und Büsten des Brutus und mehrerer edler Republikaner nebst dem sterbenden Fechter; in der Halle des Laocoon, außer dieser bewundernswürdigen Gruppe, einen Antinous, einen Adonis, einen Bacchus, einen Meleager und mehrere andere von großer Schönheit; in der Halle des Apollo, die Venus vom Capitol, den ägyptischen Antinous und das Meisterstück der Bildhauerkunst den Apollo von Belvedere, und in der Halle der Musen, die Musen selbst und mehrere alte Büsten, besonders eine von Sokrates. Im Jahre 1802 kam noch in die Halle des Apollo der berühmte Torso, dessen Verhältnisse mir von eben so großer Schönheit

als herrlichen Ausdruck zu seyn scheinen. Ehe ich noch von diesem sogenannten Centralmuseum der Künste Abschied nehme, muß ich noch hinzusetzen, daß sich daselbst in einem Zimmer Cartons und Zeichnungen von Michel Angelo, Raphael, Julio Romano und vielen andern großen Meistern befinden. In der Straße des petits Augustins ist das Museum, wo sich die Gräber, Denkmäler und Ueberreste der Kunst befinden, die ehemals in den zahlreichen religiösen Stiftungen, in den Klöstern, Kirchen und Pallästen zerstreuet waren. Außer zwei celtischen Altären und ungefähr zwanzig Antiken, enthält es Urbilder und Denkmäler aus dem mittlern Zeitalter und aus dem dreizehnten, vierzehnten und folgenden Jahrhunderten bis auf das letztere. Die Denkmäler jedes Jahrhunderts stehen abgesondert; man kann auf diese Weise die Fortschritte in der Bildhauerkunst und im Geschmacke recht anschaulich kennen lernen.

Welche zahlreichen Erinnerungen erwecken jene beiden Nationalmuseen! Ich habe schon oben erwähnt, wie tief Canova gerührt gewesen ist, daß man Rom diese Denkmäler des Genies geraubt hat, die ihm in seinem Verfall noch so großen Glanz gaben. Ein anderer Bildhauer, ein Engländer, dessen Name den Künsten theuer ist, erklärte, als er hierüber sprach, daß der Laocon, der Torso, der Apollo von Belvedere und alle Statuen, die man aus dem Capitol und dem Vatican genommen hat, die Hälfte von ihrer Zauberkraft verloren zu haben schienen; daß sie nicht mehr an ihrer Stelle, nicht mehr in der Nachbarschaft des Pantheon, des Coliseum, der Gräber der Scipionen und jener stolzen Republikaner wären, die bei der ganzen Welt in Ehrfurcht stünden. Auf dem Capitol und im Vatican hatten sie eine Größe, die in Paris gänzlich verschwunden ist.

Sechsundwanzigstes Kapitel.

In einer Stadt wie Paris, das selbst ein kurzer Abriß einer so großen Nation, als die französische ist, und das Frankreich gleichsam im Grundrisse vorstellt, trifft man der merkwürdigen und interessanten Gegenstände so viel an, daß sie weder ein einzelnes Werk fassen, noch ein einzelner Mensch alle untersuchen kann. Ich fühle, wie wenig ich meinen Gegenstand erschöpft habe; jeder Schriftsteller aber handelt klug, wenn er sich nicht selbst erschöpft, daher will ich mein Buch mit einer Auswahl vermischter Thatsachen und Bemerkungen schließen.

Auf dem festen Lande haben beide Geschlechter, wie ich schon oben bemerkt habe, nicht ihre so stark geschiedenen Beschäftigungen, als in England. Wenn z. B. der Mann ein Hühneraugenausschneider, ein Barbier oder Zahnarzt ist, so kann die Frau, wenn er nicht zu Hause ist, oft alle diese Geschäfte eben so geschickt verrichten, als er selbst. Auf den Brücken, besonders auf der neuen Brücke, stehen Reihen von Männern und Weibern, wovon jede gewöhnlich ein Bret an einen Stock und daran vielleicht ein altes Blech befestiget, woran ihr Name und ihre Handthierung steht. Auf einem solchen Bleche fand ich folgende Aufschrift:

Versailles: tond les chiens, coupe les chats et sa femme aussi *).

Auf den Ruinen der Bastille ist jetzt ein Holzhof. Nicht bloß aber die Stelle, wo dieses große Gebäude

*) Versailles scheert Hunde, schneidet Katzen und auch seine Frau.

Der einfältige Mann wollte damit nicht sagen, daß er seine Frau schneide, sondern daß sie eben so gut wie er Hunde und Katzen verschneide. Seine Hauptbeschäftigung bestand im Schuheputzen.

gestanden hat, ist merkwürdig, sondern auch die Häuser, die noch stehen und die sich innerhalb seiner Einfassung befanden. Das Ganze scheint mit dem Zeughause in Verbindung gestanden und einer kleinen Stadt geglichen zu haben.

Auf dem festen Lande ist der Verkehr bei weitem nicht so regelmäßig eingerichtet, als in England; es fahren zwar Wagen von einer Stadt zur andern und laden Güter auf, wo sie eine Fracht finden; es ist ihnen aber einerlei, wo sie hinbestimmt sind *). Diesen Umstand hat mir ein englischer Kaufmann zu Paris mitgetheilt.

Auf die Ordnung, den Fleiß und die Ehrlichkeit der Bedienten, kann man sich im Ganzen zu Paris nur wenig verlassen; alle, die wir gehabt haben, bestahlen uns, vielleicht nur der letzte ausgenommen. Bei Verrichtung ihrer Arbeiten befolgten sie gar keine bestimmte Ordnung; wenn sie etwas angefangen haben, so erinnern sie sich einer andern, oft einer dritten und vierten Arbeit, ohne eine von allen diesen zu beendigen. Einer meiner Freunde ging mit seiner Gattin aus und befahl, daß zu einer bestimmten Zeit, wo er mit Gesellschaft wieder da seyn wolle, die Mahlzeit fertig seyn sollte. Bei seiner Zurückkunft war die erste Frage; „ob der Tisch gedeckt sey?" — „O ja! die Suppe ist fertig." Sie gingen in die Stube und sahen auf der Mitte des Tisches Zimmergeräthschaften statt einer Suppenterrine stehen. So machen es gewöhnlich die französischen Bedienten, deren sorglose Streiche zahllos sind.

Man hat von London die Bemerkung gemacht, daß, was die Keller, gewöhnlichen Schleusen, Wasserröhren und andere vortreffliche Werke zur öffentlichen Bequemlichkeit anbelangt, vielleicht ein Viertheil der

*) Daß dies auf das nördliche Deutschland nicht ganz paßt, weiß jeder. D. Uebers.

Arbeit auf den Bau der Stadt unter der Erde verwendet worden sey. Solche nützliche Arbeiten hat Paris verhältnißmäßig nur sehr wenige; Wasser, eins der ersten Bedürfnisse, holt man aus dem Fluße oder aus öffentlichen Brunnen in Eimern, und trägt es auf diese Art bis oben hinauf in den höchsten Häusern.

Statt einer Rinne auf jeder Seite der Straße, ist bloß eine in der Mitte ohne ein Pflaster für Fußgänger. Daher sind mehrere Straßen, in denen sich Brunnen befinden, selbst im trockensten Sommer schmuzzig, und wenn plötzlich ein Regen fällt, so stehen sie so voller Wasser, daß man nicht anders über sie gehen kann, als daß man durch das Wasser hindurch wadet. Solche starke Regengüsse sind ziemlich häufig; daher giebt es Leute, die Bretter auf eine Art von Wagen mit Rädern genagelt haben, die einstweilen als Brücken dienen, und für deren Gebrauch jeder Fußgänger etwas bezahlen muß; obschon die Eigenthümer gewöhnlich so gutmüthig sind, daß sie die Armen gratis hinüber gehen lassen. Die Rinnen verbreiten selbst in den Straßen, die etwas trocken sind, wenn man mit einem Besen hineinfährt, einen äußerst häßlichen Gestank.

Bei solchen starken Regengüssen giebt es noch eine größere Unbequemlichkeit: die hervorspringenden Dachrinnen oben an den Häusern tragen das Wasser nicht bis zu einer bestimmten Weite; wenn man daher nicht recht vorsichtig ist; so geräth man alle zwölf Schritte unter eine Art von Wasserfall. Man muß die Unannehmlichkeiten von Paris und die Gleichgültigkeit der Nation gegen dieselben, sowohl der Obrigkeit als der Unterthanen sehen, wenn man sie glauben soll.

Herumziehende Straßengewerbe sind etwas gewöhnliches. Nicht bloß die Kesselflicker und die Täschner, sondern auch die Schuhflicker, die Korbmacher, Porzellanausbesserer und andere solcher Gewerbe, zie-

hen von einer Straße zur andern, lassen sich an einer Wand nieder und legen ihre Werkzeuge um sich her; Tabulettkrämer fahren ihre Waaren in leichten Karren zum Verkaufe herum, andere legen sie auf Buden aus, wo man eine große Menge von allerhand Gegenständen um einen bestimmten Preis kaufen kann, z. B. jeden für zehn Sous in der einen Bude, in der andern für funfzehn, in der dritten vielleicht für vierzig. Der Verkäufer überläßt dies der Wahl des Käufers.

Bei Streitigkeiten machen die Franzosen einen ungeheuern Lärm, besonders thun dies Politiker und Leute, die einige geringe literarischen Kenntniße besitzen. Ein Franzose von dieser Classe gerieth in ein außerordentliches Erstaunen, und wollte es durchaus nicht glauben, als man ihm erzählte, daß London größer und volkreicher als Paris sey.

Das Lotteriespiel ist vielleicht eins der größten Uebel in Frankreich, und ist eben so nachtheilig für die Glückseligkeit als für die Sittlichkeit des Volkes. In England ist es ein unverzeihliches Verbrechen, und daß es der König, die Lords und die Gemeinen sanctioniren, ist eine Schande für die Gesetzgebung, welche in einem Zeitalter, wie das unsrige, beinahe unglaublich ist. In Frankreich geht es hiermit noch weit schlimmer her; es giebt Lotterien zu Paris, Brüssel, Lyon, Strasburg, Bourdeaux und Turin; jede Lotterie wird monatlich dreimal gezogen, daher sind von dreißig Tagen achtzehn Ziehtage, und Loose von allen diesen Lotterien ruft man unaufhörlich aus. Damit sich das Uebel selbst bis auf die ärmste Classe verbreite, damit ja keiner entgehe, kann man ein Loos für sechs Pence haben; das Volk ist überdies so unwissend und verblendet, daß eine Menge Leute davon lebt, daß sie auf die Kunst zu weissagen und auf die Ausfindigmachung glücklicher Zahlen Anspruch macht. Die Kunstgriffe, deren sie sich dabei

bedie-

bedienen, sind so abgenutzt, und die Elenden, die dies thun, sehen so jämmerlich aus, und sind so außerordentlich unwissend, daß man glauben sollte, sie könnten nicht einmal einen armseligen Lappländer hintergehen, der etwa eine Kleinigkeit kauft. Der gewöhnlichste Kunstgriff dieser Leute besteht darin, daß sie jemanden nach dem ersten Buchstaben seines Namens fragen, und ihm ein gedrucktes Papier und eine Reihe von Nummern in die Hand geben, auf welche der Buchstabe, wie sie behaupten, hinführen soll. Wenn man in der Lotterie diese Nummern wählt, so muß man ein reicher Mann werden; das Papier enthält eine kurze Geschichte der sonderbaren Wendungen des Schicksals, denen jemand während seines Lebens ausgesetzt ist, und zwar im ächten Zigeunerton. Der Preis dieser Zauberzettel ist ein Penny. Ich hörte einen grauköpfigen Herrn, der offenbar seine Frage für äußerst scharfsinnig hielt, einen von diesen Tausendkünstlern fragen, der ihn gefragt hatte, daß es der Anfangsbuchstabe seines Zunamens seyn müßte, warum es nicht eben so gut der erste Buchstabe seines Taufnamens seyn könne? Der Tausendkünstler erwiederte mit nicht weniger selbstgefälliger Schlauheit, daß Johann und Thomas Namen wären, die viele Menschen führten, und der alte Narr, den diese Bemerkung frappirte, zahlte sogleich seinen Penny. Ich habe oft einen solchen Verkäufer von Glücksnummern gesehen, der mit zwei Bierfiedlern, einen Trommelschläger und einer andern Person, die einem kleinen Karren fuhr, worin er seine Nummern und Sieben-Sachen hatte, auf den Straßen hin und her zog; es nährten sich also fünf Personen davon. Ein andrer von diesen Herumstreichern hatte auf seiner Zauberbüchse folgende Aufschrift:

Ici se vendent les vrais Cagliostros, les repertoires cabalistiques, les combinaisons égyptiennes,

et la clef du bonheur: le vrai tableau des cinq numeros sympathétiques.

Für diejenigen, die es bezahlen können, giebt es Tausendkünstler von einer höhern Classe, welche diese Glücksnummern durch tiefe mathematische Untersuchungen zu finden vorgeben. Einige verkaufen ihre Geheimnisse an die, welche sich an sie wenden, andere haben sie gedruckt, damit sie jedermann lesen kann. Folgendes ist ein Auszug aus einer Ankündigung, worin ein solches wissenschaftliches Werk bekannt gemacht wurde:

Jeu unique de la Lotterie, par Le Clerc. Il n'a jamais manqué depuis l'établissement de la Lotterie en 1758. Le livre se vend à dix francs.

Es giebt Lotterie-Büreau's, wo die Buchstaben, woraus des Glücksmannes Bonaparte Namen besteht, glückliche Zahlen bedeuten sollen.

Ach! wäre dies nur die einzige Art vom privilegirtem Spiel in Frankreich! Die Spieltische werden von der Regierung um einen ungeheuern Preis verpachtet. Die vorzüglichsten befinden sich in dem Garten des Palais Royal, von deren ganzen Einrichtung und Abgaben mir jemand, der den Spielern zugesehen, Nachricht gegeben hat. Ich hatte zwar nicht Gelegenheit, sogleich seine eigenen Worte niederzuschreiben; allein wenn ich mich recht erinnere, und wenn ich ihn recht verstanden habe, so wurden die fünf Spieltische, die sich in diesem einzigen Spielhause befanden, jede Decade auf achtzigtausend Franken oder jährlich auf zwölftausend Pfund Sterling gerechnet. Von jemand anders erfuhr ich, daß die Summen, die sämmtliche Spielhäuser in Paris eintrügen, zu den Einkünften der Madame Bonaparte gehörten. Soviel kann ich dem Leser gewiß versichern, daß diese Spielhäuser von der Regierung um einen hohen Preis verpachtet sind; ob ich schon nicht weiß, wie hoch sich

die Summe beläuft. Die Regierung war willens, diese Einkünfte durch Errichtung einer sogenannten Police de jeu zu Calais zu vermehren; allein jemand machte auf die Deutungen aufmerksam, die die Engländer machen würden, die man scheeren wollte, und der Entwurf wurde zurückgenommen. Die schrecklichen Folgen, die das Spiel nach sich zieht, kann man aus unläugbaren Thatsachen sehen. Damit jedoch keine Betrügereien vorfallen sollen, nimmt man die Einrichtungen an, die die Regierung vorschreibt. An jeder der vier Seiten jedes Tisches stehen oder sitzen entweder drei bis vier Leute, die einander nach einer bestimmten Zeit ablösen, damit ihnen die Mühe nicht allzu sauer wird; damit nun nicht gestohlen wird, dürfen die Leute, die das Geld auszahlen und einnehmen, dasselbe nicht mit den Händen, sondern mit einem Stabe anrühren, der am Ende einen Ring hat. Diese Aufpasser, die ihnen zur Seite sitzen oder hinter ihnen stehen, müssen dafür sorgen, daß die andern das Geld nicht heimlich in die Tasche stecken, und um noch sicherer zu seyn, müssen diese ihre Hände in die Höhe halten.

Die Besoldungen dieser Wirthe ehrlicher Leute und der Wächter der Ehrlichkeit, müssen bezahlt werden; außerdem giebt es hier noch eine Menge von Aufwärtern, die jedem Bier bringen, der es verlangt, mag er mitspielen oder nicht; die Menge von Bier, die hier getrunken wird, ist außerordentlich groß. Diese Spieltische nehmen eine lange Reihe von Zimmern im Hauptstockwerke ein, und der Miethzins im Palais Royal ist außerordentlich hoch. Außerdem leben die Leute, die die Bank versorgen und das Haus pachten, trotz der ungeheuern Abgaben, die sie zu bezahlen haben, in Reichthum und Luxus.

Aus einer Zeitung vom 2ten August 1801 sehe ich, daß man in dem Monat Prairial siebenhun-

dert und siebenundvierzig Prozesse entschieden hat; fünfhundert und einundsiebenzig Personen sind zu verschiedenen Strafen verurtheilt worden; hiemunter gab es hundert und drei, die zum Tode verurtheilt waren, hundert und sechsundsiebenzig sind losgesprochen worden. Am ersten Messidor waren noch tausend und vierunddreißig Prozesse zu entscheiden, und tausend neun hundert und siebenunddreißig Personen befanden sich im Gefängnisse.

Diese Anzahl bezieht sich auf ganz Frankreich; allein ungefähr hundert Hinrichtungen in einem einzigen Monate, wo die Todesstrafe bloß auf die schändlichsten Verbrechen, vorzüglich auf den Mord steht, geben zu ernsthaften Betrachtungen Veranlassung.

Zu Chaillot giebt es eine Dampfmaschine, die das Wasser zum Gebrauch der Stadt heraufs treibt, d. i. an einer Stelle des Flusses unterhalb, wo aller Unrath aus den gewöhnlichen Canälen und Abzügen in einen engen Canal aufgenommen worden ist, der im Sommer nur sehr sparsam mit Wasser versehen ist. Lehrt nicht schon der gemeine Menschenverstand, daß diese Maschine am Thore Saint Bernard, d. i. am Ost- statt am Westende der Stadt seyn sollte!

Bonaparte schenkte dem Invalidenhospitale eine Bibliothek. Wenn man unter den Büchern eine gute Auswahl trifft, so ist es eine menschenfreundliche Handlung, daß man den Invaliden Mittel zum Vergnügen giebt. Der Bibliothekar Cantwell hat Gibbons Geschichte, Hugh-Trevor und andere englische Werke übersetzt.

Caroline von Lichtfeld hat Madame de Montolieu, eine geborne Lausannerinn geschrieben, wo dieselbe sich auch aufhält.

Während der Revolution forderte der Neffe eines Edelmanns, der mit einer geladenen Flinte bewaffnet war, eine Schildwache auf, die ihn kannte, sich mit

thun, zu einem Complott gegen die bestehende Regierung zu vereinigen. Die Schildwache erwiderte: „Schieß, aber fordere nicht, daß ich traurig seyn soll;“ und der brutale Angreifer schoß und streckte ihn todt zu Boden; wegen dieses Verbrechens wurde er, nachdem er sich gerettet hatte, achtzehn Jahre zu den Galeeren verurtheilt. Sein Onkel, ein Emigrant, der nachher zurückkehrte ist und einigen Einfluß erlangt hatte, bat für ihn um Begnadigung, wobei er anführte, sein Enkel habe sich doch bloß einer Unbesonnenheit schuldig gemacht.

Zu Robespierre's Zeiten wurde jemand zu als einer von den Richtern des Revolutionstribunals den Vorsitz führen sollte, von dem so viele Unschuldige täglich verurtheilt werden sind, von einem Freunde gefragt, warum er in einer so schändlichen und verdorbenen Gesellschaft sitze? „Um so vielen Menschen als möglich das Leben zu retten, erwiederte er, vielleicht kann ich sogar das ihrige retten; denn wer ist mehr in Gefahr?“ Nach wenigen Stunden wurde die Prophezeihung erfüllt. Diese Person wurde vor das Revolutionstribunal gebracht; sie war angeklagt, daß sie ein Royalist sey, und entgieng dem Tode bloß dadurch, daß ihr Freund sich verbürgte, sie sey ein ächter Republikaner.

In Paris besuchen die Frauenzimmer die Caffeehäuser, ja sogar die oben erwähnten Spieltische.

Das Theater, wo Moliere seine Stücke spielte, ist noch immer in der Straße Fossez-Saint-Germain; gegenüber befindet sich ein Caffeehaus, das ich für das interessanteste in Paris halte. Sowohl Rousseau, Voltaire, Piron als andere berühmte Gelehrte besuchten dasselbe; es hieß damals le Caffé Procope und jetzt le Caffé Zoppi. Es hält dasselbe ein verständiger Italiäner dieses Namens, und wird noch immer von Gelehrten besucht. Es besitzt eines der besten Lesezimmer in Paris.

Ich habe mehrere Franzosen behaupten hören, es gäbe zu Paris keine Trupps von Taschendieben. Zwei Engländer, ein Paar genaue Freunde von mir, giengen durch den Gang Feydeau, und befanden sich plötzlich unter einem Schwarm von Menschen. Sie drängten sich durch, giengen durch die Straße Vivienne, und als sie in das Palais Royal gehen wollten, standen ihnen wieder Leute im Wege, die wir vorher, allez Messieurs! riefen. Dem einen von diesen Engländern hatte man seine goldene Uhr gestohlen. Ich habe von einem glaubwürdigen Manne erfahren, daß Taschendiebe dieser Art häufig die zahlreich besuchten Gänge des Palais Royal besuchen. Eines Tages ging ich zufälligerweise über den Greve-Platz und sah neun Menschen am Pranger stehen, und zwar drei neben einander, indem sich ein Gerüst über dem andern befand; so war nämlich die Maschine eingerichtet.

Die Betrüger machen eine sehr zahlreiche Classe aus; sie scheinen aber nicht so erfinderisch zu seyn, als ihre Brüder in London. Einer ihrer gewöhnlichsten Streiche bestand darinnen, daß sie die Fremden, besonders aber die Engländer, durch irgend eine Geschichte in ein Spielhaus lockten. Von dieser Art war folgender Streich: Ein Engländer, der völlig mit ihren Kunstgriffen bekannt war, gieng eines Abends auf dem Boulevard italien spazieren, als ein wohlgekleideter Franzose mit gepudertem Haare und mit dem Huthe unter dem Arme ihn plötzlich an die Seite trat und folgendes Gespräch anfing:

„Mein Gott, welcher Haufe! Es ist unglaublich! Sind Sie da gewesen?"

„Wo, mein Herr?

„Im Theater Louvois."

„Nein."

„Ich habe mich also geirrt. Man giebt heute

ein Concert; ich habe mein Billet mit sechs Franken bezahlt, kann aber nicht hinein kommen. Doch, das hat nichts zu sagen, ich habe einen andern Ort, den ich besuchen will. Unstreitig haben Sie von der berühmten Clotilde gehört?"

„O ja."

„Sie spielt eben so gut auf dem Billard als sie tanzt."

„Man sagt es."

„Sie hat mit dem englischen Lord eine starke Wette gemacht."

„Und vielleicht wollen Sie sie spielen sehen?"

„Ja."

„Das ist ja ganz herrlich, ich errieth es gleich."

„Sie können mit mir kommen, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Sie sind sehr artig, mein Herr!"

„Warum nicht? Ich bin ein Freund des Hauses."

„Also ein Freund des Hauses!"

„Ja, ich will Ihnen recht gerne den Weg zeigen."

„Wie man den Esel zur Tränke führt?"

„Mein Herr?"

„Mein Gott, Ihr Franzosen seyd doch wahrhaftig außerordentlich gefällig!"

„Es scheint mir, mein Herr, als ob Sie mit den Schlichen zu Paris sehr bekannt wären."

„Ja, mein Herr, ganz leidlich. Haben Sie doch also die Gefälligkeit mir zu sagen, ob die Fremden nicht bisweilen das Unglück haben, von — Gaunern angeredet zu werden."

„Mein Herr!"

„Von Betrügern, von Schurken, die außerordentlich artig sind, um ihnen desto sicherer die Taschen ausleeren zu können?"

„Aber — das ist möglich, mein Herr!"

„Wenn Sie also, mein Herr, zufälligerweise einer

solchen Personen begegnen sollten, so haben Sie die Gefälligkeit, ihr mein Compliment zu machen. Ihr gehorsamer Diener.

Für die Richtigkeit dieses Gespräches kann ich bürgen, einige unbedeutende Veränderungen ausgenommen; denn ich war einer von den Mitsprechern. Mehrere meiner Freunde waren auf eine ähnliche Art angeredet worden; die berühmte Ekotistin war häufig der Gegenstand des Gespräches. Einige setzte man auch hinzu, sie werde in Mannskleidern spielen oder fechten, und dann beschrieb man die Schönheiten ihrer Beine und ihrer Gestalt. Den gelahrten Herrn, Herrn Heiberg, den ich kannte, lud man ein, ein Duell zwischen einem Mameluken und einem französischen Husaren mit anzusehen; zwei verzweifelte Helden, die in einer Kammer fechten sollten; bloß der Tod sollte dem Kampfe ein Ende machen. Solchen Mährchen bedient man sich häufig; man läßt sich daher nicht so leicht hintergehen.

Vertauschen scheint einer von den Kunstgriffen zu seyn, deren sich die Diebe am häufigsten bedienen. Ich sah jemandem nachsetzen und auf der Straße einholen, der auf einem Caffeehause einen silbernen Löffel gestohlen hatte, und der, da er einen bleiernen dafür zurückgelassen, glaubte, daß man die Sache nicht sogleich merken werde. Wahrscheinlich erinnert sich der Leser des Abenteuers zwischen einem Franzosen und einem Juden zu Amsterdam; ein ähnlicher Diebstahl hatte sich neulich, wie man mir erzählte, zu Abbeville zugetragen. Zwei Männer giengen mit einem kostbaren Kasten goldner Uhren zu einem Krämer dieser Stadt, dem sie Briefe brachten; sie gaben vor, sie wollten seine gewöhnlichen Kunden werden, da sie Landleute seyen, und zeigten ihm ihre Uhren, deren Werth, wie sie recht gut wußten, nicht kannte. Sie ließen den Kasten in seinem Hause als an einem Sicherheits-

orte, kamen den nächsten Tag wieder und sagten, sie hätten einen Wechsel bekommen und brauchten ganz unerwartet drei Tausend Livres. Sie machten ihm den Vorschlag, ihm einen Handelsvortheil nebst den Interessen zuzugestehen, wenn er ihnen so viel Geld borgen wolle; zugleich schätzten sie ihm auch den Uhrenkasten als ein vollkommenes Eichenholz, fanden lassen, während sie andere Stücke besuchten, wo sie Geschäfte hätten; bei ihrer Zurückkunft nach einem Monate wollten sie das Geld wieder bezahlen.

Man kam über die Bedingungen überein, und da der Borger ein Weinlager hatte, so gieng der eine davon mit ihm in den Keller, um den Wein zu kosten, während der andere in der Stube blieb, um ein doppeltes Inventarium der Uhren zu schreiben. Als der Krämer wieder zurück kam, überlieferte man ihm den Schlüssel und den Kasten zugemacht und zugesiegelt. Man hatte kein Auges, das Geld wurde fortgeschafft; es war schon ein Monat über die bestimmte Zeit verstrichen, ehe man den Kasten öffnete. Er enthielt nichts als Muscheln und Kiesel; man hatte ihn ausgetauscht. In England würden solche Betrügereien nicht häufig glücken.

Es ist ein Unglück, daß der Buchhandel noch nirgends gut und methodisch eingerichtet ist. Paris ist in dieser Hinsicht vorzüglich mangelhaft. Einige Buchhändler drucken zwar Catalogen von den wenigen Büchern, die sie selbst drucken lassen; ein Buchhändler zu Paris aber handelt oft bloß mit einer Art von Büchern, und kennt die übrigen Arten, mögen sie neu oder alt seyn, ganz und gar nicht. Einem Fremden kostet es oft Mühe, den Ort zu finden, wo er ein neues Buch erhalten kann, und ich habe keine Catalogen von Büchern anderer Verleger gefunden, die in London für den Käufer und Verkäufer so nützlich sind.

Mademoiselle Quinault sah den verschwenderischen Sohn auf einem Puppentheater aufführen,

und erzählte den nächsten Abend in ihrer literarischen Gesellschaft, sie sey überzeugt, derselbe sey ein so vortrefflicher Gegenstand für das Theater, daß sie ihm Destouches empfehlen wolle. Voltaire war dabei zugegen, hörte aufmerksam ihrer Schilderung von den Wirkungen zu, die er machen könne, sprach kein Wort, sondern eilte nach Hause und fing an zu schreiben. Den Morgen darauf kam er wieder und fragte sie, ob sie Destouches gesehen hätte? Da dies nicht der Fall gewesen war, so zeigte er ihr den Entwurf, den er gemacht hatte, und nach diesem verfertigte er sein Enfant prodigue. Voltaire fürchtete sich so sehr vor einer Cabale, daß Mademoiselle Quinault sein Geheimniß bei sich behielt, sein Stück, worin sie selbst spielte, für die Bühne einstudiren ließ, und zwischen ihr, den Schauspielern und Voltairen wurde ausgemacht, daß es ohne eine öffentliche Ankündigung aufgeführt werden sollte. Man kündigte daher das Trauerspiel Brittannicus an; den andern Tag gab man vor, es sey eine Schauspielerin krank geworden, und man könne es also nicht aufführen, man ersuchte daher die Zuschauer, an dessen Stelle ein neues Lustspiel in fünf Aufzügen aufführen zu dürfen. Durch diesen Kunstgriff entging Voltaire einer von den schändlichen und willkürlichen Handlungen der Ungerechtigkeit, denen bloß dramatische Schriftsteller ausgesetzt sind.

Die Polizey prahlt beständig mit ihrer Aufmerksamkeit auf öffentliche Bequemlichkeit; sie befiehlt die Straßen zu reinigen, jedem Pferde, das vor einem Cabriolet gespannt ist, eine Glocke um den Hals zu hängen, langsam zu fahren, bei'm Einbruch der Nacht vornehm Cabriolett eine Laterne anzuzünden, nicht allzu schwere Lasten zu laden, richtiges Maaß und Gewicht zu führen, ja sie bekümmert sich sogar um die Häthe der Bedienten und tausend andere Kleinigkeiten,

die heute gelesen werden und morgen gänzlich vergessen sind. Diese Polizey untersucht auch jährlich einmal die Miethskutschen, die Cabrioletts und die liederlichen Frauenzimmer, damit die Sicherheit von Paris nicht gefährdet werde. Allein die Kutschen und die Cabrioletts zerbrechen tagtäglich, und die Quacksalbereien werden den Vorübergehenden an allen Ecken aufgedrungen.

Die Cabrioletts oder Wagen mit einem Pferde sind sehr zahlreich; etliche wenige gehören vornehmen Herren; andere, die eben so gut aussehen, Miethskutschern, die nur an wenigen Orten, beim Palais Royal, auf den Boulevards und auf dem Siegesplatze fahren; eine dritte Art halten solche Leute, die sich einen elenden Wagen und ein Pferd um dreißig Schillinge kaufen können, und die Reisende nach den benachbarten Dörfern bringen. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten ist dies ein wohlfeiles Fuhrwerk; allein wenn die Wasserkünste zu Saint-Cloud spielen, und an gewissen Tagen, wo eine Menge Menschen nach Versailles und nach andern Orten geht, verlangt man einen ungeheuern Preis dafür. Ueber den Preis der Kutschen oder Cabrioletts außerhalb Paris giebt es keine Verordnung, und an dem letztern Orte ist die Verordnung äußerst abgeschmackt und ungerecht; für eine sogenannte Fahrt, mag sie lang oder kurz seyn, muß man funfzehn Pence bezahlen. Fährt jemand von dem einen Ende von Paris bis zum andern, so bezahlt er, sobald er nur nicht anhält, auch nicht mehr; hält er aber zwanzigmal an, und er ist nicht so vorsichtig gewesen, den Wagen auf Stunden zu miethen, so muß er auch zwanzig Fahrten bezahlen. Oft sitzen sechs bis zwölf Leute mit ihren Sachen in den schwerfälligen Cabrioletts, und lassen sich von einem einzigen elenden Pferde nach Versailles und nach allen nahliegenden Gegenden von Paris fahren.

Der Unterschied zwischen den Umgebungen von Paris und London ist außerordentlich groß; die Straßen, die nach ihnen führen sind geräumig, und mehrere haben wegen ihres breiten Pflasters und wegen der Reihen von Bäumen ein Ansehen von Größe; sie sind aber beinahe gänzlich leer und öde; denn sieht gar nichts von dem steten Hin- und Hergehen, das man täglich auf allen Straßen nach London zu sehen bekommt. Bloß in Paris scheinen die Pariser geschäftig; aber unsere Weichlinge scheinen große Wanderer zu seyn, wenn man sie mit den Menuissen von Paris vergleicht.

Die Karren sind plump und ungeschickt gebaut: die Nabe des Rades springt auf jeder Seite beinahe achtzehn Zoll weit hervor, und gefährdet auf diese Art gar sehr die Sicherheit der Vorbeigehenden. Auf mehreren Straßen wo viel gefahren wird, können kaum zwei Wagen neben einander fahren, und die Leute die neben ihnen hergehen, müssen sich so gut als möglich zu halten suchen. Die Anzahl der Wagen aller Art hält indessen keine Vergleichung mit der Menge aus, womit beständig in London so viele Straßen angefüllt sind. Schon hieraus sieht man, daß die Engländer weniger thätiger sind, man braucht daher nicht einmal ihre Manufacturen und Magazine zu besuchen. Merkwürdig ist es, daß in beiden Ländern die Sprache, womit die Fuhrleute ihre Pferde anreden, einerlei ist, von Ton der Stimme und die Zusätze ausgenommen.

Ihre Art die Pferde im Winter zu beschlagen, ist ein eben so großer Beweis von ihrer Unbiegsamkeit und von ihrem langsamen Fortschreiten in der Vollkommenheit, als die Naben ihrer Räder; wenn es gefriert, kehren sie die Hufeisen nie auf, wenn daher das Thier ausgleitet, so ist es in beständiger Gefahr zu fallen, besonders an solchen Stellen, wo es nicht aufwärts geht. Ich bin nie bei m Frost ausgegangen,

ohne Pferde fallen, Karren stacken, und unverständige Fuhrleute in Verlegenheit zu sehen. Ich machte einsichtsvolle Männer auf jenes Mittel aufmerksam; allein sie behaupteten, daß wenn man das Eisen aufwärts kehrte, man das Pferd lähmen, und daß dasselbe auch auf dem Pflaster von Paris nichts helfen würde. Hätte mir ein unwissender und vorurtheilsvoller Fuhrknecht so geantwortet, so würde ich mich nicht darüber gewundert haben.

Fremde müssen wissen, daß Höker, ja selbst Krämer zweimal so viel für etwas fordern, als sie es endlich verkaufen. Besonders sollten Engländer nie etwas kaufen lassen, oder Befehl zu etwas ertheilen, ohne einen bestimmten Preis festzusetzen. Ein Herr und seine Familie giengen in ein Hotel und mußten für einen einzigen Tag drei Louisd'or bezahlen, und da sie nach zwölf Uhr wieder auszogen, so verlangte die Wirthin, daß man ihr das Doppelte dieser Summe bezahle. Ein anderer meiner Freunde mußte fünf Schillinge für das Haarabschneiden geben. In keinen von beiden Fällen bezahlte man diese Prellereien, weil man hier leicht Hülfe erhält. Nach dem Frieden war man sehr aufmerksam auf jede Klage dieser Art, welche die Engländer etwa erhoben. Auf diese Art fand ich auch sogleich Hülfe. Als ich nämlich eines Abends meine Tochter und die Schwester meiner Frau auf einen Maskenball begleitete, stiegen wir frühzeitig genug in die Straße Lille in den Wagen, um noch vor Mitternacht am Opernhause einzutreffen; der Kutscher aber fuhr absichtlich sehr langsam, und da es gerade zwölfe schlug, als wir ausstiegen, so drang er auf sein Recht einer doppelten Bezahlung; denn so gebietet es das Gesetz. Man rief den Polizeybeamten herbei; dieser hörte die Erzählung des Kutschers an, und da er sah, daß ich ein Engländer war, so wartete er nicht einmal bis ich sprach, sondern jagte den Kerl mit Dro-

hungen fort und behauptete, es sey noch nicht zwölf Uhr. Der kleine Despot übte zwar Gerechtigkeit aus, aber er kannte sie nicht. Diese Maskenbälle zu Paris sind noch abgeschmackter als die englischen. Man bekommt zwar einige Charaktermasken zu sehen; allein dieselben machen nicht den geringsten Versuch sich so zu betragen, wie es ihr Character erfordert. Man tanzt auch, aber es ist alles so voll, daß der Tanz kein Vergnügen gewähren kann. Man trifft daselbst auch eine große Menge Mannspersonen in Frauenzimmerkleidern an, weil Damen in Gesellschaft von Herren nichts bezahlen.

Zum Frühstück trinken alle Arten von Arbeitern ein Glas Liqueur; ihre Hauptnahrung besteht hauptsächlich in Brod und Obst, nebst einer Speckrindenschaale, die in Streifen geschnitten ist; für zwei Liards bekommt man eine bestimmte Anzahl derselben, die man des Couennes nennt. Zu Paris bekommt man mit jedem guten Stück Fleisch Abfälle, und zwar um den nämlichen Preis, und diesen Abfall nennt man sonderbar genug les réjouissances.

Als wir zu Paris anlangten, stand man nicht mehr in Gefahr, wenn man sich ohne Cocarde sehen ließ; als ich indessen auf der Polizei meine Sicherheitskarte holen mußte, wollte mich die Schildwache nicht eher gehen lassen, bis ich eine von einer Frau gekauft hätte, die deshalb neben ihm stand, und die sie mir an den Huth steckte. Ich ließ sie aber nicht länger da, als es durchaus nothwendig war.

Die Benennung Bürger kommt nach und nach immer mehr aus dem Gebrauche; bloß die Beamten bedienen sich noch derselben. Ich gab mir viele Mühe, den Unterschied zu erfahren, den das Volk vor dem Concordate zwischen dem Decadi und Sonntag gemacht hätte, und fand, daß derselbe nur gering gewesen war. Müßiggänger haben statt eines Feiertags

zwei gemacht, und einige Krämer bewiesen gegen den Sonntag eine gewisse Ehrfucht, indem sie Nachmittags ihre Läden verschlossen. An beiden Tagen arbeitete man, und zwar nur mit geringer Unterbrechung; in Vergleich mit unsern Sitten hatte man sich an den Sonntagen immer zu Paris große Freiheiten erlaubt.

Unter den Ruinen der Stadt stellen vielleicht jene des Collegiums der Sorbonne das auffallendste Gemälde von der Veränderlichkeit menschlicher Einrichtungen dar. Wie groß waren nicht ehemals die Vorrechte, die Gewalt, die Streitigkeiten der Doctoren der Sorbonne! Jetzt sind sie nicht mehr.

Das Gebäude, der Pallast, in dem ehemals die Könige residirten, das aber schon seit langer Zeit zu den Sitzungen der ehemaligen Parlamente, jetzt aber zu Gerichtshöfen dient, ist in jeder Hinsicht der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. Hier lernt man die Art kennen, wie peinliche und Civilprozesse behandelt werden, und zwar in einem Gebäude, das wegen seiner Größe und Wirkung prächtig ist. Die Gallerieen dieses Gebäudes, die ehemals ganz zum Handel dienten, waren vor der Erbauung des neuen Marktplatzes in den Gärten des Palais Royal der Sammelplatz einer Menge von Menschen. Seit dieser Zeit aber ist ihre Lebhaftigkeit verschwunden und ihr Handel gesunken; sie sind beinahe gänzlich verlassen.

In einer Ecke des Pallastes steht das berühmteste Gebäude von gothischer Baukunst von Paris, nämlich la sainte Chapelle, die aber jetzt verschlossen ist. In der Vorstadt Saint-Germain giebt es ein sehr beträchtliches Quartier, von dem man schon längst behauptet hat, daß es gefährlich gebaut sey, und nur zu oft hat man dies aus der Erfahrung kennen lernen. Straßen befinden sich über Steinbrüchen, woraus man die Steine zur Erbauung ihrer Häuser geholt hat, und diese ausgehöhlten Grundlagen ha-

ben bisweilen nachgegeben. Die Steinbrüche sind eben so zahlreich als die Straßen über ihnen, und nehmen beinahe auch die nämlichen Richtungen. Sie werden oft von Neugierigen besucht, obschon nichts merkwürdiges darin ist. Dies ist wieder ein auffallender Beweis von dem gewöhnlichen Mangel an Vorsicht.

Das Pantheon hat man gewaltig wegen seiner Bauart gepriesen. Auf die Kenntniß des technischen Theils dieser Kunst mache ich keinen Anspruch; allein über ihren Nutzen kann jedermann urtheilen. Das Pantheon besteht aus fünf Abtheilungen, die im höchsten Grade unproportionirt sind; die Höhe, Länge und Breite stehen nicht im geringsten mit einander in Verbindung, und den Nutzen eines solchen Gebäudes ist man gar nicht in Stande ausfindig zu machen, wenn man nicht annehmen will, daß, da dies Gebäude zu einer Kirche bestimmt gewesen ist, man fünf Kirchen in einer einzigen haben wollte. In Ansehung der Verhältnisse ist der Dom noch fehlerhafter. Ich konnte ihn nicht sehen, ohne mich des Domes der St. Pauls Kirche, und zwar mit Schmerz zu erinnern. So sehr sich aber auch Paris durch eine Menge von glänzenden Gebäuden auszeichnet, so giebt es doch keins, das einen so malerischen und schönen Eindruck machte, als die St. Pauls Kirche in London.

In London hat man neuerlich oft Klagen erhoben, daß man die Gebäude so wenig dauerhaft baue; allein ich halte dies für sehr zweckmäßig, denn an die Stelle solcher Häuser kann die Nachwelt, die in der Kenntniß immer fortschreitet, bequemere Gebäude sezzen. In Paris sind die großen dauerhaften Gebäude eine große Unbequemlichkeit, die beinahe jede künftige Abhülfe unmöglich macht. Auch sind sie die Veranlassung zu einer gewissen Routine in der

Bau-

Baukunst gewesen, die man wahrscheinlich nicht so bald verlassen wird.

Die Nationalbibliothek soll sowohl an Manuscripten als an gedruckten Büchern die zahlreichste auf der Erde seyn. Sie wurde unter dem Könige Johann von Frankreich angelegt, der ungefähr acht bis zehn Bücher besaß, unter welchen sich eine französische Uebersetzung von drei Decaden des Livius, ein Buch über die Sittlichkeit des Schachspieles und ein anderes über die heiligen Kriege und ein Gespräch über Substanzen befand, das noch immer in der Bibliothek, und worin der König eine der unterredenden Personen ist. Unter Carl V. wuchs sie bis auf neun hundert Bände an; nach seinem Tode aber wurden viele weggeborgt und gingen verloren, die übrigen wurden größtentheils für zwölfhundert Livres für den Herzog von Bedford, Regenten von Frankreich, gekauft, welches damals keine kleine Summe war.

Ludwig XI. sammelte die Ueberreste, und von dieser Zeit an hat sie stets zugenommen und ist bis zu ihrer jetzigen Größe gestiegen. Sonn- und Festtage ausgenommen, steht sie den Gelehrten alle Tage von zehn bis zwei Uhr offen; man erhält jedes Buch, das man verlangt, und Gelehrte, die man kennt, dürfen sogar Bücher mit nach Hause nehmen. Es giebt noch drei andere große öffentliche Bibliotheken zu Paris; die eine im Arsenal, die andere im Pantheon und die dritte im Collegium der vier Nationen.

Ein anderer Gegenstand, den gewöhnlich Reisende besuchen, ist der Pflanzengarten, der aber so vielerlei enthält, daß er sich eben so wenig als die Nationalbibliothek beschreiben läßt. Er liegt am südlichen Ufer der Seine am östlichen Ende von Paris. Man macht sehr viel Rühmens von ihm; da ich aber kein Pflanzenkenner bin, so kann ich nicht darüber entscheiden.

Die Menagerie befindet sich ebenfalls an diesem Orte; für mich waren die Elephanten die merkwürdigsten Thiere. Sie hatten dem Erbstatthalter gehört, und der Wärter, ein Schotte, der mit ihnen aus Holland gekommen war, theilte mir mehrere Beweise von ihrer Gelehrigkeit und Schnelligkeit im Begreifen mit. Ich fragte ihn, ob er die Geschichte von

einem Elephanten in Ostindien für wahr halte, der, als ihn ein Schneider mit der Nadel in den Rüssel gestochen, diesen nach der Tränke mit schmutzigem Wasser angefüllt, und es dem Manne in's Gesicht gespritzt habe. Er erwiederte mir, daß er nicht im geringsten an der Wahrscheinlichkeit eines solchen Vorfalles zweifle, und erzählte mir, daß der nämliche Elephant unter seiner Aufsicht, der neuerlich gestorben ist, einstmals von einer Schildwache mit dem Bajonett gestochen worden sey, als er von den Zuschauern Brod in Empfang nehmen wollte; dies Thier paßte daher die Gelegenheit ab, faßte mit seinem Rüssel die Flinte, drehete den Lauf so herum, wie man einen Zweig dreht, trat sie mit den Füßen, und sah stier darauf. Die Schildwache wagte sich nicht im geringsten, ihm zu nähern. Als sein Aerger vorbei war, nahm ihm der Wärter die Flinte weg.

Hier ist auch das Museum, worin eine Menge Naturmerkwürdigkeiten sind. Die Münze ist nicht so berühmt, ob sie schon in ihrer Art nicht weniger merkwürdig ist; sie befindet sich an der neuen Brücke, und enthält Materialien und Erze in großer Anzahl, die vortrefflich geordnet sind. Als Gebäude ist sie vielleicht das schönste zu Paris.

Man baut jetzt zwei neue Brücken, die eine dem Pflanzengarten gegenüber, die andere aber ungefähr hundert Schritt westlich von der Münze. Als wir Paris verließen, war man in ihrem Bau schon weit vorgerückt, und jetzt ist sie vielleicht fertig. Diejenigen, die darüber gingen, sollten an jeder derselben Zoll bezahlen, um die Kosten des Baues zu bestreiten. Eben solche Zölle mußte man vorher an den Fähren bezahlen, wo die Boote und Bootsleute ungemein roh und linkisch waren.

Die Kirche der Invaliden und ihr Dom gehören ebenfalls unter die schönsten Gebäude von Paris. Man mag dieselben sehen, von welcher Seite man will, so gewähren sie einen malerischen Anblick. Dies ist im Ganzen immer mit Domen der Fall, wovon es mehrere zu Paris giebt.

Außer dem Eintrachtsplatze ist das größte Viereck in Paris auch das älteste; es wurde von Heinrich IV. angelegt. Als ein Andenken an den

Mann und die Bauart der damaligen Zeit, verdient es die Aufmerksamkeit der Fremden, welche es gemeiniglich wegen seiner Entfernung nicht kennen lernen. Sowohl in Paris als in London hat der Sitz der Mode alle Jahrhunderte seinen Platz geändert; dies war unter Heinrichs Regierung der Ort derselben.

Der Tempel ist ein sehr merkwürdiges Gebäude; er ist aber von Mauern umgeben, und es darf niemand durch die Thore hineingehen, diejenigen ausgenommen, denen sein Anblick Schrecken einflößt, und die, welche sie hineinschleppen.

Das Observatorium auf der entgesetzten Seite der Stadt, das Perrault erbaut hat, der sich bei seinem Baue von Cassini leiten, oder wie andere behaupten, mißleiten ließ, ist für den Astronomen ein höchst interessantes Gebäude. Zu Paris kann man jede Anstalt, wo Geschmack und Wissenschaft herrschen, ohne Schwierigkeit besuchen.

Die Börse hält man in einer Kirche; sie wird aber bloß von Mäcklern besucht und von Grenadieren beherrscht.

Die Nachrichten, die ich über das Carneval zu Paris erhalten habe, gewähren dem Herzen keinen Genuß. Während der Revolution gab es kein Carneval; allein unter Bonaparte wurde seine Feier wieder eingeführt. Es besteht in kindischen Possen, Unanständigkeiten und Witzergießungen, fängt vierzehn Tage vor dem ersten Tage in den Fasten an, und endigt sich mit der Aschermittewoche. Den ersten Donnerstag in den Fasten und den Sonntag zuvor treibt man alle mögliche Narrenspossen; die Boulevards, besonders aber der Hauptdurchgang von Paris, der sich von dem Platze Vendome bis nach der Bastille erstreckt, sind mit Menschen und Wagen angefüllt, so wie die Straßen und Fenstern mit Zuschauern besetzt sind. Die Wagen fahren auf und ab, und bestehen in Kutschen, die mit Neugierigen angefüllt sind, und Wagen und Karren mit allen Personen die zu einem italiänischen Possen- und Marionettenspiele erforderlich sind.

Auf jedem solcher Karren befindet sich ein Redner, der die Carnevalsmißbräuche studirt hat, und hierin besteht das Hauptvergnügen des ganzen Schau-

spiels; bald fahren die Karren fort, bald machen sie Halt, und nun fangen die Redner an, und sprechen so schnell wie ein reißender Strom, nichts als Abgeschmacktheiten, womit ihr Gedächtniß angefüllt ist. Die Sprache, die diese Leute, sowohl alt als jung führen, ist eben so unanständig als grob. Auch versuchte man einige Spöttereien gegen das Concordat und gegen Bonaparte's Priester. Der letztere aber war sogleich wieder verschwunden.

Der Zug, den man an dem Mittewoch, dem Donnerstag und Freitag in der Charwoche nach Longchamp hält, war des Carnevals würdig; nur gab es weder Maskeraden noch unanständige Reden dabei. Ehemals soll er über alle Beschreibung prächtig gewesen seyn; da man aber auch das nämliche von dem im Jahre 1802 sagte, so zweifle ich mit Recht an der Wahrheit solcher Behauptungen. Dieser Aufzug hat seinen Ursprung der großen Menge Volks zu verdanken, das sich nach der Abtei Longchamp an den Ufern der Seine begab, um ihre berühmten Chorsänger anzuhören. Der Zug, den ich mit ansah, bestand in einer Reihe Wagen, die in dem Hölzchen von Boulogne hin- und herfuhren. Hier bekam man alle Arten von Glanz zu sehen, die Paris enthielt.

Der große Zugang nach den elisäischen Feldern und der ganze Weg bis nach dem Hölzchen von Boulogne war mit Soldaten besetzt. Damit diese nun nicht ganz müßig zu seyn brauchten, hörte ich von verschiedenen Leuten, die mit dem Degen oder dem Bajonett verwundet worden waren. Einen Mann sah ich zuerst mit dem Degen schlagen, und dann vor den kommandirenden Offizier schleppen, weil er die Linie überschritten, welche diese Wache vorgeschrieben hatte. Ein Franzose, der an meiner Seite stand, stieß bittre Verwünschungen gegen die Tyranney aus, die er mit ansah; ich für meine Person zitterte, man möchte ihn hören. Die Wahrheit verlangt aber auch zu gestehen, daß sich dieser Tag in dieser Hinsicht auszeichnete: solche Streitigkeiten kommen nur selten vor; der große Haufe ist an ruhige Unterwerfung gewöhnt. Im Ganzen betragen sich die Soldaten höflich gegen das Volk, und das Volk gegen die Soldaten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Gegenden um Paris sind nicht ganz ohne Interesse für den Fremden. Diese Hauptstadt liegt an den Ufern eines Flusses und ist fast von Hügeln umgeben, die ein großes und malerisches Amphitheater bilden. Die Anhöhen sind an einigen Stellen nahe, wie z. B. auf der Seite von Montmartre, an andern aber mehr entfernt; doch haben sie einen zirkelförmigen Anblick. Ziegel sind nur wenig in Gebrauch, die Dörfer sind hauptsächlich von Steinen erbaut. Wenn man sie in der Ferne erblickt, so glaubt man, schöne kleine Städte zu sehen; kommt man aber hinein und untersucht sie, so findet man, daß sie der Aufenthaltsort von Unordnung, Unreinlichkeit und Armuth sind.

Der Mangel an Einzäunungen ist ein großes Uebel für ein Land. In demjenigen, das mit Hecken, Bäumen und Gärten bedeckt ist, herrscht eine Art von idealischer Sicherheit; ungeheuer große, nackte Strekken Landes hingegen erinnern den Menschen ganz unwillkührlich an eine Wüste. Weiler, Pachterhäuser und Hütten, die in England so zahlreich sind, findet man in Frankreich nicht, außer hie und da in der Normandie und in der Picardie, wo die Engländer so lange gehauset haben. Selbst in der Nähe von Paris bekommt man selten ein Haus zu sehen, das weit von andern entfernt steht. Ich habe zwar Frankreich nicht durchreis't, den Weg nach Calais und Amsterdam ausgenommen; allein dem Mangel an Einfassungen bemerkt man nicht bloß in dem ganzen nördlichen Deutschlande, sondern auch in allen Theilen von Frankreich, die ich gesehen habe.

Mit dem verstorbenen Künstler Girtin, der sich im Sommer 1802 in Paris aufhielt, habe ich mehrere kurze Excursionen um Paris her gemacht, wovon ich hier einige Nachrichten mittheilen will. Den ersten Tag ritten wir gegen Osten, und kamen nach dem Schlosse Vincennes. Wir wollten hineingehen, allein man ließ uns nicht. Die Schildwache sagte, daß es noch immer ein Gefängniß sey, was es schon längst gewesen ist, und daß, wenn wir uns an den

Befehlshaber wendeten, wir leicht die Erlaubniß zum Eintritte erhalten würden. Dies thaten wir und erhielten einen Erlaubnißschein.

Als Gebäude verdient Vincennes keine Beschreibung, hiervon muß man bloß die gothische Capelle ausnehmen, die im vollendetsten Styl erbaut ist. Das ganze Schloßgebäude geräth in Verfall. Der geräumige Hof war halb voll Menschen, die Landleute zu seyn schienen, und die sich auf mancherlei Weise vergnügten. „Sind dies Gefangene," fragte ich die Schildwache? „Nein, keine Gefangene, sondern" — „Dürfen sie nicht aus dem Thore gehen?" „Nein." Der Mensch machte ein sehr bedeutendes Lachen, während er mir antwortete. Es waren Conscribirte, die man ihren Familien als Recruten gewaltsam weggenommen hatte.

Wir verließen Vincennes und gingen nach Charenton. Dies Dorf hat eine angenehme Lage an der Vereinigung zweier Flüsse, der Marne und der Seine, an deren Ufern ich spazieren ging und hier und da Leute mit Angeln sah. Auch sah ich Schiffer ihren Weizen fortschaffen. Von einem Landmanne erfuhr ich, daß selten ein Winter vergehe, wo nicht die umliegenden Felder überschwemmt würden. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich auch die Veterinairschule. In Frankreich ist es etwas gewöhnliches, daß man nützliche und weise Regeln giebt, aber ein fehlerhaftes und thörichtes Verfahren befolgt.

Von Charenton ritten wir über die Ebene nach Choissy. Dies ist ein Dorf, das ehemals wegen einer königlichen Wohnung an den Ufern der Seine merkwürdig war, die aber seit der Revolution zum Theil zerstört ist, und jetzt von einer Privatperson bewohnt wird. Abends kehrten wir nach Paris zurück.

Den andern Morgen wählten wir die entgegengesetzte Seite, und indem wir gegen Westen gingen, ließen wir Chaillot, Passy, Autevil rechts nebst den Anhöhen von Meudon und Montcalvaire vor uns liegen. Girtin bestätigte die Bemerkung, die ich oben über Frankreichs Landschaften gemacht habe. Sie sind nackt, schmutzig, haben weder Hecken noch Bäume, außer wo es Wälder giebt; dies ist aber sehr selten der Fall, wenig große Massen, rauhe oder

ungleiche zerrissene Umrisse, wenig Grün und eine herrschende graue Farbe.

Von allem diesen macht bloß Saint Cloud eine merkwürdige Ausnahme, dessen Pallast gerade damals für den ersten Consul eingerichtet wurde. Da wir ihn zu besehen wünschten, so wandten wir uns an die wachthabenden Offiziere, die uns sehr gefällig die Erlaubniß ertheilten, den ganzen Pallast zu besehen, bloß die Zimmer ausgenommen, worin die Arbeitsleute arbeiteten. Die große Gallerie war von Mignard gemalt; allein wir erinnerten uns an die Gallerie des Apollo, womit es Mignards Genie nicht aufzunehmen im Stande ist. Hier sahen wir die Stelle, wo das Bildniß Ludwigs XVI, nebst den Lilien gehangen hatte; an derselben befindet sich jetzt, wie ich gehört habe, Bonaparte's Gemälde von David, wie er über den St. Bernard reitet.

Es würde Mühe kosten, eine vortheilhaftere Lage ausfindig zu machen, als diejenige, worauf der Pallast von Saint Cloud erbaut ist. Er steht auf einer sanften Anhöhe, wo man die Aussicht auf die Seine nebst dem Dorfe, das sich links erhebt, auf die Palläste von Bellevue und Meudon rechts, und auf die Ebene, die nach Paris führt, in der Fronte hat. Was aber die Kunst hat thun können, um die Natur zu entstellen, das hat sie gethan. Verschnittene Bäume, steinerne Bassins, Wasserkünste, die das Vergnügen der Pariser an feierlichen Tagen ausmachen, wo sie sämmtlich spielen, und die ganze Reihe von ähnlichen Künstlichkeiten, beleidigen trotz des Laubes, des Wassers und der schönen Ungleichheiten des Bodens das Auge.

Das Dorf Saint Cloud zeichnet sich durch seine Lage an einer steilen Anhöhe, wo man keinen beladenen Wagen hinauf bringen kann, und durch die Unsauberkeit und die Armuth seiner Einwohner aus. Dies macht einen fürchterlichen Contrast mit dem Pallaste, stimmt aber vollkommen mit dem Pomp und der Bettelhaftigkeit überein, die man in diesen Gegenden allenthalben beisammen antrifft.

Nach Tische giengen wir nach Versailles, wo Girtin volle und angenehme Beschäftigung für seinen Pinsel zu finden hoffte. Niemals aber waren wir mehr

getäuscht worden; regelmäßige Formen, Parallelogramme, Vierecke, Achtecke, Zirkel, kurz alles was man durch Lineal und Zirkel ausrichten kann, fand man hier beisammen. Die Stadt, die Straßen, der Pallast, die Gärten, sind sämmtlich in diesem Geschmacke. Bloß Klein-Trianon macht eine Ausnahme davon: dies ist ein Garten, den man im englischen Geschmack angelegt hat, und der der Lieblingsaufenthaltsort der letzten Königin war.

Die Zimmer dieses verlassenen Pallastes fanden wir aller ihrer Reichthümer beraubt; aller Glanz war verschwunden, und es herrschte eine große Einöde daselbst. Als Pallast ist er mehr groß als schön; die Fronte ist von Ziegeln und nähert sich dem Geschmack des sechszehnten Jahrhunderts; der hintere Theil von Stein.

Des Nachts blieben wir zu Saint-Germain-en-Laye, und den Morgen darauf machten wir einen Spazierweg durch die Stadt. Da es Sonntag war, so waren wir nicht wenig erstaunt, daß wir die Läden offen fanden und viele Landleute sahen; es schien beinahe als ob es Markttag wäre. Die Macht der Gewohnheit ist unglaublich stark! Es war wirklich kein Markt. Wir kehrten nach Paris zurück, ließen Malmaison rechts liegen und giengen durch Neuilli; die Brücke dieses Orts ist ein auffallender Beweis von der Dauerhaftigkeit elliptischer Bogen. Der Weg darüber geht in einer geraden Linie, ohne daß man in die Höhe zu steigen glaubt. Als Denkmal der Baukunst steht sie in hohem Rufe. An einem andern Tag besuchten wir das Dorf Montmorency, wo man eine höchst angenehme Aussicht auf ein Thal hat, das das schönste in der Gegend von Paris ist. Das Dorf liegt auf einer Anhöhe, man hat daselbst eine weite Aussicht.

Wenige Wochen darauf, im September 1802, verließen wir Paris. Hätte ich auch meine ganze Lebenszeit in dieser Stadt zugebracht, so würde ich doch noch viel zu lernen gehabt haben. Zu Calais hielten wir uns einen Tag auf, schifften uns dann nach England ein, und stiegen zu Dover ans Land.

Anhang.

Verzeichniß der Zeitschriften im Jahr 1802.

Politische Zeitungen.

Le Moniteur.
Journal des débats.
Journal de Paris.
La Clef du Cabinet.
Le Publiciste.
Le Citoyen français.
Défenseur de la patrie.
Les petites affiches.
Les anciennes petites affiches.
Le Courier des Spectacles.
La Gazette de France.
Journal du Commerce.
Journal d'Indication.
Journal du soir.

Gelehrte Zeitschriften.

La Bibliothèque commerciale. Monatlich zwei Stücke.
Le Bulletin de Paris. Alle Sonnabende.
La nouvelle Bibliothèque des Romans. Jährlich sechszehn Bände.
Bibliothèque française. Monatlich ein Stück.
La Décade philosophique et littéraire. Alle zehn Tage.
Le Dépôt des loix.
Le Journal des Modes et des Dames. Alle fünf Tage.
Magazin encyclopédique. Monatlich zwei Stücke.
Bibliothèque physico-économique. Monatlich ein Stück.
Journal de Médecine. Monatlich ein Stück.
Journal des Arts. Alle fünf Tage.
Journal de Médecine préservative. Wöchentlich ein Stück.
Journal des bâtimens civils.
Journal de Musique.
Bibliothèque brittanique. Monatlich ein Stück.
Bulletin de la littérature. Alle fünf Tage.
Journal militaire. Alle Monat zwei Stücke.
Journal bibliographique. Alle fünf Tage.
Le Mercure. Alle Sonnabende.
Annales de chymie. Alle Monate ein Stück.
Annales des Arts et des Manufactures.
Journal du Galvanisme, de Vaccine etc. Alle Monate ein Stück.
Journal géographique et militaire. Alle Jahr vier Stücke.

Ende.

Kurze Erklärung der Kupfer.

I. Ansicht von Paris von dem Südboulevard. Diese Ansicht ist von der Anhöhe aufgenommen, wo die vordere Windmühle steht.

II. Ansicht von Paris von Montmartre. Beide Ansichten belehren den Leser über die Lage von Paris, über die Anhöhen die diese Stadt umgeben und über ihre Hauptverzierungen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

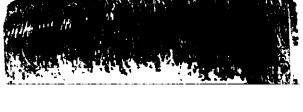
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

PUBLIC
ASTOR LENOX AN
TILDEN FOUN

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410